Schattenrisse aus Revals Vergangenheit

Leopold von Pezold

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Friedrich ... s/l. Eduard. 1901.

Schattenrisse

aus

Revals Vergangenheit.

DK 651
.T28 P5

Von

Leopold von Pezold.

Zweite, vermehrte Auflage.

Reval, 1901.
Verlag von Fr. Kluge.

Digitized by Google

630255

Дозволено цензурою.
Ревель, 2-го октября 1901 года.

Digitized by Google

20 April 11

Vorwort.

Die „Schattenrisse", die ich hier zu zeichnen versuchte und jetzt als Bilder vergangener Tage der Heimat vorlege, sind zum Teil aus Feuilletons zusammengestellt, die ich 1896 für die „Revalsche Zeitung" und 1898 für den „Revalschen Beobachter" geschrieben. Die erste Reihe derselben (Tante Gustchen und ihre Leute) fand in einigen Separatabzügen eine geringe Verbreitung, die zweite: „Schattenrisse aus Revals Vergangenheit" erschien später in Buchform, aber auch nur in beschränkter Auflage. Von verschiedenen Seiten wurde ich aufgefordert, beide Serien zu einer neuen Ausgabe zusammenzufassen, da beide inhaltlich in Zusammenhang ständen und sich gegenseitig ergänzten. Auch empfand ich selbst das Verlangen, manch weiteres Bild lieber, dahingegangener Freunde hinzuzufügen, manche Frage, die ich flüchtig berührt, eingehender zu behandeln, als es in einem Zeitungsfeuilleton möglich gewesen war. So entstand diese zweite Auflage der „Schattenrisse", vermehrt um neue Bilder der Vergangenheit und um weitere Schilderungen aus dem Studenten-, Wander- und Schulleben, wie um die Erinnerungen an einige Jubel- und Gedenkfeste auf dem Gebiete unseres einstigen höchsten Schatzes, unseres Schulwesens. Auch glaubte ich Abschweifungen in das Gebiet der Kirchengeschichte machen zu dürfen, von denen ich annahm, daß sie sich für unsere Heimatkunde wohl verwerten ließen. So ist die neue Auflage der „Schattenrisse" beinahe auf den doppelten Umfang

Digitized by Google

der ersten angeschwollen und fast ein neues Buch geworden. Möchte diesem die gleiche freundliche Aufnahme zu teil werden, wie den ersten Veröffentlichungen.

Dem Verleger Herrn Fr. Kluge habe ich meinen Dank zu sagen, daß er mir manche Quelle zugänglich gemacht hat, die mir bei der Entfernung meines Wohnorts von der Heimat sonst unerreichbar gewesen wäre. So namentlich den schönen Aufsatz von Karl E. Raupach aus dem Jahr 1862.

Karlsruhe i. B., Dezember 1900.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

Vorwort.

I. Tante Gustchen und ihre Leute. Seite

1. Kapitel. Der Ogorodnik. — Das Höfchen. — Der „lahme Frosch". — Die Kegelgesellschaft. — Was der Schulmeister in den größeren und kleineren Städten gethan 3

2. Kapitel. Mückenplage. — Der Zaubergarten. — Gedächtnisqualen. — Kraposchitzki aus Schidlowetz. — Folgen des Salmiak 9

3. Kapitel. Dunkle Fluren. — Helle Zimmer. — Die geschlachtete Henne. — Lehrmethode und Lehrbücher. — Reval und die Geographie. — Die gemischte Schule. — Gegenseitigkeit in derselben. — Schulfeste und Loyalität auf dem Höfchen . 18

4. Kapitel. Bete und arbeite. — Revals Rationalismus und Pastor Huhn. — Die Frauen der Stadt und die Frauen vom Dom. — Arbeit und Bußpredigt. — Das Schloß 27

5. Kapitel. Warum Griffel nicht naß sein dürfen. — Beschämung, Trotz und Bußpredigt. — Die Karosse des Geheimrats. — Der Backfisch 40

6. Kapitel. Die Triumvirn der Estonia. — Burschenwelt und Burschenstaat. — Vereinsleben der Provinzen. — Seine Konsequenz für Dorpat 46

7. Kapitel. Großstadt und Kleinstadt. — Die Sprache ein Hindernis des Verkehrs. — Kämpfe nach dem Kriege. — Riesenkampffs Leiden und Tod 53

8. Kapitel. Ein Fremder in der baltischen Schule und Gesellschaft. — Ein Mann der Pflicht. — Die letzte Ehre die höchste Ehre. — Alt-Schwarzenbeck und seine Heuschober. — Schule und Universität. — Riesenkampff und Riesemann. — Die „kleine Gilde" und die Lehrhaftigkeit 58

9. Kapitel. Estland singt. — Esten, Letten und Deutsche. — Riesemann und die Kunst. — Philipp Spitta 68

10. Kapitel. Estland lacht. — Tante Gustchens Bruder. — Auf dem Kommersch, am Sterbelager, auf dem Steckenpferd. — Italienische Abenteuer. — Ewige Jugend 76

Digitized by Google

Seite

11. Kapitel. Der Krieg im Norden. — Die Flucht. — Fröhliche Töchter und Mütter. — Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen 81

12. Kapitel. Eine Kranke. — Bruderliebe. — Es wird Herbst. — Es wird Frühling. — Die „Revalsche Zeitung". — Riesemann Censor. — Die Männer an der Spritze. — Die größte Lehrmeisterin die Not. — Erziehungsresultate 86

Schluß. Unsere Schulen und unsere Vereine. — Noch ein Blick in Tante Gustchens Schulzimmer 92

II. Estländer auf Reisen.

1. Kapitel. An der Teufelsbrücke. — Ein Wasserfallschwärmer. — Wiedersehn. — Der rechte Suworow. — Berühmte Reisende . 97

2. Kapitel. Praktische Winke. — Poetische Lockungen. — Jean Paul als Bädeker 102

3. Kapitel. Ein junger Baron und ein junger Kaufmannssohn. — Hören und Sehen 108

4. Kapitel. Gepäck. — Die zwölf Gebote des Reisens 112

5. Kapitel. Unsere Väter auf Reisen. — Unvergessene Namen. — Quartettgesang. — Fuimus Troes. — Unsere Maler in Rom. — Indische Weisheit 115

6. Kapitel. Ein jüngeres Geschlecht in Rom. — Weltbürgertum und Nationalität. — Zwei Akademiker 132

7. Kapitel. Die Schmiede. — Spitznamen. — Ehrennamen. — Dörptsche Freundschaft 138

8. Kapitel. Wandern in Estland. — Volk. — Die Schmiede auf Reisen. — Tirol in Estland. — Estland in Tirol. — Stiftungstag in den Wolken 149

9. Kapitel. Alpenglühen. — Es wird dunkel. — Wieder das Volk. — Keine Politik in Dorpat. — Aber Gemeinsinn überall. — Heimatfrieden 158

III. Petenbergs Keller.

1. Kapitel. Schlittenfahrt im Juni. — Bauchrednerei. — Durch Nacht und Sturm. — Versöhnungsgrog 165

2. Kapitel. Man lebt sich ein. — Ein Schulkollegium. — Blume des Weines 172

3. Kapitel. Not im Anzuge. — Predigt in Tönen. — Bowlenrezept 179

4. Kapitel. Französische Ideale und revalsche Gemütlichkeit . . . 187

5. Kapitel. Freunde in Freud und Leid. — Nachklänge tüchtigen Manneswirkens 195

6. Kapitel. Vorderthür und Hintertreppe. — Muster eines Weinschenks. — Maß und Unmaß. — Unmaß und Maß. — Mißbrauch und Dank 204

Digitized by Google

IV. Im Kloster.

Seite

1. Kapitel. Unsere Urgeschichte Kirchengeschichte. — Kampf gegen die Welt und Förderung der Weltlichkeit. — Die Arbeit. — Die Liebesthätigkeit. — Die Organisation. — Das Kloster und die Väter unserer neueren Geschichtsforschung 213

2. Kapitel. Maulbronn. — Bauten, Räume, Plätze.. — Landwirtschaftlicher Betrieb. — Claustrum und Cönobium. — Die Predigt und die Ordensregel. — Sacerdos und religiosus. — Die Mission im Mittelalter. — Christentum und Kirchentum. — Der Zweck heiligt die Mittel 217

3. Kapitel. Geschichtliches von den Cisterziensern. — Die Orden überhaupt. — Verwirrung durch Worte und Trachten. — Das Habit. — Die Eitelkeit 228

4. Kapitel. Reformbemühungen im Klosterwesen. — Verwendung der Klöster. — Die Frage des Nordens. — Der Handel und die Klöster. — Gastfreiheit derselben 235

5. Kapitel. Schola Saxonum. — Ykesfola. — Homerisches Lachen. — Schiffsbauholz und Christentum. — Das Kloster in Siegeberg 239

6. Kapitel. Mönch und Prediger. — Die Weisheit der Cisterzienserregel, der Irrtum der Prämonstratenserregel. — Otto von Bambergs Mission. — Die Augustiner Chorherrn. — Worterklärungen. — Augustins Tischgenossenschaft. — Das erste Frauenkloster. — Chorherrn, Mönche, Bettelorden. — Rettung 244

7. Kapitel. Mission und Reformation. — Meinhardts Erfolge und Verzagnis. — Die Cisterzienser. — Livland ein Kampfesfeld. — Bekehrungsgründe. — Die Bekehrung und die Sprache. — Schulthätigkeit der Nonnen. — Bürgertum der Städte 253

8. Kapitel. Fragliches Privileg des Schwesternklosters. — Rekonstruktion des Klosters nach dem Vorbild von Gent. — Eile der Charakter der Großstadt. — Tempo der Bewegung in der Beghinenstadt. — Zwang und Freiheit. — Klostergärten. — Klosterentweichungen. — Braut Christi oder Michael Lodes. — Abschied von Citeaux 262

9. Kapitel. Neues Leben in den alten Räumen. — Das estländische Gouvernementsgymnasium und sein Lehrkörper. — Die estl. litt. Gesellschaft. — Die Baumeister und die Gärtner. — Wissenschaften und Künste. — Paucker, Wiedemann, Pabst. — Revals geistige Blüte. — Die Schwäger aus Holstein. — Hoheisel. — Abschied vom Kloster 273

V. Unser Museum.

1. Kapitel. Stillleben in den Schränken. — Zunahme der Bibliothek. — Entdeckung des japanischen Anschauungsunterrichts. —

Digitized by Google

Seite

Japan in Mode. — Wer hat Geschmack? — Gönner und Gönnerinnen des Museums. — Das Museum in Mode. — Umzug und Darbringungen 289

2. **Kapitel.** Geheimnisvolle Bilder. — Der alte Beckauer. — Eine Cavia cobaya. — Ein Bassano. — Akademie im Museum. — Vorschlag der Inventarisirung der Kunstwerke. — Vorschlag an die baltischen Künstler 302

VI. Notjahre.

Not schafft Einmütigkeit. — Selbsthülfe. — Erfolg. — Verleumdungen 319

VII. Jubiläen.

1. **Kapitel.** Feste und Feiern. — Haus und Schule. — Blüte des Schullebens. — Albert Hollander und die Jubiläen von Birkenruh. — Die Domschule in Reval. — Glanzleistungen bei Schulfesten. — Mönchslatein 337

2. **Kapitel.** Das Recht der Bestattung. — Das Recht der Schule. — Die Schätze der Mendikanten. — Das Erbteil der Besitzlosen. — Die reformirten Dominikaner. — Reform und Reformation. — Proles kein Vorgänger Luthers. — Warum die vier Orden Bettelmönche hießen 352

3. **Kapitel.** Kolonialleben und Schule. — Treue der Erinnerung. — Heimatliebe. — Heimatlitteratur. — Kommunale Arbeit. — Die litt. prakt. Bürgerverbindung in Riga. — Die Universität Dorpat. — Ihre Herzensgewalt. — Ihre Wissenschaft. — Ihr Interesse an der Burschenwelt. — Kerimois. — Anerkennung der Korporationen 359

VIII. Unter dem Zeichen des Verkehrs.

1. **Kapitel.** Das alte Reval und der Krimkrieg. — Regungen des Verkehrs. — Baron Girard, A. Eggers, Baron Pahlen. — Bahnpläne und Abneigung gegen die Bahn. — Wettstreit der Unternehmer. — Erfüllung der Hoffnungen. — Haben, sein, werden 377

2. **Kapitel.** Der Verkehr und die Kultur. — Unser Mare balticum. — Rückschau und Schluß 387

Digitized by Google

Tante Gustchen und ihre Leute.

Erinnerungen

aus

Schule, Universität und Leben der Heimat.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Der Ogorodnik. — Das Höfchen. — Der „lahme Frosch“. — Die Kegelgesellschaft. — Was der Schulmeister in den größeren und kleineren Städten gethan.

Zwischen der Reeperbahn und dem „Koppelschen Wege“ dehnten sich vor 50 Jahren weite Gemüsegärten mit wenigen kleinen Häusern aus, die den Mistbeetkasten sehr ähnlich sahen, unter deren Schutzdächern und geflickten Scheiben Gurken und Melonen reiften. In diesen Häusern wohnten die Gartenpächter, schöne, freundliche Männer, die den Winter bei ihrer Familie in der Heimat, dem Gouvernement Jaroßlaw, zubrachten, in den wärmeren Monaten aber in Reval ein fleißiges Gärtner- und Händlerleben führten. Der „Gartenruß“ war von Allen gern gesehen: sein Gemüse war gut, seine Forderung bescheiden, doch immerhin der Art, daß er der Köchin die Freude bereiten konnte, ihm einige Kopeken abzufeilschen. Die Hausfrau schätzte ihn als zuverlässigen Lieferanten, die Kinder als generösen Verschenker junger „Borkanen“ und kleiner Rüben, das ganze Haus war entzückt, wenn er die goldgelbe Melone für den ihm gebotenen Spottpreis dahingab. Der Gartenrusse trug morgens seine schwere Mulde auf dem Kopfe durchs Land, schaltete jätend und pflegend tagsüber zwischen den Beeten und schöpfte abends das Gießwasser aus dem Regenwasserpfuhl, der im Verein mit einigen ertränkten Kätzchen den Vorübergehenden zu rascheren Schritten zwang.

Die Angrenzer dieser Gemüsegärten suchten sich vor den Miasmen solcher Nachbarschaft zu schützen: sie führten aus festgefügten

Digitized by Google

Planken hohe Zäune auf, welche im Laufe der Zeit eine düstere, graubraune Farbe gewannen. Es wäre langweilig gewesen, an diesen langen Zäunen hinzugehen, wenn sie nicht als der Schutz eines geheimnisvollen Lebens erschienen wären. Keine Fuge ermöglichte den Blick in die Welt hinter ihnen, keine Thür führte hinein, kein Dach überragte sie. Man mußte weit herum, wenn man die Einfahrt finden, zum Wohnhaus gelangen, Eintritt in den Garten haben wollte. Die durchsichtigen Staketenzäune der Gemüsegärten boten der Phantasie nicht soviel Nahrung, wenn ihre Insassen auch mit den braunen Augen und den schwermütigen Brauen und der tiefen Falte drüber, welche die schwere Mulde in ihre Stirn gedrückt, viel poetischere Gestalten waren, als die meisten der Leute, die hinter jenen geschlossenen Zäunen steckten.

An solchen langen Zäunen hin führten die Wege zur bewohnteren Vorstadt „vor der Zisternpforte“. Wo die Gemüsefelder endeten, begannen die Obstgärten kleiner Leute, die von ihrer Beeren- und Apfelernte, von ihrer Kuh und von ihren Sommermietern lebten, denn einen Sommermieter gab damals fast jeder Revalenser ab. „Catharinenthal“ hatte damals noch keine Villen, nur zwei bis drei „Datschen“ am Strande für Petersburger (die Badegäste hießen alle Petersburger) und einige Häuschen „an der Wiese“. Der Revalenser mietete für die Sommermonate an der Narvschen Straße, auf der Reeperbahn, im Katzenschwanz, in Wittenhof und Umgebung, in Kaddack, Tischer oder im beliebten Kackomäggi — seine Villeggiatur schien in der Regel im Gelöbnis der Entsagung gewählt zu sein, aber sie ward ihm für den Winter ein unversiegbarer Born froher Erinnerungen. Bei Wulfs saftigen Braten und Fölschs Gouvernementimpfwecken, bei Rosenhagenscher Butter und Strahlbornschen Killo dachte er sehnsüchtig und entbehrend an die alten Kringel der „Illus-Leiba-Frau“, an die saure Milch der Hauskerlskuh und an den Spinat des allbeliebten Ogorodniks.

Das „Höfchen“! Nicht nur für die Kinder, auch für die Alten bedeutete das „Höfchen“ eine kurze Freudenzeit im einförmigen Jahresleben. Mochte der Vater auch über den Umzug klagen und die „Klubbe“ vermissen, im Winter dachte er doch gern der müssigen Tage, die er dort verlebt, der kleinen Feuerwerke, mit denen er die

Digitized by Google

Kinder überrascht, der gemütlichen Abende, die er mit zwei oder drei Gästen dort beim Glase Grog zugebracht hatte. Den Reiz des Stillebens, die Erinnerung, konnte er dort in Muße pflegen, und Stoff zu solcher Erinnerung bot das „Höfchen" genug, ohne Aufregung zu schaffen. Auch uns wird die Erinnerung noch auf manches alte Revaler Höfchen führen.

Heute gehen wir dem langen, dunklen Zaune nach. Er biegt links ab, wir folgen der Wendung in eine schmale, schmutzige Gasse ohne Spur eines Fußweges, doch mit der Spur einer allezeit geübten Remonte und Pflege, die nicht müde wird, Kehrichthaufen in den Straßenschlamm zu schütten, aus dem daher abgetragenes Schuhwerk und Topfscherben ragen. Jetzt haben wir auch zur Rechten einen dunklen Bretterzaun, einige hundert Schritte vor uns eine dunkle Bretterpforte: den Eingang zu einer Stätte großer Fröhlichkeit. Es ist der „lahme Frosch".

Matrosen, deren Schiffe auf Ladung warteten, unterhaltungsbedürftige und raufsüchtige Schustergesellen, poetische Tischlerbursche, fanden sich hier gern zusammen. Das Gastzimmer genirte sie nicht durch Luxus noch Reinlichkeit, kein fremder „Herr" störte ihnen die Gemütlichkeit, und der würdige Gastwirt dieser Taverne, der „lahme Frosch" selber, pflegte der Freiheit seiner Gäste nur dann eine Schranke zu setzen, wenn diese sie sich gegenseitig zu verleiden begannen. Daß die Wirtschaft am Ende der einsamen Gasse einen geheimnisvollen Schleier über die Vergnügungen der Gäste breitete, diente ihr nach allen Seiten hin zur Empfehlung. Es gab unter den Nachbarn wenig Neugierige, welche ihre Geheimnisse zu enthüllen zudringlich und verwegen genug waren. Man begnügte sich mit dem Geräusch rollender Kegelkugeln, mit den verirrten Tönen rauher Gesänge, mit dumpf hinüberhallenden Schlägen und freute sich des Friedens und der Ruhe der eigenen engeren Umgebung.

Aber einmal in der Woche, am Sonnabend, öffnete der „lahme Frosch" seinen gewohnten Gästen seine Pforte nicht. Da hatte er „Herrenabend".

In einer gewissen Isolirtheit von den echten Revalensern aller Stände hielt sich damals eine kleine Litteratengruppe, deren Glieder fast ausnahmslos aus Norddeutschland berufen oder eingewandert waren, um an Revals beiden höheren Schulen zu wirken. Gouverne-

Digitized by Google

mentsgymnasium und Domschule hatten vor 50 Jahren eine große Zahl junger, strebsamer und tüchtiger Ausländer zu Lehrern. Die alten Schüler aus jener Zeit werden sich der Männer noch mit Freude und Dank erinnern, welche zu großem Teil mit ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit und Lehrhaftigkeit eine übersprudelnde Lebenskraft und Lebenslust verbanden. In den bedeutendsten unter ihnen bäumte sich der Widerspruch gegen die standesgemäße Regelrichtigkeit und wohlgeordnete Bürgerhaftigkeit der ehrbaren Revalenser wild empor. Ihre Zahl war nicht groß, aber immerhin groß genug, um eine Gesellschaft in der Gesellschaft zu bilden, und bei allem Übermut und allem Ordnungstrotz doch eine gegenseitige Zucht zu üben. Nun ging zu jener Zeit zwar auch der ehrsame Bürger Revals gern auf ein Stündchen ins Wirtshaus, und die städtischen Weinhäuser hatten überall eine Hinterthür, durch die der schüchterne und um seinen guten Ruf sorgende Mann wohl zu seinem Frühschnaps, Portwein oder Sherry gelangen konnte, aber die Kneipen niederer Art vermied er, schon um der Standesehre willen. Hierin nun waren die Kraftmänner, die von jenseit der See gekommen waren, die Hamburger, Bremer, Sachsen, Holsteiner und andere Stämme minder skrupulös: sie hatten erkannt, daß der Humor und der Lebensgenuß bis hart an das Weichbild der Reinlichkeit gehen, aber Bequemlichkeit und allen Anspruch der Wohlhabenheit weit hinter sich lassen konnten. Sie beschränkte auch keine Tradition, wie sie den Adligen in diesen, den Bürgerlichen in jenen Klub, den Litteraten zu Intelmann, den Kaufmann zu Fahrenholtz und den Handwerksmeister in den „Kanutus“ wies. Der „Ausländer“ war gewohnt, eine freiere Verkehrsart zu üben, und hatte die Inländer bald daran gewöhnt, ihm eine solche nachzusehn.

So kam die ausländische Lehrerschaft auf der Suche nach einer Kegelbahn und mit dem Verlangen nach rücksichtslosem und übermütigem Sichselbstüberlassenbleiben zum „lahmen Frosch“. Und der lahme Frosch, dem doch wohl vor seinen alten Sonnabendsfreunden zu grauen begann, schloß willigst seine Kegelbahn am Sonnabend nur den neuen Gästen auf. Man sagt, die Herren Lehrer hätten keine andere Bedingung gestellt, als neue Kugeln, die ihnen reservirt blieben. Dieser Isolirung der Eingewanderten war eine gewisse Ge-

Digitized by Google

flissentlichkeit, ein geistiger Hochmut nicht abzusprechen: aber Hochmut gegen Hochmut! Sie sahen ihn und erfuhren ihn selber zur Genüge. Den Nachgeborenen dürfen die verdienten Lehrer ihrer Väter, die Eduard Meyer, Pabst, Weber, Plate, die Rußwurm, Zeyß, Elzinger, Lohmeier, Vandersmissen u. A. nicht als vorüberziehende Fremdlinge erscheinen. Sie waren Pioniere, und alle Phasen, die sie in der Revalschen Gesellschaft durchzumachen hatten — vom „lahmen Frosch“ bis zum großen Saale im Revaler Schlosse — waren Phasen dieser Gesellschaft selbst. Ihnen selbst aber gebührt bei jedem Rückblick auf die letztere eine hervorragende Stelle. In der Entwickelung der baltischen Städte haben die Schulen nicht bloß für ihre Schüler, sondern auch als Mittelpunkte des gesammten geistigen Lebens, als bestimmende Elemente des bürgerlichen Wesens, als Träger der Gesittung, des Ideals und des provinziellen Patriotismus einen großen Einfluß geübt. Weit über den ihr vorgezeichneten Lehrbezirk hat die Universität Dorpat nicht bloß der Wissenschaft und Bildung überhaupt gedient, sondern insbesondere auch der sittlichen Haltung und Gesinnung eines unberechnet weiten Kreises Kraft verliehen. Die Mittelschulen haben in Riga, Mitau, Reval, Dorpat unmittelbar einen großen Anteil an dem geistigen Gedeihen und an dem wirtschaftlichen Wohlstand der Städte gehabt — in jedem wohlthätigen und gemeinnützigen Verein, bei jedem größeren Unternehmen zu idealem oder wirtschaftlich gutem Zwecke standen als Gründer oder Förderer die Direktore und Lehrer der Gymnasien an der Spitze, die kleineren Städte wurden von den Leitern dortiger Privatlehranstalten zu einer Bildung und Blüte erhoben, die im Verhältnis zu der Einwohnerzahl überrascht, und selbst die Elementarschulen zeigten eine vornehme Auffassung ihres Berufes und genossen eine Hochachtung, wie sie in anderen Ländern ihnen nicht entgegenkommt. Eine Geschichte der baltischen Lehranstalten wäre die Geschichte eines ernsten, mit vielem Erfolg und Segen gepflegten Idealismus, einer liebevollen Hingebung an Wissenschaft und Beruf und zugleich der mittelbaren Rückwirkung dieses Bestrebens auf Anschauungen und Charakter solcher Kreise, welche jeder Abhängigkeit von den Schulen fernzustehen scheinen. In Wenden, Werro, Wolmar, Fellin haben die Pädagogen zeitweilig Wunder gewirkt: ihr Idealismus ergriff

Digitized by Google

die ganze Bürgerschaft zur hingebenden That im Dienst des Gemeinwesens, zur Übung in jedem Liebeswerk, zur Arbeit an der allgemeinen Ordnung. So haben diese kleinen Städte in schwieriger Lage zeitweilig eine Blüte erreicht, wie sie auch die günstigsten Verkehrs- und Erwerbsbedingungen allein nicht zu schaffen vermögen. Wo keine solche Schule bestand, da ist die Kleinstadt allen ihren Mängeln überlassen geblieben und zum Wohlstand und kräftigen Bürgersinn nicht gelangt.

Dem baltischen Schulwesen in alter Zeit sollen diese Erinnerungen einen Zoll des Dankes darbringen. An die bescheidenste Form der Schule knüpft sich oft die wärmste Liebe zu ihr. Mit dem Verfasser dieser Zeilen werden noch einige Überlebende der trefflichen Lehrerin in Verehrung gedenken, die einst in ihrer Weise dem idealen Berufe all ihre Kraft und all ihre Liebe widmete. Wir wollen hier das Gedächtnis des Fräulein Auguste Raupach erneuern, das Gedächtnis unserer Tante Gustchen!

Digitized by Google

2. Kapitel.

Mückenplage. — Der Zaubergarten. — Gedächtnisqualen. — Kraposchikki aus Schidlowek. — Folgen des Salmiak.

Wir verlebten einen Sommer in der Nähe des „lahmen Froschs“, hörten die Stimmen der Matrosen, das Rollen der Kugeln und die Lieder des deutschen Kegelklubs herübertönen. Es kam wohl auch ein Mitglied dieser Gesellschaft zum Kaffee zu uns, ehe das eigentliche Sonnabendvergnügen, das „Hamburgern“ oder das „Stechen“ begann. Schulmänner sind immer am Sonnabend am liebenswürdigsten: auch der eifrigste Pädagog freut sich des bevorstehenden freien Tages und wohl auch der glücklichen Überwindung der Wochenarbeit. Bei ihren Besuchen erzählten die — meist noch ganz jungen Männer — von den Reizen des Spiels und des lahmen Froschs, und so prägte sich mir Einiges davon ein, das ich zu erzählen versuche.

Wir sollten nicht lange Nachbarn der versteckten Kegelkneipe bleiben. Der Spätsommer brachte Regen und Stürme, meine Mutter und meine jüngere Schwester wurden durch das schlimme Wetter auf die engen Stuben und durch die unreparirten Wege ganz auf das Haus beschränkt. Die Brotfrau und der treffliche Ogorodnik kamen nur noch unregelmäßig, es dunkelte früh, und unsere tapfere Nachbarin, Frau H., hatte schon — als sie abends ihrem Gatten zur Stadt entgegenging — einem einsamen Wanderer eine Hand voll Schnupftabak ins Gesicht geworfen, weil sie einem Angriff seinerseits zuvorzukommen für gut hielt. Als mein Vater und ich eines Morgens nach stürmischer Nacht zum Bade wollten, fanden

Digitized by Google

wir die Krichschen Badehütten sammt Steg und Birkengehege in Trümmern zwischen den großen Ufersteinen liegen — und damit war die Losung gegeben, vom Höfchen wieder zur Stadt zu ziehen.

Zwar trat wieder Ruhe, Sonnenschein, Wärme ein, und das verlangsamte die Vorbereitungen zum Umzug, aber unseres Bleibens konnte nicht mehr lange sein. In den niedrigen Stuben machte sich eine Plage geltend, die wir bis dahin gering geachtet: Fliegen und Mücken konzertirten Tag und Nacht und bissen und sogen darauf los, als gelte es Wintervorräte von unserem Blute einzulegen. Mitunter war auch ein bösartiges Tier dabei. Mit verschwollenem Auge, mit Beulen auf der Stirn, mit dickgeröteter Nase erwachten wir wiederholt, bis unsere tapfere Nachbarin zu dem Beweise ihrer taktischen Überlegenheit auch den Beweis ihrer Kenntnisse in der Heilkunde fügte. Wie die „mutterlose Tochter des Zeus" verdiente sie nicht bloß den ehrenden Namen der Promachos, sie war uns auch eine Paionia oder Soteira. Auf ihr Geheiß wurde ich eines schönen Morgens ausgesandt, um aus der alten Fickschen Apotheke in der Nikolaistraße einen lindernden Saft für die Mückenbeulen an Hals und Armen meiner Schwestern zu holen. „Salmiak" hatte man das Wunderwasser genannt, und „Salmiak, Salmiak" hatte ich drei Mal wiederholen müssen, als mir ein leeres Fläschchen und ein Pätaltin anvertraut wurden. Ich trabte lustig ab, vorüber an der Gasse zum lahmen Frosch, die im Morgensonnenschein wie eine große Gosse glänzte, den langen, düstern Zaun entlang und murmelte treulich: Salmiak, Salmiak.

Auf einmal stockte mein Lauf: ein Wunder that sich auf vor meinen Augen: der alte, solide Zaun hatte sich aufgethan: durch eine breite fensterartige Öffnung blickte man in einen schattigen, grünen Garten, mit wohlgepflegten Beeten, mit fruchtbeladenen Bäumen. Und vorn, ganz vorn in diesem Paradies, hart an dem Zauberfenster, stand ein Tisch, auf dem Tisch Haufen grüner, roter, gelber Äpfel, länglicher Birnen und dunkler Pflaumen. Ich stand erstarrt vor der Fülle früher Herbstesgaben: auf dem Grünmarkt, beim Heiligenbild, hatte ich schon vor einem Jahr kaum glauben können, daß es soviel Äpfel und Birnen auf Erden giebt, aber wie viel mehr waren hier

Digitized by Google

gespeichert und wie viel freundlicher und reinlicher glänzten sie hier, als in den Körben der schmutzigen Aufkäuferinnen, die ich haßte, weil jedes Mal, wenn zu Mutter ein Besuch kam, die Tanten über die Aufkäuferinnen als die fleischgewordene Zerstörung allen Wohlstandes und häuslichen Glückes und als Urheberinnen aller Fäulnis der Fische ihren sittlichen Zorn ergossen. Wie Harpyen hüteten jene bösartigen Aufkäuferinnen am Grünmarkt ihr Obst vor der lüsternen Jugend der Gasse — und hier lagen Äpfel und Birnen frei aufgetürmt, jedem kühnen Griff zugänglich, als wollten sie, als wüchsen sie jedem guten Jungen gern ins Maul! Wie sollte ich vor dieser traumhaften Erscheinung noch der mütterlichen Mahnung eingedenk bleiben, rasch den Salmiak zu beschaffen!

Da tönte aus der Ecke des Fensters eine alte freundliche Stimme: „Nur heran, Jungchen! nur näher, mein Poisiken! gieb mal Deine Mütze her!“ Ein dicker, kleiner Herr — wie mir damals schien, in Purpur gekleidet (es war ein roter, geblümter Chalat, wie ihn hausirende Bucharen verkaufen), eine weiße Schlafmütze auf dem Kopf, in der Hand eine lange Pfeife, in der andern Luthers Wochenblatt, bog sich über die Äpfel hinweg, legte Blatt und Pfeife bei Seite und schaufelte nun mit beiden Händen Obst in meine neue weiße Mütze, deren großer Teller sich immer mehr rundete, bis der Rand zu platzen drohte. Nicht ohne Bangigkeit sah ich diesem Thun zu: jene Frauen am Grünmarkt hatten ja auch Äpfel und Birnen fortgegeben, aber zuerst vorsorglich die Kupfermünzen der Kreisschüler hinter der Olaikirche entgegengenommen und unter ein graues Papier gelegt: was wird der alte, freundliche Herr sagen, wenn ich ihm gestehe, daß ich mit dem Pätaltin, den ich krampfhaft in der Hand hielt, in Ficks Apotheke geschickt sei, um — ja, um was? zu holen. Meine Gedanken begannen zu kreisen: die Äpfel, der alte Herr, der Pätaltin und der — das — die, wie hieß es doch? Ich stand, wie meine liebe, großstädtisch gebildete Schwägerin sagt: Bouche béante. „Na nimms nur, Jungchen,“ sagte der Alte, „und grüße mir Deinen Vater.“ Diese Allwissenheit des Mannes im Purpurgewand, diese Kenntnis meiner Familienverhältnisse, diese Intimität mit meinem Vater — das Alles bestärkte und erhöhte den Eindruck: hier war Zauberei im Spiel und der edle Greis in der

639255

Digitized by Google

Zipfelmütze war ein mächtiger Zauberer, der Herr in dem Wundergarten hinter dem düsteren Zaun. Der Onkel Meyer hatte mir zu meinem Geburtstag ein herrliches Buch geschenkt. Ich verstand zwar dessen tiefern Sinn noch nicht, aber ich kannte alle seine Verschen auswendig:

Salomon, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig
Ringlein, Ringlein dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum.

Der Raugraf Gockel und sein Hahn Alektryo, der König Eifrasius, die Königin Eilegia nebst ihrem Prinzen Kronovus, die drei jüdischen Petschierstecher und der Wunderring Salomonis — Alles drehte sich um mich, der Zaubergarten mit seinen Äpfeln lag vor mir — aber das Wort, das elende Wort für den Apotheker hatte ich vergessen, das legte sich wie ein nasses graues Tuch über all diese Wunderpracht, das zerstörte mir das ganze Märchen.

Item, der alte Herr fragte nach dem Pätaltin nicht, gab mir noch eine saftige, goldene Pflaume, nahm Wochenblatt und Pfeife wieder auf und sagte freundlich: „kannst morgen wiederkommen, hörst Du wohl, aber nicht heute, nicht zweimal am gleichen Tag." Als gutgezogenes Litteratenkind hätte ich hierauf eine höfliche Schwenkung der Mütze machen müssen. Das ging nun nicht, ich beschränkte mich auf einen gestammelten Dank und trollte mich. Aber langsam schlich ich der Stadt zu. Aus der Mütze nahm ich Apfel um Apfel, gegessen mußten sie ja werden, und mit dem weißen Sack in der Hand, in den meine Kopfbedeckung verwandelt war, durfte ich — schon um Kaproschitzkis willen — die Stadt nicht betreten. Das Schlimmste aber war, daß ich meinen Auftrag für die Apotheke vergessen hatte, daß ich Apfel auf Apfel verzehrte und immer noch vergeblich in meinem armen Hirn nach dem bösen Heilmittel der Pallas Athene kramte. In der Apotheke glaubte der Lehrling — er litt selbst, aber nur an geplatzten Händen — meinem schwachen Gedächtnis leicht nachhelfen zu können. Er empfahl mir die „weißen Pulver von Staatsrat Meyer", „Doktor Dehns Mixtur", „Doktor Macdonalds Pflaster" und — weil es einige Keuchhustenpatienten gab, Leinsaatthee oder Veilchensyrop. Sonst wäre auch noch ein

Digitized by Google

ganz neues aber untrügliches Mittel gut, das er selbst zuerst nicht ganz richtig aussprach, das ich aber bei Anlaß eines Drachenschusses viele Jahre später als Opodeldoc kennen lernen sollte. Der ältere Provisor kam endlich dazu, fragte, „wofür die Medizin sein solle", sagte mit staunenswerter Sicherheit: „Aha, Salmiak", und füllte freundlich mein Fläschchen mit Salmiakgeist. Es hat seither nichts mein Gedächtnis so rasch aufgefrischt, als der Geruch von Salmiakgeist.

Ich war nicht bloß mit einiger Zeitvergeudung gegangen, sondern hatte mich auch lange in der Apotheke aufgehalten. Als ich mit den Äpfeln, die mir übrig geblieben waren, und die meine Hosentaschen gerade noch füllten, nach Hause lief, war der düstere Zaun wieder der alte, kein Fenster, kein Wundergarten, kein Zaubergreis im roten Gewand mehr. Nur vier rostige Angeln glaubte ich jetzt an den Brettern zu entdecken. Als ich meinem Vater den Gruß des edlen Apfelspenders bestellte, sagte er: „Aha, der alte, gute Peter Glehn!"

Dem braven Kinderfreund, dem Wohlthäter der Armen, dem Typus des rechtschaffenen, frohsinnigen Revalensers alter Zeit sei ein gutes Gedächtnis bewahrt! Der alte Peter von Glehn hatte seinen wohlgepflegten, fruchtbringenden Garten wohl abzuschließen, sein Haus wohl zu schirmen gewußt, doch ein Fenster sich geöffnet, aus dem seine Lust am Erfreuen Anderer auf die junge Welt strömte — auch er ein Erzieher der Jugend. In späteren Jahren wurde mir das Glück, eine Tochter und eine Reihe von Enkeln und Enkelinnen des ehrwürdigen Mannes kennen zu lernen: ihnen allen war die Lust am Erfreuen Anderer und die stille Anspruchslosigkeit eigen, welche den alten Peter von Glehn zu einem der beliebtesten Bürger Revals gemacht hatten, und dieser Segen ruht noch auf seinen Kindeskindern.

Wenn ich behaupten wollte, ich hätte damals schon den alten Herrn schätzen können, so thäte ich mir — dem damals Siebenjährigen — Unrecht. Er beschäftigte mehr meine Phantasie, als mein Herz, und selbst in der Stunde, da mir seine Äpfel und Birnen die Taschen füllten, und ich glaubte, die Achselbänder meiner Hosen müßten reißen, — bewegte ein anderes Gefühl, als das des Dankes,

Digitized by Google

mein junges Gemüt. Ich habe ihn schon genannt, den Schrecken der Straßen Revals zu jener Zeit. Er war uns Kindern keine Person, kein Wesen unserer Art, er war ein Typus, eine Gattung, eine feindselige Macht. Er war ein Schüler der II. Elementarschule hinter der Olaikirche. So hatten ihn Spielkameraden mir gegenüber bezeichnet, so hatte ich selbst ihn kennen gelernt. Die Elementarschulen pflegten damals ihre freie Zeit in gegenseitigen Fehden zuzubringen. Wo sie in Haufen zusammen waren, zogen die Knaben auf Abenteuer, d. h. auf Prügeleien mit den Knaben anderer Schulen aus. Auf der Schlittschuhbahn, in den engen Gassen an der Stadtmauer, im Sommer wohl an den Badeplätzen von Fischermai u. s. w. gab es Schlachten, in welchen je nach den Umständen Lineale, Schiefertafeln, Bücherriemen, Schlittschuhe u. dergl. m. als Waffen fungiren mußten. Mancher guter Eltern Sohn kam da wohl mit blauem Auge und Rücken, blutender Nase und zerrissenen Kleidern nach Hause. Besonderen Ruhmes genoß in dieser Kriegführung jene Elementarschule II. Sie kämpfte in der Weise der alten Parther, schwärmte aus, floh scheinbar, trennte den Feind, lockte ihn in den Hinterhalt und bläute ihn dann gehörig. Feldherr und Sieger in diesen Kämpfen war Kaproschitzki. Aber sein Ehrgeiz begnügte sich nicht damit, primus inter pares zu sein. Er zog — wie der Löwe — einzeln auf Jagd und Sieg aus. Erfahren in der Führung der genannten Waffen, verschmähte er auch anderes handliches und zugleich leicht verbergbares Werkzeug nicht: wie einst Aristogeiton und Harmodius ihre Schwerter unter Myrthenkränzen, so barg er in unschuldigen, weichen Schreibheften ein Blechpennal ohne Deckel oder auch nur eine spitze Stahlfeder, Geräte, das in seinen tapfern Händen manchen minder bewehrten Knaben in schwere Bedrängnis und bitteren Schmerz zu setzen vermochte. Übte er so mit Vorliebe den Einzelkampf, so setzte seinem Thatendurste das Vorurteil keine Schranke, daß nur Schule gegen Schule auf dem Kriegsfuß stand, die Einzelnen jedoch zu keiner Gewaltthat auf eigne Faust verpflichtet waren: er bevorzugte mit seinen Herausforderungen und Kraftproben nicht die Elementarschule I oder die Elsterianer oder die Kenntmannschen Jungen, seine Thätigkeit galt allen Revaler Knaben, ja nicht selten auch Revaler Mäd-

Digitized by Google

chen, und als Ehrenpflicht erkannte er nur, diese Feindschaft auf frühe Jugendjahre, auf Kinder von 7 Jahren und weniger zu beschränken. Mit Vorliebe wurde das reinliche Aussehen und jede Spur jenes bürgerlichen Wohlstandes und jener Ordnungsliebe bekämpft, die so leicht zur Verweichlichung und zum Dünkel führen. So war der Name Kaproschitzki gefürchtet in den weitesten Kinderkreisen und zumeist in dem Lebensalter, wo die Eltern ihre Kinder nur mit dem allerbiegsamsten und zerbrechlichsten Säbelchen und einer rotgestrichenen Blechtrompete zu bewaffnen pflegen, Armaturen, welche der Sieger übrigens als Beute nicht verschmähte.

Börne sagt irgendwo, um ein großer Mann zu werden, müsse man Straßenjunge gewesen sein. Ob jeder Straßenjunge ein großer Mann werde, sagt er nicht, und das fernere Schicksal des Kaproschitzki giebt hierfür keinen Anhaltspunkt. Er soll nach ausgetobter Straßenjugend und mancher für ihn schmerzlichen Erfahrung ein stiller Mann geworden sein: ich glaube Sortirer bei einem kleineren Postkomptoir.

Auch seinem Andenken durften diese Zeilen gewidmet sein, denn er war eben ein Typus, ein Typus der Knabenschaft, welche in gewissen öffentlichen Elementarschulen sich zusammenfand, ein Typus des Hasses, den die Kinder armer, ungebildeter, jedes gesellschaftlichen Halts beraubter Familien damals in Reval in sich aufnahmen. Die alte, in allen Verhältnissen geschlossene, in vorgezeichnete Kreise eingesperrte Bevölkerung hielt nicht bloß die eingewanderten Pädagogen und Gelehrten sich gesellschaftlich fern, sie bot dem stammesfremden kleinen Mann, — wie hier dem Polen — keine offene Thür zu ihrem eigenen äußeren oder inneren Leben: das Verkommen der niederen Gruppen in der Stadt war trotz der bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten die stete persönliche und allgemeine Gefahr. Ob eine Folge der gesellschaftlichen Scheidungen und Gegensätze, ob ein Rest alter, roherer Zeiten, es bestand in den Jahren, die hier geschildert werden, und später noch in der estländischen Jugend vielfach eine stark ausgeprägte Raufluft. Wie sich in Reval ein permanenter Prügelkomment zwischen den beiden „Kreisschulen", — die „deutsche" lag in der Rußstraße, die „russische" in der Langstraße bei der Olaikirche — herausgebildet

Digitized by Google

hatte, so gab es später noch wie in Reval, zwischen Domschülern und Gymnasiasten, so in den kleinen estländischen Städten kleine ständische Schlachten zwischen Studenten und „Knoten“, wobei natürlich die Niedergebildeten der Initiative sich rühmten, die Gebildeteren aber nicht immer ungern den Kampf aufnahmen. Insbesondere waren Oberpahlen und Wesenberg (der klassische Ort der „Wesenbergschen Kralle“) Schauplätze wüster Szenen und ersteres zu Zeiten nicht ungefährlicher Aufenthaltsort für Studenten. Dieser traurigen Erinnerung gebührte keine Erwähnung, wenn nicht auch sie ein Symptom von abnormen gesellschaftlichen Zuständen in der Provinz gewesen wäre, von Zuständen und Begriffen, gegen deren Wurzel der bewußte Kampf erst erhoben wurde, als Krapotschitzki längst im Posttkomptoir saß und seine Altersgenossen reife Männer geworden waren. Von diesem Kampfe gegen ein Grundübel des alten Estlands, gegen den Standes- und Bildungsdünkel und die Klassenselbstsucht wird in späteren Kapiteln gehandelt und die freie freudige Thätigkeit einer spätern Zeit für das große Gemeinwohl geschildert werden. Die Saat zu solcher guten Thätigkeit aber war in den guten Schulen jener Zeit, auch in Tante Gustchens nüchternen Klassenzimmern gestreut worden. Die Schulen Est- und Livlands waren bei mancher provinziellen Unvollkommenheit doch der höchste Schatz der Provinzen und boten die Bürgschaft einer besseren Zukunft.

Zurück drum zu meinen Knabenerinnerungen, welche uns in eine der besten Schulen jener Zeit führen.

Als ich mit dem Salmiakgeist und meinem Hesperidenschatz nach Hause wandelte, kam mir zu meiner großen Beruhigung ein Gedanke: ich führte ja nicht bloß lustweckende Beute bei mir, sondern auch die gefährlichste Waffe. Damit ich „Salmiak“ nicht wieder vergesse, hatte mir der Provisor das Fläschchen unter die Nase gehalten, und der Geruch war schlimmer als der Schnupftabak unserer tapferen Nachbarin, der mußte auch Krapotschitzki zu einem prustenden, geblendeten, wehrlosen Menschenkind machen. Doch kam es zu einer solchen Begegnung an jenem Tage nicht.

Wohl aber erfuhr ich, was ich längst geahnt: die Beichte meiner Vergeßlichkeit veranlaßte meinen Vater mir jetzt anzukündigen, daß

Digitized by Google

ich in die Schule müsse. Diese Nachricht erschreckte mich keineswegs, sie beglückte mich vielmehr, da ich als einziger Sohn im Haus mich stets gegen die drei Schwestern zurückgesetzt glaubte, und mein Knabenstolz nach dem Umgang mit Knaben, nach den „Schächtenstiefeln", der Jacke und dem Schulsack verlangte.

Mein Vater hatte die Wahl der Schule schon lange getroffen. Es gab deren in Reval für die Anfangsgründe eine große Zahl: Knabenschulen, Mädchenschulen, gemischte Schulen, einklassige, zwei- und dreiklassige, solche für Kinder der verschiedenen Gesellschafts- und Bildungsstufen der Eltern u. s. w. Die eben bezeichnete Scheidung begann schon frühe, und sie war in der That in den ersten Schuljahren nicht zu umgehen. Denn all die liberalen Theorien von einer idealen, gleichmäßigen Volkserziehung hätten bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Bevölkerungsschichten in Bildung, Besitz und Lebensweise, wie in nationaler und kirchlicher Beziehung nicht Stich halten können: es hätte ein gesittetes Kind in einer untersten Elementarschule, rings umgeben von Gesellschaftshaß und Plebejerhochmut — Pflanzen, die damals arg bei uns wucherten — in einer Atmosphäre der rohesten Raufsucht, kurz Seite an Seite mit einer Reihe von Kaproschitzkis wohl den Grund zu künftiger Kampffertigkeit, nicht aber zu guter Sitte und freundlichem Verkehr legen können. Mein Vater hatte nicht bloß eine Schule gewählt, welche vorwiegend die Kinder des gebildeten Bürgerstandes auf ihren Bänken sah, sondern auch die Knaben neben die Mädchen setzte und von einer Dame geleitet war. Hier setzte er Schonung und beste Pflege all der guten Keime voraus, welche das Elternhaus geweckt hatte, hier gesittete und sittigende Kameradschaft, hier treue Hingabe an den schönen weiblichen Beruf der Erziehung. Denn Erziehung in Lehre und Mahnung, in Gewöhnung und Zucht, in Vorbild und Strenge hielt er für die wichtigsten Aufgaben der Schule, für wichtiger, als frühe Beladung mit Wissen.

In diesem Sinne hatte er seine Wahl getroffen. — Bald nachdem wir vom Höschen wieder in die Stadt gezogen waren, führte er mich zu Fräulein Auguste Raupach, die damit auch für mich „Tante Gustchen" wurde.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Dunkle Fluren. — Helle Zimmer. — Die geschlachtete Henne. — Lehrmethode und Lehrbücher. — Reval und die Geographie. — Die gemischte Schule. — Gegensätzigkeit in derselben. — Schulfeste und Loyalität auf dem Höfchen.

Die Vorhäuser in Reval waren dazumal alle dunkel. Dunkle Schränke standen umher, der Raum über ihnen war — häufiger als jetzt — mit dunklen Familienporträts oder nachgedunkelten Landschaften und Historien bedeckt. Zuweilen hing ein verstaubtes Schiff, Weihegeschenk, Erinnerungsgabe oder Modell von der Decke herab. Vielfach war um das einzige große, vergitterte Fenster ein Verschlag gezogen. Dort hauste der Krüger oder die Krügerin, welche kraft Braupfanneurecht den Bauern Schnaps, Bier, Meth verkauften. Dieser Verpachtung schämten sich auch die wohlhabenden Bürger nicht: es war ein Vorrecht der Patricierhäuser. Im Flur stand fast immer eine mit Feldsteinen beschwerte „Rolle" zum Wäschemangeln, im Hintergrunde führte eine dunkle Treppe in den zweiten Stock.

Von klein auf daran gewöhnt, empfand ich die Feierlichkeit eines solchen Hauseinganges ebenso wenig, als mir seine gotische Thür mit den alten, bisweilen bemalten oder vergoldeten Schnitzereien aus der späten deutschen Renaissance und dem großen Klopfer, dem wirksamsten Wecker des Hauses und der ganzen Straße, damals auffiel. Das mußte eben so sein, nur so konnte man leben, nur diese dumpfe, branntweinduftende, staubige Luft atmen, nur so die Treppe hinauftappen, nur mit diesen alten, fettsinnigen, hochbrauigen, dicknasigen Bildnissen den Familienstolz erhalten.

Ein ganz anderes Bild bot mir der Eintritt in das Gebäude von

Digitized by Google

Tante Gustchens Schule. Wo sich die Karristraße vom Thor aus zu einem dreieckigen Platze erweitert, lag links ein Haus, das nicht den üblichen Giebel zur Straße kehrte, nicht hochaufragte, noch Spitzbogen und Steinkreuz zeigte. Das Vorhaus war auch nicht dunkel, sondern hell, ganz hell, der Boden sogar mit weißem Sande bestreut, ebenso die Treppe, die hinaufführte, alles Holzwerk hellgrau, reinlich, fast erschreckend reinlich für ein Schulhaus und außerordentlich nüchtern.

Im ersten Stock traten wir in ein großes freundliches Zimmer, einige im rechten Winkel zur Fensterwand gestellte längere Tische und Bänke ohne Lehnen, einige Schränke, ein Tafelgestell und mehrere Mantelknechte bildeten das Mobiliar, einige Karten den Wandschmuck. Zum zweiten Klassenraum führte eine Glasthür; ein roter Zitzvorhang deckte die Scheiben von Innen. Das gab für die Pausen des Unterrichts, wenn beide Abteilungen ins vordere Zimmer geschickt waren und sich ein Übermaß von Lärm gestatteten, ein Observatorium für Tante Gustchen, die sich in dem dritten Raume, ihrem kleinen Sanctuarium zu erholen pflegte. Bemerkenswert für das zweite Klassenzimmer waren zwei große Kupferstiche nach einem französischen Meister, die Geschichte der geschlachteten Henne darstellend: die Freude des Ehepaars über das goldene Ei und die Enttäuschung nach Abschlachtung der Henne. In welcher Beziehung diese Bilder zu dem Unterricht standen, habe ich nicht erfahren, damals darüber nicht nachgedacht, doch später ihre Lehre in schwerer Erfahrung ganz erkennen müssen. In ihren breiten polirten Mahagonirahmen erschienen sie als wertvollster Schmuck bei der sonst so bescheidenen Ausstattung der Schulräume. Doch — Eines sei gleich hier hervorgehoben: die Reinlichkeit des Eingangs und Vorhauses herrschte noch vollkommener in diesen Klassenzimmern: ich habe als Schüler, wie als Lehrer, nie wieder so reinliche und so gut gelüftete Schulzimmer gesehen.

Bei unserem Eintreten hob sich die rote Gardine an der Glasthür und gleich darauf trat eine große, schlanke Frau von etwa 40 Jahren ein, die meinem Vater einen tiefen Knix machte, eine mir bis dahin fremde Begrüßung, mich bald freundlich bei der Hand nahm, nach Namen und Vorkenntnissen fragte und dann auf den Raum über der Thür wies: „Kannst du das lesen?“ In großen,

Digitized by Google

festen, deutschen Buchstaben stand dort mit Kreideschrift: Bete und arbeite. — Ich war bald entlassen und rannte überglücklich nach Hause: ich war jetzt Schüler, Schüler der freundlichen Tante Gustchen!

Manche Äußerlichkeit prägte sich mir zuerst ein. Tante Gustchen trat selten in das Zimmer, ohne mit dem Tuche ihren Mund zu bedecken; es geschah, weil die künstlichen Zähne, die sie trug, nach damaliger Herstellung sehr groß waren und wohl schmerzhaften Druck ausübten. Der Zahnarzt jener Zeit pflegte das Gold nicht zu sparen, mich setzten die Klammern, mit welchen die Zähne aneinander und an den Gaumen befestigt waren, in Überraschung und Verlegenheiten. Ein späterer Schüler hat von „Garben Goldes“ gesungen, welche er selbst, wie die Morgenstunde im Munde trage; ich zweifle nicht daran, daß schon der erste Unterricht bei Tante Gustchen die Saat zu diesem Vergleich in sein Herz streute, die später poetisch aufgehen sollte. Auffälligkeiten, die der Lehrende an sich trägt, erschweren sein Wirken; Schüler, die über ihre Lehrer zu lachen Anlaß finden, pflegen weder die nötige Aufmerksamkeit, noch den nötigen Respekt zu bewahren. Um so tüchtiger erweist sich der Lehrer, wenn er über die Kinder die Macht übt, daß sie äußerliche Mängel und komische Einzelheiten nicht lächerlich finden. Der ungeschickte Zahnarzt hat der pädagogischen Tüchtigkeit Tante Gustchens nicht Abbruch thun können, denn diese Tüchtigkeit lag in der Gesundheit und Wahrhaftigkeit ihres Wesens und in ihrer Liebe zu ihren Zöglingen und zu ihrem Beruf. Und eine besondere Gabe war ihr verliehen, die hochwertvolle Aussteuer zu diesem Beruf: eine andauernde Frische, eine bleibende Jugendlichkeit, die ihr nicht bloß noch in späten Jahren eine mädchenhafte Unmittelbarkeit und Liebenswürdigkeit verlieh, sondern sie allezeit befähigte, das Werden in Kindheit und Jugend zu verstehen und sich leicht dem Werdenden verständlich zu machen. Wir werden diese andauernde Jugendlichkeit als eine Raupach'sche Familiengabe in dem Bruder Tante Gustchens wiederfinden.

Die Schule war eine gemischte: Knaben und Mädchen erhielten gemeinsam den Unterricht. Zum Eintritt war die Kenntnis des Lesens und Schreibens, wie der ersten Elemente des Rechnens gefordert. Das gewöhnliche Alter der Eintretenden war 7 Jahr, Knaben

Digitized by Google

gingen im zehnten oder elften Jahre in die Lateinschulen über, Mädchen blieben bis zum 14. und 15. und hatten dann als „Primanerinnen“ noch weiteren Unterricht in den neueren Sprachen (deutsch, französisch, russisch), in Geschichte und Geographie. Waren sehr begabte Knaben da, so durften sie mit diesen älteren Mädchen zusammen lernen. Eine strenge Scheidung nach Klassen war nicht durchgeführt. Tante Gustchen unterrichtete vielfach in demselben Zimmer an zwei verschiedenen Tischen gleichzeitig in zwei verschiedenen Fächern, es wechselten dann mündliche und schriftliche Beschäftigung. Auch wurde in einzelnen Stunden die Glasthür zum Nebenzimmer geöffnet und die ganze Schule gleichzeitig von derselben Lehrerin beschäftigt. Ich gestehe, daß mich dann die Bilder von der eierlegenden und geschlachteten Henne zu ganz besonderer Aufmerksamkeit anzogen. Neben der Schulvorsteherin unterrichteten noch zwei Hilfslehrerinnen, von Lehrmitteln sind mir der Ewersche Katechismus, der kleine Rösselt, Kasparis Geographie, Tappes russische Chrestomathie, Ises Kleiner Franzose und Krümmers Rechentafeln in Erinnerung. Auch war, wenn ich nicht irre, Hirzels französische Sprachlehre im Gebrauch. Am wenigsten haben wir wohl von der Geographie gelernt, und das war zu großem Teil des Lehrbuchs Schuld. Der Kaspari war ein ungeschlachter Band — etwa wie die sogenannte Upsalaausgabe der Klassiker — von grobem Löschpapier. Es stand viel mehr in diesem Buche, als wir lernen sollten. Da mußten wir unterstreichen, was ins „Köpfchen“ solle, und da eine meiner Schwestern in einer anderen Schule den gleichen Kaspari mit der gleichen Behandlung, aber nach anderen pädagogischen Anschauungen benutzen mußte, wetteiferten wir beide, jedes seine Aufgabe besonders deutlich zu bezeichnen, und hierfür war das Löschpapier nicht eingerichtet. Ich schätzte und liebte den Kaspari sehr, weil er das größte und dickste Buch in meiner Bibliothek war, aber er veranlaßte viel Ärger, wenn ein harter Bleistift ganze Zeilen herausgerissen hatte. Das erschütterte zuweilen die Eintracht zwischen uns Geschwistern und verleidete mir das geographische Studium. Aber auch ohne Risse im Löschpapier war Kaspari eine rechte Quelle für unsere geographischen Kenntnisse nicht. Lehrbücher, in denen mehr steht, als der Schüler lernen soll, sind schlimmer, als solche,

Digitized by Google

in denen weniger steht. Auslassungen zerreißen den Zusammenhang, Lücken lassen sich ergänzen. Mit dem geographischen Unterricht stand es damals überhaupt nicht zum Besten bei uns, wie im Gymnasium, in der Domschule, auf der Universität und wohl in den meisten Schulen Deutschlands. Die Geographie war seit Ritter und den Weltumsegelungen im Anfang des Jahrhunderts eine Wissenschaft höchsten Ranges geworden, und noch für die Schulen nicht recht appretirt. Doch besaß Reval schon damals einen Spezialisten für geographischen Schulunterricht, den vielgewanderten, trefflichen August Hippius, der auch auf die Länder- und Völkerkunde sein System anwandte, dem Schüler den Stoff lieb zu machen. Seine lebendigen, verständnisvollen Schilderungen, die vielfach an seine eigenen Wahrnehmungen, Erfahrungen und Beobachtungen auf ausgedehnten Fußwanderungen in Deutschland, Österreich und Schweiz anknüpften, führten auch die jüngsten Knaben und Mädchen rascher zur Lernlust, als der alte, dicke Kaspari.

Frl. Amalie Siegel ließ uns nach Vorlagen zeichnen, wobei die kleinen Tierfiguren von Victor Adam und die Konturen von Ludwig v. Maydell mehr den Eifer anregten, als die lithographirten Gesichtsfragmente, Augen, Nasen, Ohren und die alten Gartenthüren oder Feldbrücken Feroggios. Ein Hauptfach aber war das Schönschreiben. Hierin war Tante Gustchen Meisterin, und sie legte das größte Gewicht auf Haltung des Körpers, auf Führung der Feder, auf Reinheit und Regelmäßigkeit der Schrift. Man sagte später, die Raupachschen Schüler und Schülerinnen behielten ihre lesbare Handschrift bis in ihr Alter bei. Und dafür schon müßten sie Tante Gustchen für alle Zeit dankbar sein.

Doch giebts hierfür noch andere gewichtige Gründe.

Tante Gustchens Schule war damals zwar nicht die einzige gemischte Schule, aber sie hatte die größte Schülerzahl, das weiteste Programm und daher zum Teil ältere Knaben und Mädchen, als die Anstalten der anderen Schulhalterinnen. Nach ihren Resultaten bestand darüber in den gebildeten Kreisen der Stadt kein Zweifel, daß die Gemeinschaft der Kinder nicht bloß in der Familie, sondern bis zu einem gewissen Alter auch im Lernen und Spielen förderlich sein könne. Von Experimenten, wie die des Herrn Robin,

Digitized by Google

und von Skandalen, wie am Teich von Cempuis (1895) konnte natürlich keine Rede, kein Gedanke, keine Möglichkeit sein. Dagegen war ein einfacher, offener, oft herzlicher Verkehr ganz selbstverständlich, und beide Teile hatten Nutzen von ihm im Kleinen, wie im Größeren, für die Kindheit, wie für das Leben.

Wir Raupachschen Schüler hätten keinen Beifall gefunden, wenn wir uns einer Balgerei auf der Straße, einer Heldenthat à la Kaproschitzki, oder eines besonders listigen Krummfußes vor unseren Mitschülerinnen gerühmt hätten. Die Mädchen von 12 bis 14 Jahren pflegen über jüngere Knaben eine größere sittigende Macht auszuüben, als leider im späteren Alter. Wir hätten uns der Bengelhaftigkeiten, mit denen Knaben unter sich nicht selten prahlen, vor den älteren Mitschülerinnen geschämt. Aber wir gewannen in diesem täglichen Zusammensein, im Wetteifer der jungen Kräfte, im Anblick der sich entwickelnden weiblichen Vorzüge noch Anderes, Wichtigeres und Bleibendes. Wir lernten früh wohlgesitteten freien Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht. Wir schleppten nicht die Blödigkeit und die Befangenheit vor Mädchen und Frauen ins spätere Leben hinüber, die gar zu oft Anlaß zum Verkehr mit Unwürdigen, zu gänzlichem gegenseitigem Unverständnis und endlich zu vielem persönlichen Unglück giebt.

Auch die Mädchen gewannen in der gemischten Schule. Ihnen blieb beim Verkehr mit offenen, munteren Jungen die Heimlichthuerei fremd, in der sich schon das kleine Mädchenherz gefällt und die mindestens die große Gefahr birgt, das für ganz extraordinäres Heiligtum der eigenen Brust zu halten, was nur allgemeine natürliche Regung und jedem jungen Gemüt eigen ist. Dieser Trieb der Heimlichkeit, in der die Männer den ganzen Reiz der Jungfräulichkeit ahnen und je nach ihrem eigenen Wert oder Unwert verehren oder verletzen, ist zugleich die Wurzel eines Geschlechtshochmuts schlimmster Art. Die mädchenhafte Heimlichkeit, die nur zu leicht zur Selbstüberhebung und zu *scheinbarer* Männerverachtung führt, gelangt zu ihren Auswüchsen und Selbsttäuschungen nicht, wenn ein natürlicher, offener und reiner Verkehr Mädchen und Knaben früh einander schätzen lehrt. Und das darf wohl als eine Frucht der gemischten Schule und als ein Verdienst derer in

Digitized by Google

Anspruch genommen werden, welche die nicht leichte Aufgabe der Leitung einer solchen zu lösen verstehen.

Zur Leitung einer gemischten Schule war Auguste Raupach ganz besonders begabt und auf diesem Gebiet lagen ihre ernstesten und wertvollsten Erfahrungen. Sie hätte als Vorsteherin einer Mädchenschule oder einer solchen für kleine Knaben sicher nicht geleistet, was sie in ihrer Anstalt übte: sie lehrte nicht allein, sie erzog, und sie erzog nicht nur mit Hülfe ihrer Lehrerinnen, sondern mit Hülfe ihrer Schüler und Schülerinnen. Das war das Geheimnis der Liebe, mit welcher Mädchen und Knaben nicht allein ihr, sondern ihrer Schule anhingen und ihr, wie ihrer Arbeit dauernde Dankbarkeit bewahrt haben, daß sie es verstand, den Mädchen Einfluß auf die Knaben zu geben und den Knaben doch die Freiheit zu lassen, die als Offenheit und Frische die ganze Schule durchdrang, wie die frische Luft die hellen Klassenzimmer.

Ganz ohne Irrtümer von der einen, ohne Fehler von der anderen Seite ging es natürlich nicht ab. Die Mädchen glaubten sich zuweilen zurückgesetzt und sprachen es — halb im Ärger gegen die Ungerechtigkeit, halb in Eifersucht — wohl auch aus: Tante Gustchen liebt ja die Knaben mehr als uns. Und in einigen Fällen mochte der Vorwurf nicht unberechtigt sein, im Ganzen aber bewies sie den älteren Mädchen ein unbedingtes Vertrauen. Lügen waren überhaupt selten; die wenigen, deren ich mich entsinne, fielen bis auf eine nur Knaben zur Schuld, das eine Mädchen, das einmal gelogen hatte, wurde von uns angestarrt und als so sehr aus der weiblichen Art geschlagen beklagt, daß die vier ältesten Mitschülerinnen aus eigenem Antrieb in lautes Weinen ausbrachen. Ohne daß es ausgesprochen worden, war den Mädchen in allem Guten der Vorrang und die höhere Pflicht zugeteilt. Selbstverständlich kam Tante Gustchens Lineal aus Rotholz doch immer nur der Besserung der Knaben zu Statten. Auch hatten — soviel ich mich erinnere — nur Knaben die unfreiwillige Gelegenheit, die Geschichte der Henne mit den goldenen Eiern in stundenlanger Einsamkeit zu studiren. Und wenn wir eine Mitschülerin, die ihr Kleid zerrissen, mit den unvergeßlichen Versen neckten:

Digitized by Google

„Luischen ist ein wildes Kind,
Fast wilder noch als Knaben",

so konnte darin wohl nur die Anerkennung der vollkommeneren Mädchennatur zu Tage treten.

Für die gemischte Schule hatten die Schulfeste, die uns Tante Gustchen bereitete, besondere pädagogische Bedeutung. Im Sommer, zu ihrem Geburtstag, der aber, obgleich jedes Jahr der fröhliche Tag den Kindern aufs Neue schöne Erinnerungen gab, doch als ein feierliches Geheimnis behandelt wurde, zogen wir festtäglich gekleidet hinaus: die Knaben voran, die Mädchen hinterdrein, endlich Tante Gustchen selbst mit den Lehrerinnen zur Karripforte hinaus, im weiten Bogen zum Färbersteich durch die Domvorstadt nach einem der verlassenen Höfchen, in welchen Dornröschen zu schlummern oder des Sängers Fluch zu walten schien: zwischen Wittenhof und der Duburgschen Allee gab es damals deren mehrere, — jetzt sind sie wieder in Stand gesetzt und bewohnt. Auf dem Wege dahin, schon in der Hälfte des Katzenschwanzes sahen wir Ann' oder Lisa (ich weiß nicht mehr, wie Tante Gustchens dienender Geist hieß) schwitzend und müde auf den Fliesen des Grabenrandes sitzen, neben ihr den sorglich zugedeckten Kinderwagen. Jetzt war es an uns, zu helfen und zu dienen. Abwechselnd zogen wir Knaben nun als Provisionskolonne denselben durch den Staub der Baltischporter Straße, bogen an Spafarjews Ecke links in die breite, von Ellerngebüsch eingefaßte Straße, die auch in trockener Sommerzeit eigentlich nur eine Kette von Pfützen war. Nur ein festerer Fußweg am Stromschen Bach war trocken. Auf dem Festplatz, einst Bowlinggreen eines verwunschenen Lustschlosses, d. h. eines alten Sommerhöfchens, traf bald auch die ganze Armee ein, die rasch den Inhalt des Kinderwagens „abschmändtete", d. h. die Pfefferkuchen und das Gelbbrot und den präparirten Kaffee, der in Flaschen gefüllt war, verschwinden ließ. Dann die Spiele: Katz' und Maus, Trivater, Lämmerchen-Lämmerchen-kommt-nach-Haus u. s. w., dazwischen Inspektionen des verwilderten Beerengesträuches, ob der Herr dieser Wüstenei nicht noch einige Johannisbeertrauben oder Stachelbeeren habe hängen lassen, Entdeckungsreisen in den bemooften, halbverwachsenen Gängen, Bewun-

Digitized by Google

derung der Soldaten, die in grünen Fracks und weißen Hosen auf Bretter gemalt, jetzt geplatzt vom Scheitel bis zur Sohle noch stramm Gewehr bei Fuß standen, wie sehr frühere Höfchenfahrer auch mit Pistolen, Armbrüsten, Flitzbogen und Steinwürfen ihnen zugesetzt hatten. Der loyale Sinn der Erbauer hatte für Häuser und Parks keinen schöneren ehrenvolleren Schmuck, keine Gewähr größerer Sicherheit gesehen, als das Bild des standhaften Vaterlandsverteidigers in den Uniformen des glühend verehrten Kaisers Alexander. „Notre ange est au ciel“ so stand auf Brochen und Ringen und Goldkreuzen zu lesen, als man auch in Reval der traurigen Kunde aus Taganrog den Glauben nicht länger verweigern konnte. Manches bekrönte A im Strahlenkranze, umflochten von Kriegslorbeer und Friedenspalmen ließ sich trotz Verbleichung und Putzabfall noch auf den rosa getünchten Wänden der alten Höfchen erkennen.

Wenn von unserer übermütigen Gesellschaft alles durchgespielt und alles durchforscht war, wurde wieder der Kinderwagen herbeigezogen: jetzt tauchten aus seinem Grunde belegte Butterbröte und Flaschen mit Meth empor — das initium fidelitatis, dann der Rückmarsch. Gesungen wurde merkwürdiger Weise wenig. Warum merkwürdiger Weise? Darüber in einem späteren Kapitel.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Bete und arbeite. — Revals Rationalismus und Paſtor Huhn. — Die Frauen der Stadt und die Frauen vom Dom. — Arbeit und Bußpredigt. — Das Schloß.

In unauslöſchlicher Erinnerung iſt mir und wohl auch meinen Altersgenoſſen eine ernſte Stunde geblieben, welche zugleich den Geiſt erkennen läßt, der in der Raupachſchen Schule herrſchte. Tante Guſtchen liebte es in den Pauſen, vor und nach der Schule mit den einzelnen Kindern zu plaudern. Sie ſprach dabei gern von den abgegangenen Schülern und Schülerinnen, die ihr beſonders lieb geworden waren. So hatte ſie uns, gleich nachdem ich eingetreten war, wiederholt von ihrem Liebling Nikolai Rieſenkampff erzählt, den ſie eben an die Domſchule hatte abtreten müſſen. Es war ihr Stolz, einen ſo begabten, vielverheißenden Knaben in ihrer Schule gehabt zu haben, uns ſollte er Vorbild ſein, was vielleicht nicht der rechte Weg war, ihm auch unſere Liebe zu gewinnen. Da kam einmal die Nachricht, er ſei krank, bald die, er ſei ſehr krank, endlich: er müſſe ſterben. Tante Guſtchen hatte ihren Unterricht mit verweinten Augen begonnen, ſie hatte in den letzten Tagen kein Hehl daraus machen können, daß ſie mit Ungeduld den Schluß der Tagesſchulzeit erwarte. Wir hatten Alle tiefes Mitgefühl mit ihrem Kummer; ſo ſtill und feierlich waren uns die Pauſen nie vergangen, wie in den Tagen dieſer Angſt.

Als wir uns an einem Nachmittag wieder zum Unterricht eingefunden hatten, kam Tante Guſtchen, rotgeweint, noch ſchluchzend

Digitized by Google

in die Klasse — wir sollten uns setzen: auch sie nahm ihren Stuhl ein, aber statt des Abfragens der Geographie, sagte sie mit leiser, müder Stimme, es sei für Nikolais Krankheit der Tag der Krisis, (ich hörte das Wort zum erstenmal), und wenn Gott sich nicht erbarme, so werde er heute noch seiner armen kranken Mutter und all seinen Lieben entrissen. „Betet, betet mit mir Kinder", stieß sie mühsam hervor, ihr Kopf fiel schwer auf die gefalteten Hände, feierliche Stille trat ein, wir Alle falteten ebenso brünstig die Hände und beteten und weinten. So ernsten Augenblick hatte ich noch nie erlebt, noch nie so lebhaft den Tod geahnt, und noch nie einen Menschen so innig liebgewonnen, als diesen Knaben, für den ich betete, ohne ihn je gesehen zu haben. Wunderbare Macht dieser Erhebung! Nach kurzem, stillem Gebet hoben wir Alle unsere Köpfe wieder, und eine gewisse Freudigkeit schien über uns gekommen zu sein. Die Stunde konnte gegeben werden und kam uns besonders schön vor.

Am anderen Tage küßte uns Tante Gustchen, die sonst keine Freundin von Zärtlichkeiten war: „Nikolai ist gerettet", flüsterte sie und weinte helle Freudenthränen.

Er war gerettet — aber nur für eine kurze Spanne Zeit. Als dieses hoffnungsreiche, von so warmer Liebe getragene Leben zur Blüte der Kraft gelangt war und Gustchen Raupach mit dankbarem Stolz auf den besten ihrer früheren Schüler blickte, richtiger gesagt: zu diesem bedeutendsten ihrer Schüler bewundernd emporblickte, da forderte der Tod, der des Knaben geschont hatte, den früh gereiften Mann. Da beteten nicht mehr Kinder für sein Leben: ein großer Kreis von Freunden, Viele, die auf sein Schaffen und Wirken die freudigsten Hoffnungen gesetzt, sahen langsam und rettungslos seine Kraft hinwelken; doch auch in seiner kurzen Lebensbahn gab er den Hoffnungen und Erwartungen seiner treuen Lehrerin Recht. Wir werden in diesen Erinnerungen auch diesem Wirken Riesenkampfs noch ein Blatt zu widmen haben.

Bete und arbeite! hatte Tante Gustchen über ihre Thür geschrieben. In einer Fürbitte haben wir sie ihre tiefste Seelenangst aussprechen sehen, und unserem Kindergebet hatte sie offenbar die rettende Kraft zugeschrieben. Wer daraus den Schluß ziehen wollte, der Geist ihrer Anstalt sei vornehmlich auf geistliche Übungen ge-

Digitized by Google

setzt und der Lehrstoff von religiösem Standpunkt aus behandelt worden, hätte ihr Unrecht gethan. Es war die Zeit, da das Lernen vorzugsweise in Bereicherung des Wissens durch Schärfung des Gedächtnisses bestand. Wir Kleinen in der Klippschule hatten vor Allem das Lernen zu lernen: Katechismus, Sprüche, geistliche Lieder wurden auswendig gelernt, aber viel mehr noch weltliche Dichtung. Was irgend dem Verständnis der Kinder sich anpaßte, wurde memorirt, dabei auf klaren, einfachen Vortrag gesehen. Es ist uns nicht bloß eine sehr große Zahl sonst wohl vergessener deutscher Dichtungen im Gedächtnis geblieben: dieses Lernen hatte insbesondere noch den Vorteil, daß auch später gegebener Stoff sich leicht einprägte und fest hängen blieb. Es hieß wohl, Frl. Raupach hätte das Glück gehabt, viel Schüler und Schülerinnen von gutem Gedächtnis zu haben, aber die Pädagogen, die öftere Gelegenheit hatten, das Werk Tante Gustchens fortzusetzen, erkannten es als einen besonderen Vorzug ihres Programms an, daß in ihrer Schule das Gedächtnis so erfolgreich geübt und gestärkt wurde. Wie sie selbst Erlebtes und Erlerntes in treuem Wissen bewahrte, so hat sie auch uns, den Schülern, die Vorbedingung alles Wissens: die treue Bewahrung des Erfahrenen und Gewußten auf den Lebensweg gegeben. Dieses eine Verdienst schon wäre genügend, um der Schule noch lange nach ihrem Eingehen den Beweis ihrer Wirkung zu geben: das treue Gedächtnis ihrer Methode.

Mancher Satz, den wir von Tante Gustchen aussprechen, mitunter wiederholt aussprechen hörten, prägte sich unserem Gedächtnis ein, wenn wir auch den Sinn desselben nicht ganz oder seinen Wink gar nicht verstanden. Es war naive Weisheit, denn Tante Gustchen war bis in ihr späteres Alter in ihrem Wesen durchaus naiv, wahr und ursprünglich geblieben. Das Naive erscheint meist paradox, das Paradoxe aber behauptet im Gedächtnis der Andern am festesten seinen Platz. So erging es uns Kindern mit manchem Ausspruch Tante Gustchens. So warf Tante Gustchen einmal das Wort hin und wiederholte es wohl auch bei gegebenem Anlaß: es sei nicht genug, daß der Mensch seine Pflicht thue, er müsse sie auch erkennen. Das verstanden wir Kinder nicht, aber der Satz prägte sich mir ein. Nach einigen Jahren schien mir die Behauptung ganz selbst-

Digitized by Google

verständlich, und erst viel später erkannte ich den ganzen Sinn dieser Worte, und warum gerade Tante Gustchen an diesem Gedanken festhielt: ihr lag die Selbstgerechtigkeit, die Folge der selbstbewußten Pflichterfüllung, ganz fern, so pflichtgetreu und pflichtstrenge sie war, glaubte sie doch nicht, ihrer Pflicht zu genügen, weil Herz und Verstand sie immer neue Pflichten erkennen ließen. Und dieses Erkennen der Pflichten gab ihr die Freudigkeit zur Erfüllung derselben, gab ihr ein wahrhaft demütiges Herz. Selbstgerechtigkeit, Pharisäertum, Dünkel sind schlechte Erzieher oder vielmehr Erzieher zum Schlechten. Sie haben auf Tante Gustchens Lehrstuhl nie Platz gefunden. Mochte der Wissenskreis dieser Lehrerin auch den Anforderungen nicht entsprechen, die das Examen heute an eine Gouvernante stellt, mochte sie in keiner der Sprachen firm sein, welche jetzt als die ersten und wichtigsten Schulfächer fungiren, so war Auguste Raupach doch der Typus jener tüchtigen Erzieherinnen der alten Zeit, die in ihrem eigenen Sein und Wesen das Streben nach Erkenntnis und Vervollkommnung verkörperten.

Über Tante Gustchens Thür stand — wie schon wiederholt erwähnt — in leicht verwischbarer Kreideschrift, doch den Kinderherzen immer wieder sich einprägend, die Mahnung: Bete und arbeite. Die Schule war eine vorwiegend weltliche. Katechismus, biblische Geschichte, Gesangbuchlieder wurden zwar in ihr gelehrt und gelernt, aber die eigentlich religiöse Entwickelung der Kinder galt für Pflicht und Recht des Hauses. Religiosität war damals in jedem rechten Hause die natürlichste Voraussetzung, denn unter den lutherischen Kindern und mit ihnen wurden, ohne daß wir an konfessionelle Unterschiede dachten, einige griechisch-orthodoxe und katholische unterrichtet. Nicht die Schule entschied, was das rechte Bekenntnis sei, sie nahm religiöse Wärme als selbstverständlich bei den verschiedenen Konfessionen der Eltern ihrer Zöglinge an. Für das Alter, in welchem Schüler und Schülerinnen standen, für die Lehren der Mutter und die Pietät des Vaters die besten Religionslehren. Dieses Verhalten der Schule zu der leicht entzündlichen Frage des Bekenntnisses war zugleich ein Weg des Friedens, den die religiösen Verhältnisse der Stadt leicht hätten gefährden können. Denn schon damals herrschte die Bewegung, die noch Jahrzehnte lang die Gemüter

Digitized by Google

in Reval beschäftigte, beunruhigte oder auch befriedigte. Wenn ich von den Anfängen dieser geistigen und geistlichen Entwickelungsphasen, der Bürgerschaft rede, so geschieht es natürlich zu allergeringstem Teil nach eigenen gleichzeitigen Beobachtungen, wenn auch schon dem Knaben einzelne Wahrnehmungen sich als Rätsel aufdrängten, deren Lösung er später finden konnte. Im Ganzen ergiebt sich das Bild, das ich von dem kirchlichen Leben um 1840 herum und später habe gewinnen können, aus der Zusammenstellung und Vergleichung der Urteile, Erzählungen, Erlebnisse Anderer. Spätere eigene Erfahrungen haben vielfach die Stichprobe dazu gemacht.

Reval war nicht bloß eine altertümliche Stadt, sie war eine Stadt der Vergangenheit. Im Ganzen herrschte Zufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Klagen, wie sie späteren Zeiten eigen wurden, haben wir als Kinder wohl kaum gehört. Auch viele Jahre darauf galt der Unzufriedene für einen schlechten Bürger: es gab wohlsituirte Patrizier, welche in der Unzufriedenheit selbst nur ein untrügliches Symptom moralischer und materieller Verkommenheit sahen. Daß eine frische geistige Bewegung sich erheben kann, ohne vorher Wirbelstürme des Streits und der Vorwürfe geweckt zu haben, das beweisen die letzten dreißiger und die ersten vierziger Jahre unseres Säkulums in Reval. Noch bevor die unentwegte Pflanz- und Pflegestätte wissenschaftlicher, idealer Interessen, die Estländische Litterärische Gesellschaft, sich aufgethan, gab es — gleichsam als Mutterhaus dieser — einen Kreis von Männern, die sich allmonatlich in privatem Verkehr zusammenfanden, Vorträge hierzu vorbereiteten, immer entschiedener der Gesellschaft den Charakter gaben, bis sie endlich zu einem statutenmäßigen Verein sich organisirten, der fortan das geistige Leben der Stadt beherrschte. Unvergeßlich ist mir einer dieser dem Verein vorangehenden Abende, wenn ich nicht irre, aus dem Jahre 1840. Die Gesellschaft fand diesmal bei meinen Eltern statt. Ungewöhnliche Vorbereitungen wurden getroffen, insbesondere setzte uns Kinder der große Konditorkuchen in Aufregung, ein seltener Gast in unserem Hause. Dann wurden wir in den Hintergrund des langgestreckten alten Hauses geschickt, hörten viele Männerstimmen, endlich eine, die vorlas, die las und las, uns wollte das Lesen schier endlos erscheinen, dann wieder lautes Gespräch, Stuhlschieben,

Digitized by Google

Lachen, Tellerklappern, Gläserklingen — und jetzt — jetzt galt es wohl gar dem schönen, großen Kuchen. Als die Thür einmal sich öffnete, sah ich einen langen Mann mit geschlossenen Augen auf dem Divan liegen. Ich erschrak tief: ein Kranker, vielleicht ein Toter, an die fröhliche Unterhaltung der Übrigen dachte ich nicht mehr. Meine Mutter beruhigte mich, es sei der Pastor Huhn, der trotz eines kranken Fußes doch gekommen war, einen Vortrag über die Kompositionen von Moritz Retzsch anzuhören. Der Gegenstand ist mir in Erinnerung geblieben, weil diese Kompositionen auch in meinem elterlichen Hause vorhanden waren und mir schon früh eine Art Entsetzen erweckt hatten. Die Karrikatur, die nicht verspotten, sondern übertreffen will, diese unbeabsichtigte und unbewußte Karrikatur der Manier erschreckte nur und verdarb mir die natürliche Kinderfreude an der Darstellung. Viel später ersah ich wie aus einem Faust des Cornelius ein Faust des Retzsch werden konnte. Daß die Manier des Nachtreters am liebsten an die Exzentrizitäten des Meisters anknüpft, habe ich später nicht bloß auf dem künstlerischen Gebiete erkannt. Auch dem Mann, den ich an jenem Abend zum erstenmale sah, hat es ebensowenig an exzentrischer Kraft, wie an einem Moritz Retzsch gefehlt, ja — er hatte deren mehr als einen. Doch zurück zu meinen Kindererinnerungen.

Auf dem Rückweg von einem der geschilderten Schulfeste erzählte Tante Gustchen von der „guten, alten" Zeit in Reval, von dem geselligen Leben am Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre, von den Sommerfahrten und den Tänzen dort, von den Pfänderspielen und dem Schlafen auf dem Braß. Um die Zeit dieser harmlos fröhlichen Geselligkeit (genau genommen 1831) sei ein langer, schöner, lustiger Kandidat aus Riga gekommen, um als Inspektor an der Domschule zu wirken. Den Männern sei er an Geist und Wissen meist überlegen gewesen, den Frauen bald ein Liebling geworden durch seine glänzende Unterhaltungsgabe, seine schöne Stimme, seine Munterkeit in Spielen und Gewandtheit im Tanzen, den jungen Mädchen habe er im Nebenzimmer eines Tanzsaales einmal den „sanften Heinrich" gelehrt und so diesen schönen Walzer in Reval eingeführt. Und jetzt war dieser lebensfrische und allen schönen Lebensfreuden zugängliche Mann ein ernster, ja

Digitized by Google

düsterer Lehrer und Prediger geworden, dessen gewaltige Rede immer mehr wie Posaune des Gerichts die Herzen erschütterte. Viele schmerzliche Prüfungen hatten den lebensfrohen Mann betroffen, seitdem er — seinen Verehrerinnen in Reval gewiß nicht zur Freude — die Braut aus Riga heimgeführt. Krankheit verfolgte ihn und sein Haus, und eine elende Mystifikation, die ihm sehr lange unaufgeklärt blieb, hatte sein gereiztes Gemüt erschüttert. Man hat Huhn mit Bernhard von Clairvaux, mit Savonarola verglichen. Das waren klangvolle Phrasen mit dem einen richtigen Hintergrunde, daß er die Macht seiner Empfindung und seiner Rede vorwiegend der Bußpredigt widmete: die Wirkung derselben auf seine Gemeinde war zwar gewaltig, doch war ihm nicht beschieden, von seinen Anhängern immer verstanden zu sein. Die Urteile des Otto von Freisingen und Luthers über Bernhard passen ganz überraschend auf Huhn, doch bot Reval ebenso wenig einen Kreis, wie ihn der große Cistercienser einst beherrschte, als eine Gemeinde, wie sie Bußpsalmen singend dem Mönch von San Marco durch die Straßen von Florenz folgte.

War Reval eine Stadt der Vergangenheit, so war es auch eine Stadt einer altererbten, hanseatischen Solidität, welche Gemütsaufregungen vermied und in einem kühlen Rationalismus die religiösen Bedürfnisse regelte.

Das altrevalsche Element der Bevölkerung war durchaus bürgerlich nüchtern. Man scherzte und tanzte und sang in bunter Reihe Rundgesänge, wie:

Scherze, spiele, tändle, schwärme
Und erfreue dich mit mir,
Härme dich, wenn ich mich härme,
Und sei wieder froh mit mir.

Man machte Gelegenheitsgedichte und schrieb Stammbuchverse und fand sich also ganz leidlich mit der Poesie und den Idealen ab. Aber für tiefere Erregungen hatten Mann und Frau keine Zeit. Sie gingen pflichtgemäß in die Nikolai- und Domkirche und in die Heil. Geistkapelle — die Olaikirche wuchs langsam aus dem Schutt des Brandes von 1820 zu ihrer alten Höhe heran — und kamen erbaut von den rationalistischen Predigten heim. Hier nun fand

Digitized by Google

Huhn, der bald nach seiner Berufung zum Pensions-Inspektor an der Domschule Prediger an der Olai-Gemeinde geworden war, reiche Thätigkeit, doch nicht in der geschilderten spezifisch Revalschen Gesellschaft, sondern in den Kreisen des Doms und zwar zuerst und zumeist bei den Frauen des Doms.

Mehr noch als jetzt schieden sich die Städtischen und die Domschen, ganz besonders die Frauen auf beiden Seiten. Die Städtischen, also die Bürgerlichen, hatten ihre dauernde Thätigkeit in ihrem Stadthause oder auf ihrem Höfchen: hier oder dort, sie waren stets zu Hause und trugen stets die Mühen der eigenen Wirtschaft und die Pflichten der Kindererziehung, wie der Pflege des Mannes. Es herrschte für gewöhnlich eine sehr große Einfachheit in diesen — oft sehr wohlhabenden — Hausständen, eine peinliche Reinlichkeit und Regelmäßigkeit, bei festlichen Anlässen dagegen eine patricisch breite Repräsentation. Die Besorgung der kleinsten und mühsamsten Tagesforderungen, wie der splendiden Feste, lag der Hausfrau ob: Zimmer, Küche, Holzschuppen, Wäsche, Hausrat und — was eine große Rolle spielte — die Herstellung der Wintervorräte in Gemüse, Obst, Säften, Killoburken — das Alles hatte die Hausfrau gewöhnlich mit zwei estnischen Mägden zu leisten. Eine ganz außerordentliche Wirtschaftstüchtigkeit in kleinem Kreise erbte sich so von Mutter zu Tochter fort und ließ zu ästhetischen Beschäftigungen ebenso wenig Zeit wie Lust übrig. Anforderungen an Schulwissenschaft, Kenntnis des Französischen, Urteile über Litteratur und Zeitereignisse wurden von der bürgerlichen Frau nicht verlangt: ihre Bildung lag auf dem Gebiet der verständigen, praktischen Hausarbeit und der klaren Überschauung des ihrer Herrschaft unterstellten Kreises.

Anders stand es mit der „Domschen" Frau, mit der Adeligen. Diese war von Jugend auf den Verkehr, der sich auf den Gütern entwickelt, gewohnt, der in dem Gefühl gemeinsamer Interessen und gleichen Vorranges vor Bürgern und Bauern eine starke Abgeschlossenheit des Standes zur Folge hatte. Ein weites Netz von Verwandtschaft wurde von Gut zu Gut, von Kirchspiel zu Kirchspiel anerkannt. Man hänselte sich gegenseitig, an malitiösen Witzen und Neckereien, an Karrikaturen und spöttlichen Legenden gab es eine Fülle, aber vor dem Gefühl der Standesgleichheit und gar der oft ganz legen-

Digitized by Google

bären Verwandtschaft floß doch wieder Alles in eine gemütliche Einheitlichkeit zusammen. Und die ganze Lebensweise, die Gastfreiheit auf den Gütern, — der bekannte Schriftsteller Bulgarin erlitt damals eine Strafe, weil er sich in einem Reisefeuilleton über die Frugalität der estländischen Edelleute lustig gemacht, und sein Zensor Oldekop wurde abgesetzt, weil er diesem Spott sein Imprimatur erteilt hatte, — Leichtigkeit der Bewegung zu Wagen und zu Schlitten, die viele freie Zeit — das Alles gab den „landschen Damen" ein besonderes Gepräge, das ihnen natürlich auch eigen blieb, wenn sie ihren Wohnsitz auf kurze oder lange Zeit auf den Revalschen Dom verlegt hatten. Sie blieben eine Gruppe für sich, mit den Frauen der Stadt fehlte fast jede Berührung, bei etwaigen Wohlthätigkeitsunternehmungen, die gerade in der hier betrachteten Zeit begannen, hatte die Baronin X. vielleicht eine „gewisse Y. oder Z." sich vorstellen lassen, — sie wußte es nicht genau, wie sie geheißen, — und die Ratsherrin Y. hatte ihrerseits der Baronin X. hierbei klar gemacht, daß sie „sich nicht vor ihr genire". Die alte Frau von A. sagte: „Da bin ich heute einer charmanten Frau begegnet", und Frl. B. sagte: „Die alte Frau von A., die ich heute gesehen, ist viel netter, als ihre Tochter Lucie, die grüßt mich nicht mehr, seit sie aus der Schule ist". So höflich die Leute in der Stadt, wie die auf dem Dom waren, so gut sie oben und unten den Codex des guten Anstandes kannten, wetteiferten sie doch in der Unart, den ersten Gruß vom Andern zu erwarten. Die Einen sprachen von Adelshochmut und Bürgerstolz, die Anderen von bürgerlicher Anmaßung und Standesvorrecht. Bei den Männern nahm dieser Gegensatz mit den Jahren ab, bei den Frauen nahm er zu. Begegnungen auf dem Lande milderten, Begegnungen in der Stadt schärften ihn.

Zu diesen „berechtigten Eigentümlichkeiten" kam die Verschiedenartigkeit des Lebens. Hatte die „adelige Dame" ihr Stadthaus bezogen, so lag die gewohnte Arbeit hinter ihr, die Zeit gehörte den Liebhabereien, an die Stelle des langandauernden Gastbesuches trat die Visite, an Stelle der häuslichen Freiheit die Fessel der repräsentirenden Gesellschaft. Auch die vornehmste landsche Dame verschmähte es auf ihrem Gute nicht, in den Kuhstall, das Fahlland, die Waschküche zu schauen, Bauerkinder anzuleiten, die Spinnstube und nament-

Digitized by Google

lich die Kranken der Bauerschaft zu besuchen, also in der äußeren und größeren Wirtschaft des Gutes thatsächlich zu herrschen und zu wirken. All das war ihr in der Stadt benommen und damit der ernsteste Teil ihres Lebens und der stete Quell der Zufriedenheit und des seelischen Gleichgewichts. Auch fehlte ihr die Freiheit der Lebensführung durch die Rücksicht auf die Standesgenossen. Auf dem Lande lagen Verhältnisse und Gepflogenheiten offen vor den Augen der „Nachbarn", in der Stadt wurde zu manchem eitlen Schein die Zuflucht genommen. Geldwirtschaft wurde notwendig, wo Naturalwirtschaft sonst das Leben erleichtert und vereinfacht hatte, dazu der Mangel an dienenden Händen, das volle Unverständnis für den Verkehr mit den kleinen Lieferanten, die schwierige Behandlung der städtischen Dienstleute. In der Stadt mußte man zeigen, daß man die Frau Baronin sei, und witterte mehr als nötig überall die Neigung der Niederen, diese Vornehmheit anzustreiten oder anzufeinden. Die estländische Edeldame jener Zeit hatte gewöhnlich schon in der Jugend Reisen ins Ausland gemacht, dort vornehme Bekanntschaften angeknüpft und bisweilen unter dem Nimbus der Fremden und ihres alten Namens an Höfen selbst mit Prinzen und Prinzessinnen, mit Lords und Ladys vertraulich verkehrt. Sie hatte neben dem weiteren Horizont — soweit denselben nicht der Hochmut verbaute und beschränkte — auch die größere ästhetische und sprachliche Bildung vor der Bürgersfrau voraus und pflegte das bei jeder Begegnung mit einer solchen zu markiren: „Ma chère, Sie waren gewiß in Paris? Sie haben gewiß den Papst gesehen? ah' er ist charmant! Sie kennen gewiß den Gießbach, ist er nicht . . . . ? Sie lieben gewiß die Dresdner Madonna — Sie malen gewiß auch Aquarell, — als ich bei Thorwaldsen war — oder Liszt sagte mir einmal u. s. w. u. s. w." Man konnte Frau Bürgermeisterin sein und vor solcher Lebensbreite und solchen Bekanntschaften sich doch höchst unbedeutend und gedemütigt fühlen. Demütigung aber erzeugt Hochmut, und der Hochmut des Gedemütigten ist giftig. So geschah es oft, daß zwei Naturen, beide pflichttreu und tüchtig auf ihrem Gebiet, beide hellen Verstandes und voll Drang der Liebesthätigkeit sich nur feindlich berührten, sich gegenseitig abstießen und ihre Kreise in die persönliche Abneigung hineinzogen.

Digitized by Google

Die praktische Bürgersfrau konnte den Predigten von der allgemeinen Sündhaftigkeit nicht ganz folgen: es erwuchs ihr aus der Erfüllung praktischer Pflichten und ununterbrochener Thätigkeit soviel Gefühl eigener Kraft und Tüchtigkeit, daß sie es nicht fertig bringen konnte, sich selbst so ganz zu verdammen, wie der Bußprediger es forderte. Für die adlige Dame war dagegen der Aufenthalt in der Stadt den geistigen Anregungen und Erregungen gewidmet, die sie auf dem Lande nicht haben konnte, und dazu gehörte die Vormittagsvisite, die Nachmittagspredigt, das Abendkonzert. Die Predigt der Selbstverurteilung und Buße kollidirte bei dem unbeschäftigten und an Pflichten armen Stadtleben nicht mit der inneren Befriedigung vollbrachter Arbeit und erfolgreicher Liebeswerke. Müssigsein und Bußethun sind immer mit einander in Blüte gestanden, und so war es durchaus nicht Huhns Verdienst, wenn dieselbe Dame, die in der Stadt ihr Seelenheil ganz in der Buße und im Jenseit zu suchen meinte, auf dem heimischen Landgut sich in rüstiger und fürsorglicher Thätigkeit und im gesunden Genuß des Tages erbaute. So war es am Ende mit der Gefahr nicht so schlimm, welche eine ganz wortgetreue Aufnahme und Befolgung der modernen Extase hätte bringen müssen. Zum heiligen Grab hätten diese Frauen ihre Männer und Söhne ebensowenig gesandt, wie sie ihr Geschmeide in die Flammen des Florentiner Scheiterhaufens geworfen hätten. Die Zerknirschung einzelner, meist zeitweilig alleinstehender Frauen führte zwar manche düstere Wolke über sonst harmonische Seelen und friedvolle Familien, aber wo war die Grenze zwischen der religiösen Schwärmerei und der Hysterie zu ziehen? wie weit durfte der Mann der begeisterten Überzeugung für die Auffassung und Befolgung seiner Mahnrufe verantwortlich gemacht werden? Es schlummerte eben in der ganzen weiblichen Welt Revals — ob adlig oder bürgerlich, ob vom Dom oder von der Stadt, ob mystisch oder rationalistisch ein unbewußtes Sehnen und Verlangen nach geistiger Erhebung. An derselben Stelle, welche in Huhns Predigten das wahre Christentum sah, und welche zugleich die freie, persönliche Liebesthat zu allgemeinem Liebeswerk organisirte, an derselben Stelle wurde auch auf weltlichem Gebiet eine in Reval bis dahin seltene Lebenskost geboten.

Digitized by Google

Es war das Schloß in Reval, das damals in dreifacher Weise das Gemüts- und Geistesleben, wie die öffentliche Liebesarbeit anregte.

Von diesem Schlosse aus hatte einst Kotzebue, der „Präsident des Gouvernements-Magistrats in der Provinz Estland", seine Bemühungen um das Theater begonnen und jenes „theatralische Institut" gegründet, „welches der Welt bekannt zu werden verdient". Seine Bitte an das geistliche Ministerium in Estland, „doch die mit der Muttermilch eingesogenen Vorurteile gegen das Liebhabertheater — — zu bekämpfen", beweist, daß seine Bemühungen, so wohl sie ihm gelangen, doch manchen Widerspruch erfuhren. Ganz anders waren die Anregungen, die etwa 50 Jahre später von dem Gouverneur der Provinz Johann von Grünewaldt ausgingen. Dieser geistreiche, liebenswürdige und freigesinnte Mann machte sein Haus zum Mittelpunkt aller idealen Bewegungen der Zeit. Ihm stand seine hochgebildete, mit seltenen Gaben des Herzens und Gemüts ausgestattete Gemahlin in diesem Bestreben treu zur Seite, eine Frau, die in ihrer äußeren Erscheinung, wie in ihrem Wesen der Gattin des Freiherrn Chr. Jos. von Bunsen auffällig glich.

Auf dem Schloß in Reval konstituirte sich unter dem Vorsitz des Gouverneurs die „Estländische Litterärische Gesellschaft", die vor 8 Jahren die Feier eines fruchtbringenden, verdienstvollen 50jährigen Bestehens mit der frischen Lebenskraft begehen konnte, die in guten wie schlimmen Tagen in Reval pulsirte. Im Schloß fanden alle die religiösen Anregungen Huhns warmes Verständnis, jede Maßlosigkeit und Krankhaftigkeit des Propheten der Sündhaftigkeit aber ihre Schranke. Im Schlosse wurde praktisches Christentum in der Bildung wohlthätiger und christlicher Vereine geübt, im Schlosse endlich auch die freie und edle Geselligkeit gepflegt, welche über den Hochmut und die Beschränktheit der Stände sich erhob.

Aber nicht bloß die Litterärische Gesellschaft hat ihre Stiftung auf dem Schloß erlebt. Aus dem Kreise, dessen Erster Ferdinand Wiedemann an Vielseitigkeit einem Pico von Mirandola und Lionardo, an Gründlichkeit einem Grimm und Humboldt, an Bescheidenheit einem Kant und Mendelssohn glich, rief Grünewaldt auch Kräfte heran, die das Geistesleben der weiblichen Gesellschaft erhöhen und veredeln sollten; in seinem Hause und auf seine Ver-

Digitized by Google

anlassung hielt der geistreiche Eduard Meier seine Vorträge über Goethe. Meier war in jedem Betracht ein Gegenpart seines Kollegen, des nunmehrigen Religionslehrers am Gymnasium Huhn, und stand doch allezeit in gutem persönlichen Verhältnis zu ihm. Nicht von Huhn gingen die Bedenken aus, welche seine noch heißspornigeren Anhänger gegen den alten Heiden und sittenlosen Menschen Goethe warnend aussprachen. Wärmere Beziehungen zwischen Stadt und Dom hatte Grünewaldt auch von diesen Vorträgen erhofft, wie von den gesellschaftlichen Veranstaltungen und gemeinschaftlichen musikalischen Aufführungen — Johann von Grünewaldt war ein feingebildeter Musikkenner, ein vollendeter Meister des Gesanges, und eine tief angelegte poetische Natur, — aber die Frucht war gering: auch seine und seiner Gemahlin persönliche Liebenswürdigkeit vermochte nicht, die althergebrachte Abneigung zwischen arx und urbs zu versöhnen. Man lebte vor der Hand eben neben einander fort, nicht mit einander.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Warum Griffel nicht naß sein dürfen. — Beschämung, Trotz und Bußpredigt. — Die Karosse des Geheimrats. — Der Backfisch.

Von diesen Gegensätzen verstanden wir Kinder damals natürlich nichts. Ein glücklicher Zufall hatte speziell mein Elternhaus in selten herzliche persönliche Beziehungen zu Familien beider Gruppen geführt, und so blieb uns Kindern die frühe Beschränkung auf einen vorurteilsvollen Kreis erspart. In der Schule nahmen wir von der gesellschaftlichen Scheidung nichts wahr, da zu jener Zeit fast nur städtische Kinder sie besuchten; Friede der Seele und Gotteserkenntnis werden dem Menschen doch nur nach ernsten Kämpfen in reifer Brust klar: Kindern sie einprägen zu wollen, heißt nur, ihr Wesen mißverstehen. Frömmigkeit läßt sich nicht erlernen, das Leben erst öffnet uns dieses Thor zum Frieden. Ich habe schon erzählt, wie Tante Gustchen uns das Beten lehrte. Ich fahre hier in den Geschichten aus jenen Schuljahren fort.

Hatte ich einmal das Wort Salmiak durchaus nicht behalten können, so mußte ich auch in der Schule wegen Vergessens viel leichterer Dinge Vorwürfe hören und Strafe erleiden. Einmal schon hatte ich, weil ich meine Schiefertafel vergessen, eine Viertelstunde im Winkel stehen müssen: mir schien sie eine Ewigkeit, die ich mit Schluchzen und Schnucken, Weinen und Schnauben verbrachte. Die Mädchen der Klasse ließen es später an Mitleidsbezeugungen nicht fehlen, die Knaben nicht an Neckereien, ich selbst nicht an Schamgefühl und Ärger. Bald darauf war mein Griffel

Digitized by Google

zu kurz. Ich zeichnete die Zahlen mit scharf gebogenem Zeigefinger. Von allen Unarten war gerade diese unserer Tante Gustchen die schlimmste. Da wurde nicht viel gescholten, ein rascher Schlag mit dem roten Lineal auf den Knöchel des Schreibfingers genügte. „Gegen böse Gewohnheiten“ pflegte Tante Gustchen zu sagen, „helfen nur Schläge“. Ich habe sie ihr Scepter, das rote Lineal, auch nur schwingen sehen, wenn es galt, eine Mißgewöhnung zu bekämpfen und den Willen des Kindes dazu durch eine körperliche Erschütterung zu wecken. Bei dieser Exekution hatte ich zwar nicht „gebrallt“, aber vergessen hatte ich sie nicht.

Nun fügte sichs, daß wieder einmal meine Vergeßsamkeit mich überkam. Die Tafel hatte ich allerdings im Schulsack, der Griffel war nicht zu kurz: aber er war überhaupt nicht da. Der Griffel wars, den ich vergessen hatte. Ich vermißte ihn erst, als wir schon auf unseren Plätzen saßen und die rote Gardine ihre Falten zu schlagen begann. Tante Gustchen hatte sich überzeugt, daß alles auf seinen Plätzen war, nun konnte es losgehen mit der Division unbenannter Zahlen. Da brallte ich furchtbar los — wie ich auch suchen mochte im Pennal, in den brotkrumenreichen Falten des Schulsacks, zwischen den braunen Schreibheften: kein Griffel da, und der verdammte Winkel gerade vor mir.

„Weine nur nicht,“ sagte eine sanfte Stimme neben mir. Und Polly, meine kleine Nachbarin, die bemerkt hatte, wo es mir fehlte, biß tapfer ein Ende von ihrem Griffel ab und schob mir das lange, schön gespitzte Stück hin. „Nicht das, das andere“, brachte ich mühsam hervor. „Das kann ich doch nicht fortgeben, das habe ich doch im Munde gehabt.“ Und hier trat Tante Gustchen herein, überblickte mit strengem Auge die ganze Klasse, daß nur so ein allgemeiner preußischer Soldatenruck durch unsere Reihen fuhr, und schrieb dann nach einer Krümmerschen Tabelle die Rechenaufgabe an die Wandtafel. Mir war so froh und weich zu Mut, wie wohl einem Feld nach starkem Regen, das Gewitter hatte nur drohend am Himmel gehangen und war dann glücklich abgezogen. Mein beruhigtes Gemüt bewegte eben die Frage, ob sechsmal neun sechsundfünfzig oder dreiundsechszig sei, als Tante Gustchen hinter mir stand und meine Zifferschrift kontrollirte. „Gut, gut,“ sagte sie

Digitized by Google

und strich mir über den Kopf, „nun rechne auch richtig.“ Damit wandte sie sich zu meiner Nachbarin Polly, es schlug mir wie ein Blitz durch die Glieder. „Ist das Dein Griffel?“ herrschte Tante Gustchen sie an, „dies kurze Ende — ungespitzt — und ich glaube gar naß! gleich steh' auf und stell' Dich dorthin.“ Und Polly ging still in den schrecklichen Winkel. „Hier, hier ist Pollys Griffel“, wollte ich sagen und hielt mein langes, spitzes, trockenes Stück hinauf, — aber das Schluchzen überkam mich, Tante Gustchen, die kein Wort verstand, sah edelsinnig genug in meiner Teilnahme und Hilfsbereitschaft nur eine Knabenheldenthat und strich mir beruhigend und gütig über das Haar, ich aber schluchzte um so lauter, schrie um so unverständlicher und ließ endlich den langen Schieferstift fallen, daß er in viele kleine Stücke zerbrach. Über Polly ergossen sich volle Schalen des Zornes, weil das nachlässige, unreinliche, verstockte Mädchen, ruhig und thränenlos mit dem kurzen, stumpfen, nassen Griffel an seinem Pranger stand. Tante Gustchen war gewiß sehr gut und hatte das eben erst an mir bewiesen. Sie billigte fortlaufende Bußpredigten keineswegs, aber sie verschloß sich der Einsicht nicht, daß solche von Zeit zu Zeit gut thun, wenn sie dann nur recht scharf und allgemein sind. Die geschlossenen Lippen, die hochroten Wangen, die weitgeöffneten glänzenden Augen Pollys, die, hoch aufgerichtet, wie eine Siegerin dastand, weckten eine Ader Huhns in Tante Gustchen. Das trotzige Kind gab Anlaß zu einer erschütternden Betrachtung über Pollys und der sündhaften Menschheit Herzenshärtigkeit, bis Tante Gustchen selbst und die ganze Schule schluchzte, — ich hatte es schon früher gethan und wurde darob belobt und fast von dem Fluche des erbsündigen Trotzes freigesprochen, Polly war die einzige, die nicht weinte. — Durch Vermittelung meiner Mutter, der ich endlich meine Schuld beichten konnte, wurde Polly später auch in Tante Gustchens Augen rehabilitirt.

Die liebe, sanfte Polly! Seit diesem Ereignis sah ich ihre braunen leuchtenden Augen immer vor mir, ich holte sie, die auch in der Wohnung unsere Nachbarin war, zur Schule ab und begleitete sie von der Schule nach Haus, wobei sie bald

Digitized by Google

den Anspruch erhob und durchsetzte, zu ihrem Schulsack auch den meinen zu tragen. Die arme Polly! Zu Hause erwartete sie eine trübe, schwere Umgebung: die kranke Mutter und die besorgte Tante. Sie erwuchs recht eigentlich in der schwersten aber heiligsten Schule des Mädchenherzens: am Krankenbett der Mutter. Den Vater hatte sie kaum gekannt, auch einen älteren vielbewunderten Bruder, den schönen gottbegnadeten Sänger Karl in ihrer frühesten Kindheit hinwelken sehen, der älteste war längst in der Ferne und der jüngste war — so lieb er die Schwester hatte — durch Altersunterschied und Frühreife ihr kein Spielkamerad mehr, wohl aber stand sie stets demütig im Schatten seiner glänzenden Begabung. Es war derselbe Knabe, für dessen Genesung wir in der Schule gebetet hatten, Nikolai Riesenkampff. — —

Polly und ich waren gute Freunde geworden, wenn wir auch nicht mehr neben einander saßen. Eines Tages blieb ihr Platz leer und einige Tage darauf wurde ihre Mutter beerdigt.

Verwandte in St. Petersburg nahmen sie zu sich. Eine Reihe von Jahren waren vergangen, da rollte in einem dortigen Prospekt eine Karosse mir, dem stadtfremden Knaben, vorüber, ein freundliches Gesicht blickt hinaus, es sind Pollys braune leuchtende Augen! Es mochte wohl mancher Vorübergehende über den Jungen aus der Provinz lachen, der dem raschen Wagen nachlief, bis das Gewühl der Fuhrwerke ihn zurückhielt, und er die Kutsche hinter einer fernen Ecke der „großen Million" verschwinden sah. Und abermals nach 7 Jahren sah ich die leuchtenden Augen wieder, sie leuchteten im Glück der Liebe, des Brautstandes. Was früh Sorge, Entsagung und Schmerz an der Entwickelung des Kindes begonnen, hatte später der Sonnenschein des Lebens zur Reife gebracht. Tante Gustchens selbstvergessene Schülerin war zu einer glücklichen und beglückenden Jungfrau geworden. Nach langer, glücklicher Ehe ist sie vor einigen Jahren durch einen raschen Tod ihrem Gatten und ihren Kindern entrissen.

Vorgänge, wie der mit dem abgebissenen Griffel, wobei dem Knaben doch eine beneidenswerte Rolle nicht zufiel, trugen zu der

Digitized by Google

schon erwähnten Annahme bei, Tante Gustchen habe von den Schwächen der Weiblichkeit die eine in ihre gemischte Schule hinübergenommen, die Knaben den Mädchen vorzuziehen. Ich müßte, wenn diese nicht ganz unwahrscheinliche Vorneigung heute noch beweisbar wäre, die Dankbarkeit gegen meine liebe Lehrerin verleugnen und in diesem Punkte entschiedenen Widerspruch erheben. Die kleinen Mädchen haben ja keine Periode der Unliebenswürdigkeit, wie es für die Knaben die Flegel- und Bengeljahre sind.

Auch der Backfisch in seiner Eckigkeit, Verschlossenheit und Scheu vor Entheiligung seines eigenen unbekannten Ichs, in seiner Verachtung der Männer im allgemeinen und in seiner Schwärmerei für Religions-, Litteratur-, Geschichts- und Musiklehrer wie in seinem stolzen Bewußtsein der Weiblichkeit und in seiner Liebhaberei für Birkenkohle, Tafelkreide und Grifselschrabnis — auch der Backfisch bleibt dem verständigen Lehrer doch immer ein schönes Geheimnis, und ein geweihtes Rätsel, das nur selbst sich enthüllen darf, und von dem der Dichter sagt:

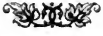
Weinet auch die Rebe heut'.
Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen:
Laß der Knospe Heimlichkeit
Vor dem hellen Lichte anfangs zagen,
Daß sie aufbricht, möcht' das Herz ihr brechen.
Doch sie wird sich bald im Glanze rächen:
Wie's ihr geht, so ging's ja aller Welt,
Liebe Seele, sei zur Lust gesellt!

Die Knaben gingen vor Eintritt ihrer unliebenswürdigen Bengel- und Flegelzeit aus Tante Gustchens Lehre in andere Anstalten über, die Mädchen aber verließen meist ihre Schule, nachdem sie die Zeit des spröden, verschlossenen Backfischtums, da ihre Behandlung die schwierigste ist, gerade überwunden hatten und in das liebliche Alter der zartesten Jungfräulichkeit getreten waren. Dennoch haben Knaben wie Mädchen die gleiche Dankbarkeit, die gleiche Anhänglichkeit an Tante Gustchen ins Leben mitgenommen. Und gegenseitiges herzliches Wohlwollen, oft innige

Digitized by Google

Freundschaft hat Schüler und Schülerinnen bis in das Alter hinein verbunden.

Einiger dieser Zöglinge aus der Raupachschen Schule, die immer in gegenseitiger Freundschaft mit ihrer einstigen Lehrerin blieben, sei hier ausführlicher gedacht. Ich lasse meine eigenen Erinnerungen erwachen, wenn ich bekannte Namen nenne.



Digitized by Google

6. Kapitel.

Die Triumvirn der „Estonia“. — Burschenwelt und Burschenstaat. — Vereinsleben der Provinzen. — Seine Konsequenz für Dorpat.

5144. Riesenkampff, Nik., a. Estl., geb. 2. Juni 1829. Hist. 48—51. Cand. Mag. 1854. 1854—57 Beamter der Reichsschuldentilgungs-Kommission in St. Petersburg, 1857 Oberlehrer an der Petri-Schule daselbst, Tit.-R. † zu St. Petersburg 26. Okt. 1857.

Das ist nach dem Album acad. Dorpats der Lebenslauf des Mannes, auf den Tante Gustchen einst ihre höchsten Hoffnungen baute, für dessen Genesung wir beteten, der nach musterhafter Schulzeit mit kühnen Plänen ins akademische Leben trat, mit bestem Erfolge seiner Arbeiten es verließ, dann eine kümmerliche Beamtenthätigkeit begann und frühe zusammenbrach. Ein Leben voll Erwartung und Verheißung und trauriger Enttäuschung! Und doch ein Leben voll Wirkung und Erfolg.

Er sei „durch und durch Idealist“ gewesen, sagt von ihm der verdienstvolle Verfasser der „Geschichte der Estonia“; seine „zum Teil extremen Anschauungen“ hätte seines Zeitgenossen Nik. Spindler, „ruhige, besonnene Weise heilsam zu zügeln verstanden“. — Dies Urteil ist nur zum Teil richtig. Spindler, der zweite Chargirte der Estonia, war zwar besonnen und ruhig, Riesenkampff lebhaft und rasch, aber weder je unbesonnen noch unstät. Das eben war die Macht seiner Persönlichkeit, daß er mit der Klarheit des Denkens die größte Wärme für das erkannte Recht und die erkannte Wahrheit verband. Spindler übte im Disput die Verteidigung, Riesenkampff den Angriff. Jener wollte sein Recht, dieser das Unrecht

Digitized by Google

des Gegners beweisen. Und wie im Disput verhielten sich Beide auch in ihrer studentischen und korporellen Thätigkeit. Spindler baute sein System auf, Riesenkampff schlug das System oder die Systemlosigkeit des Andern zusammen. Spindlers Kraft lag in der Theorie, die Riesenkampffs in der Praxis. Es ist schwer zu sagen, wer hier der Idealist war, welcher von Beiden den Andern zügelte, für die Estonia war es ein Glück, zwei so verschieden geartete Leiter zu besitzen, die im Grunde dasselbe Ziel verfolgten, Geistesleben, Sittlichkeit und Recht in der Korporation zu heben.

Ganz anders geartet war der dritte der Triumvirn, welche im Anfange der 50er Jahre die Estonia beherrschten. August von Gernet war ein liebenswürdiger, äußerst lebhafter, insbesondere witziger Geist, der nach allen Richtungen hin Unterhaltung und Anregung ausstreute, aber selbst der Unterhaltung und Anregung in hohem Grade bedürftig war. Was er in ernsten Stunden erarbeitete, setzte er sogleich in leichten Gesprächsstoff um, was er im Spiel erlebte, suchte er in eine Art Lebensphilosophie zu verwandeln. Er verstand es ganz meisterhaft, die Sprache seiner Hörer zu sprechen und sie glauben zu machen, seine Gedanken seien auch ihre. Er disputirte nicht gern, war — wenn er es that — weder Verteidiger noch Angreifer aus Temperament, wie seine beiden Kollegen, sondern geistreicher Neuformer der Gedanken. Man ging aus einem Wortstreit mit ihm nicht mit dem Gefühle, besiegt oder überzeugt zu sein, noch weniger gesiegt oder überzeugt zu haben, aber wohl mit dem Gefühl, eine geistreiche Unterhaltung genossen und an Klarheit gewonnen zu haben. Er war Virtuos der Konversation, in Damenkreisen ein charmanter causeur mit attischem Salz, oder — wo es gestattet schien — auch mit pikanterem Gewürz. Auch von unserem kleinen Marquis — dieser Spitzname haftete nicht ohne Grund so fest an ihm — hätte Voiture wohl sagen können, was er von einem berühmten Abbé seiner Zeit gesagt:

„Partout il badina si bien
Qu' il fit des chefs-d'oeuvre de rien".

Und doch war gerade von den Dreien Gernet zumeist der Idealist. Riesenkampff und Spindler waren sittlich strenge Naturen, Ausschweifung jeder Art lag ihnen fern, dem Einen wohl

Digitized by Google

aus männlichem Stolz, dem Andern in kindlicher Reinheit des Gemütes. Gernet gab sich noch leichtfertiger, als er war, und duldete im späteren Leben unwürdigen Umgang. Aber er hegte bei aller angeborenen Spottlust Respekt vor der Tiefe und dem Ernste fremder Gemüter, er verletzte nicht, was anderen heilig war, er ergriff Aufgaben, die ihm gut und gerecht erschienen, mit größerem Glauben an ihre Durchführbarkeit und widmete sich ihnen mit größerem Mute und Eifer als der Realismus es hätte thun können. Seine witzige Unterhaltung, seine Liebenswürdigkeit, vielfach die Genügsamkeit im Verkehr machten ihn zu einem der beliebtesten Gesellschafter, seine Fähigkeit, ideale Zwecke zu erkennen, sie zu verteidigen und sie zu fördern, sicherten ihm die hervorragende Stellung in der Gesammtheit der Korporation.

Denn wie Welle auf Welle neue Geschlechter der Bursche auf die Hochschule bringen und die alten Geschlechter fortschwemmen mochte: zu allen Zeiten entschied über die Stellung des Einzelnen innerhalb seiner eigenen und der anderen Korporationen die sittliche Achtung, die er erwarb, und der Idealismus, der ihm innewohnte.

Dies ist freilich das Merkmal jeder gesunden Jugendlichkeit und nicht bloß ein Kennzeichen der alten dörptschen Burschenwelt. Wenn aber von Jünglingen die Rede ist, die sich in dieser Burschenwelt selbst zu Freude und Stolz der Anderen und zu eigener Ehre und Kraft in hervorragendem Maße entwickelten, dann muß von den Sonderheiten unserer Hochschule am Embach auch besonders geredet werden. Denn in der That hat sie — wie wohl jede Universität — auch einen eigenen, provinziellen und lokalen Charakter, sie ist der Ausdruck der spezifisch-baltischen Lebensbedingungen und Lebensaufgaben.

Die Burschenwelt in Dorpat unterscheidet sich von der in anderen Universitätsstädten des In- und Auslandes darin, daß sie vor allen anderen zu einem Burschenstaat geworden ist.

Dem Einwurf eines der Sache unkundigen oder unfreundlichen Fremden: „also ein Staat im Staate!“ sei später die Antwort gegeben.

Die Geschichte der Provinzen, in deren Mitte Kaiser Alexander I. eine Universität gründete, ist die Geschichte von steten Kämpfen, aber auch von unermüdlicher organisatorischer Arbeit. Zur Abwehr

Digitized by Google

feindlicher Gewalt, zur Sicherung eigener Entwickelung organisiren sich große Gruppen zu allgemeinen Rechtsverhältnissen, innerhalb derselben kleinere (also auch „Staaten im Staat“) und geben dem Ganzen ein rechtlich gefestigtes Gefüge. Dieser Prozeß ist die hohe Schule der kommunalen und politischen Bildung in den Provinzen: in ihm beruht die Machtentfaltung der Gruppen, der materielle Erfolg, der Fortschritt in der Kultur. Der Zusammenschluß gleicher Interessen und Ziele schafft gemeinsame Selbsthilfe, aus dieser geht die Selbstverwaltung hervor, Die Selbstverwaltung wird von den entstehenden Körperschaften nicht bloß als eine rechtliche Bedingung ihres Bestehens, sonders als eine bürgerliche Pflicht, als eine staatliche Moral erkannt. In freier Verbindung Einzelner erscheint sie als Verein: jedes Kulturinteresse, jedes Bedürfnis humaner, geistiger, wirtschaftlicher Art schafft einen Verein. Die Vereine fügen sich dem Ganzen an: was zuerst nur 20 Männer gemeinsam erstrebten, wird — wenn es sich als gut, nützlich, edel erweist — bald Arbeitsfeld und Zweck Vieler, endlich Recht und Pflicht des Ganzen. Das ist die Gesellschaftsschule, in welcher die Balten erzogen sind. Man denke sich einmal die Provinzen ohne all ihre unzähligen Vereine, man denke sich auch nur Reval ohne seine estl. litt. Gesellschaft, Riga ohne litt. prakt. Bürgerverbindung, Mitau ohne kurl. litt. Gesellschaft, Dorpat ohne est. gel. Gesellschaft, oder auch die Provinzen ohne landwirtsch. Vereine, ohne gemeinnützige Societät, ohne Bibelgesellschaft, ohne Gewerbe-, Gesang-, Feuerwehr-, Wohlthätigkeits-, wirtschaftliche und wissenschaftliche Vereine aller Art. Auf welches Niveau sänken Liv-, Est- und Kurland hinab ohne diese Summe ununterbrochener, freiwilliger Arbeit zum allgemeinen Besten? auf welchem sittlichen und geistigen Niveau ständen sie, wenn sie den Trieb zu solcher Vereinsthätigkeit und Vereinsfreude nicht gehabt und ins Werk gesetzt hätten? Vereinsarbeit ist überall Bedingung und Zeugnis der Kultur, in den Ostseeprovinzen ist sie nicht bloß gesellschaftliches Lebensbedürfnis, sondern Lebenskunst. Vereinsarbeit ist Pflicht, Ehrgeiz, Lust, Vergnügen. In ihnen pulsirt die Lebenskraft des Landes, sein Idealismus, sein reales Können. Es sind alles „Staaten im Staat“, d. h. Organe im ganzen Organismus.

Digitized by Google

Von diesem Standpunkt allein sind die studentischen Vereine in dem Zentrum des vereinskundigen und vereinsfrohen baltischen Landes zu beurteilen. Sie sind ein ganz natürliches, selbstverständliches, nicht zu unterdrückendes Erzeugnis der Art und des Wesens dieser Provinzen. Nicht diese oder jene Studenten haben die Korporationen gegründet: die Provinzen haben sie hervorgebracht, sie tragen den Charakter der Provinzen, das Werden und Wachsen derselben in sich.

Darum haben diese Korporationen keine Chronik, sie haben eine zusammenhängende, aus Ursache und Folge sich kettende, von außen und innen sich entwickelnde Geschichte. Es ist keine Reihe von Schicksalen, sondern ein fortlaufender Gang von Arbeiten, was diese Geschichte zeigt, von Arbeiten an sich selbst, von dem Gesetz alles organischen Werdens: des steten Strebens nach Vervollkommnung. Es kann Zeiten der Ermüdung dieses Geistes der Vervollkommnung geben, aber um so kräftiger erwacht er wieder ans sich selbst, er besinnt sich seiner Lebensaufgabe wieder, er schafft wieder ans eigenem Drang zu eigenem und allgemeinem Besten.

Jede Korporation gilt nach dem Maßstab dieser ihrer inneren Arbeit an sich selbst. Jeder Student kommt nach dem Maße seiner Beteiligung an dieser Arbeit zur Geltung. Noch ist er nicht berufen und nicht berechtigt, an den großen Aufgaben und Gebilden des politischen Staats teilzunehmen, aber er erwächst zu dieser Fähigkeit nicht bloß durch seine wissenschaftlichen Studien, sondern auch durch seine Übung am Burschenstaat, daher die Thatsache, daß der Burschenstaat die brauchbarsten und zuverlässigsten Kräfte für den Gesammtstaat erzieht.

„Mögen die Korporationen sich an sich selber in jeder reformatorischen Thätigkeit üben", sagen wohl Leute, die das Wesen derselben nicht kennen oder verstehen, „eine Gewalt über Nichtkorporelle steht ihnen unter keiner Bedingung zu."

Mit diesem Argument glaubt man den Korporationen entgegenzutreten. Im Grunde ist es eine Frage, welche sich schon vor 50 Jahren die Korporationen selbst aus eigenem Antrieb und ans nr-eigenem Gerechtigkeitsgefühl vorgelegt haben. Aus freier Initiative, nur geleitet von dem Bestreben, die möglich gerechteste Form für

Digitized by Google

die Studentenwelt zu finden, erweiterten sie die Bethätigung an den studentischen Angelegenheiten auch auf alle Diejenigen, die sich den Korporationen fernhielten. Sie schufen den „Repräsentantenkonvent", in welchen alle Studenten, die sich zu je 20 Mann zusammenthaten, je einen Repräsentanten entsenden konnten. Dieser höchst liberale Verzicht der Korporationen auf ein von ihnen bisher allein geübtes Recht erwies sich bald als ein verfehlter Versuch: die Nichtkorporellen schickten bald keine Repräsentanten mehr — und die Korporationen waren darauf angewiesen, ihre frühere Stellung wieder einzunehmen.

Riesenkampff war aus allgemeinen Gründen der Gerechtigkeit ein eifriger Anhänger des Repräsentantenkonvents gewesen. Nachdem dieser eingegangen und die Korporationsverfassung wieder hergestellt war, setzte er mit besserem Erfolg seine Kräfte daran, das Gerichtsverfahren in der Burschenwelt zu reformiren. Eine besondere Kommission zur Untersuchung der gegen Studenten erhobenen Klagen wurde gebildet; das Ergebnis der Untersuchung ging an die Konvente, die selbständig ihre Urteile fällten, die wiederum im Chargirtenkonvent Majoritätsentscheidung und Rechtskraft erlangten. Diese Institution verbesserte nicht bloß das bisherige Gerichtsverfahren, sondern bildete auch ein neues festes Band der Korporationen auf dem Boden der Rechtspflege. Sie genoß sehr bald ein so großes Vertrauen, daß selbst Philister sich ihrer Untersuchung und dem Rechtspruch des Chargirtenkonvents unterwarfen.

So einschneidende Veränderungen waren natürlich nicht ohne vorhergehende Kämpfe und ohne strenge Arbeiten möglich. Die Urheber derselben bedurften einer freudigen Energie und festen Glaubens an den Wert der Reformen. In diesem Glauben, wie in den Mühen seiner Realisirung erwarb sich Riesenkampff das höchste Ansehen in der Studentenwelt. Sein wissenschaftliches Arbeiten, seine strenge Ordnung und sein Fleiß sicherten ihm die besondere Achtung der Professore: er war — wie schon als Knabe — der Mann einer vielverheißenden Thätigkeit in der Zukunft. Nach glänzendem Kandidatenexamen ging er, dessen ganze Lebensanschauung aus den engen Verhältnissen der Kleinstadt hinaus drängte, nach St. Petersburg, wo er bald die im Album acad.

Digitized by Google

bezeichnete Thätigkeit fand. Er tröstete sich über ihre mechanische Dürre, weil er dabei Zeit fand, sich zum Magisterexamen vorzubereiten.

Auch dieses Examen bestand er mit Glanz. Seine Magisterschrift, das einzige Opus, das zu veröffentlichen ihm vergönnt war: „Der deutsche Hof zu Nowgorod“ wird von keinem deutschen, französischen oder russischen Geschichtsschreiber Rußlands übersehen. Brückner, Leroy-Beaulieu, Rambaud, Ilowaiski u. a. zitiren Riesenkampff als zuverlässige Quelle für die Beziehungen Groß-Nowgorods zur Hansa und für die Organisation des deutschen Kontors.

Digitized by Google

7. Kapitel.

Großstadt und Kleinstadt. — Die Sprache ein Hindernis des Verkehrs. — Kämpfe nach dem Kriege. — Riesenkampffs Leiden und Tod.

St. Petersburg, die Residenz, die Großstadt!

Wer immer nur in den Verhältnissen der Provinz an ihnen allein seine Lebensansichten bildete und maß und dabei zu einer gewissen Hochschätzung seiner eigenen Vollkommenheit gelangte, dem schlägt, wenn er zum erstenmal die Großstadt betritt, ihr Leben wie eine brausende Woge über dem Haupt zusammen. Nicht gleich erwacht ihm die Erkenntnis von den Vorzügen des Großverkehrs und der Anstrengung aller geistigen Kräfte, von der Zurücksetzung und der Vereinsamung Desjenigen, der hier nicht folgen kann. Der Provinziale empfindet den volleren Puls, das raschere Tempo des Lebens, auch wenn er sich noch so heiß aus der kleinlichen Misère der engen Heimat fortgesehnt hatte, zuerst als eine Beängstigung, ja Lähmung. Erst wenn die Verwirrung geschwunden und das Bewußtsein der eigenen Kraft wiedergekehrt ist, erkennt er die Notwendigkeit, den Anforderungen des neuen Lebens gerecht zu werden*).

*) Einem jüngeren Studiengenossen schrieb Riesenkampff gleich nach seiner Übersiedelung nach St. Petersburg (2. Sept. 1852): „Ich kann nicht über die Aufnahme klagen, die man mir hier hat zu Teil werden lassen, aber ich habe — weiß Gott — dennoch Heimweh bekommen und zwar zum erstenmal in meinem Leben. Landsleute und sogenannte fremde Leute hat man hier nicht, hier ist man mit allen, denen man begegnet, bald bekannt, und doch bleiben sie wieder Alle einem ewig fremd. Ein solches Leben, wie wir es auf dem Mistberge und den anderen Bergen und Thälern Dorpats geführt haben, kann man wahrscheinlich im ganzen russischen Reiche auch nur dort führen und zwar

Digitized by Google

Eine Schwierigkeit meldet sich zuerst: die des mündlichen Verkehrs, der Sprache. Bespöttelt der Pariser den Provinzialen wegen seines Jargons, so fordert der St. Petersburger nicht, daß der „Mann aus dem Innern“ russisch spreche, wie wenn er an der Newa herangewachsen wäre, sondern daß er — wenn er gebildet sein will — französisch spreche, wie man es an der Newa für pariserisch hält. Das ist das uralte, seltsame Vorspiel zu dem jetzt so feierlich und oft proklamirten Herzensbündnis der Russen und Franzosen, daß schon vor mehr als 50 Jahren in der Residenz Rußlands die französische Sprache für das sicherste Kennzeichen der guten Erziehung und Bildung galt. Die „Gelehrten“ — und zu ihnen rechnete man jeden früheren Dorpatenser — genossen einer gewissen Indulgenz, aber zu den Gebildeten comme il faut wurden sie nicht gezählt, wenn sie kein Französisch oder nur das Revalsche Französisch sprachen.

Dies war allerdings nicht sehr wohllautend, wie auch das Revalsche Russisch einen sehr eigenartigen Dialekt bildete. Denn dem Estländer und speziell dem Revalenser war meist ein feines musikalisches Gehör gegeben, aber das Ohr für die Töne der Sprache geschlossen. Und so verriet sich der liebenswürdigste Jüngling aus Lehm- und Langstraße mit seinen ersten Worten als das, was den Großstädtern immer halb lächerlich, halb bemitleidenswert erscheint, als hilfloser Kleinstädter.

Auch Riesenkampff machte keine Ausnahme von seinen Mitbürgern: ihm wurde das Sprechen einer fremden Sprache außerordentlich schwer, auch wenn er in ihrer Grammatik und in ihrem

---

auch dort nur, so lange man jung ist.“ — — — „Wir bedürfen eines solchen äußeren Hebels (sc. einer geachteten Stellung in der Korporation), „um der inneren Überzeugung einen Halt zu geben, wir müssen äußerlich Bethätigung schauen, sonst beginnen wir zu zweifeln. Und selbst auch nachdem man aus dem abgeschlossenen Studentenleben wieder in die große Welt zurückgetreten ist, muß der Gedanke, daß man einst von so und so Vielen anerkannt war, ein mächtiger Hebel gegen jene Stimmung der Mutlosigkeit sein. Wie drückend, wie unbehaglich ist es für den Ehrgeizigen in der großen Masse so ganz spurlos verloren zu gehen, wenn ihm nicht die Überzeugung ist: nicht allein ich halte mich eines Besseren wert, sondern auch Andere haben mich anerkannt.“

Digitized by Google

Wortschatz ziemlich sicher war. Er, der viel schwierigere Disciplinen mit Leichtigkeit beherrschte, er, der ein Meister der Kontroverse und der scharfen Ausprägung des Gedankens war, hatte jetzt mit Formen zu ringen, die seiner Umgebung spielend zu eigen geworden waren und ihr oft für wichtiger galten, als der Sinn, den sie aussprechen sollten. Nur ihm war diese Beherrschung der Sprache versagt. Aus der Unbehaglichkeit und Unbehilflichkeit mußte dem Mann, der sich seiner geistigen Überlegenheit und seines größeren Rechts bewußt war, eine Verstimmung entstehen, die zu einer neuen Erschwerung des Austauschs wurde, weil hierbei natürlicher Weise eine aufsteigende Reizbarkeit zu bekämpfen war. Riesenkampff, der mit dem Glauben nach St. Petersburg gekommen war, klare Logik könne jeden Unsinn widerlegen und Belehrung jeden Irrtum besiegen, litt unter der Erfahrung, daß es sich in den Kämpfen, die für ihn begannen, meist weder um Irrtum noch Unsinn, sondern um Unwahrheit und Verachtung von Wissen und Denken handelte. Um dies zu begründen, muß an die Strömung erinnert werden, die damals einen großen Teil der mittleren Gesellschaftssphären St. Petersburgs beherrschte.

Noch mehr, als jetzt bedeutete in den ersten 50 Jahren auf dem St. Petersburger Parket der Garde-Offizier. Aus dem österreichisch-ungarischen Feldzuge hatte er nicht bloß ein neues Siegerbewußtsein, sondern eine Neigung zu Kritik und Unzufriedenheit mitgebracht. In dem Salon galt der absprechende, spöttische Ton für geistreich, die Freigeisterei für vornehm. Man war loyal, aber frivol in der Loyalität. Nun kam der Krimkrieg mit seinen Enttäuschungen, der unerwartete Tod des gewaltigen Mannes, in dessen Hand alle Zügel des Reichs und der Welt zu liegen schienen. Die allgemeine Vorstellung war, Rußlands Loos sei nur von dem Willen und Europa nur von der Macht des Kaisers Nikolai abhängig. Von allgemeinem gegenseitigem Vertrauen war bei den nationalen, konfessionellen, provinziellen, gesellschaftlichen Gruppen des einheitlichen, großen Reiches keine Spur. Man fragte beim Eintreffen der gänzlich unerwarteten Nachricht von dem Tode des gewaltigen Kaisers in Besorgnis: was nun? und selbst die Leute, welche von bevorstehenden Veränderungen geredet hatten, wußten nicht andere, als die längst

Digitized by Google

vorbereiteten Reformen, die der Nachfolger Nikolais sogleich zur Ausführung zu bringen begann. Für die Mitthätigkeit der Helden des Salons war bei dem großen Schritt, den die höchste Gewalt im Staate aus freier Initiative machte, kein Raum. Die schweren Erfahrungen des Krimkrieges hätten nicht weniger zu Ernst und Bescheidenheit mahnen sollen, als die Nichtigkeit der Phrasen gegenüber der Befreiungsthat der Regierung. Aber das Umgekehrte geschah: die Herren Weltverbesserer von 1850—1854 kehrten nur noch hochmütiger aus dem Krieg zurück und begannen, da ihnen jetzt größere Freiheit dazu gegeben war, ihr großes Befreiungswerk mit Übersetzungen der Schriften Büchners, Vogts und Moleschotts. Von diesen gewaltigen Arbeiten war wie von glänzenden Verdiensten schon die Rede, ehe die ersten Bürstenabzüge trocken geworden waren. Werke deutscher Professore sollten dem russischen Volk als neue Speise geboten werden, für die eigene Nahrung und Unterhaltung zogen diese Reformatoren französische Ökonomisten und Romanciers vor.

Man begegnete dieser Gesellschaft der damaligen „Allerneuesten" überall. Auch in den sonst abgeschlossenen und höchst soliden deutschen Litteratenkreisen St. Petersburgs, bei den „Livländern" oder „Dorpatensern". Die Bezeichnung „Balten" war damals noch nicht im allgemeinen Brauch. Auch Riesenkampff stieß in seinem Verkehr allzu oft auf diese meist lauten und vorlauten Halbwisser, um sich des Widersprechens enthalten zu können. Zu einem rechten Streit fehlten freilich die beiden Bedingungen: der gleiche Boden und der gleiche unpersönliche Ernst der Streitenden für ihre Sache. So groß war hier der Gegensatz beider Teile an Voraussetzungen, an Kenntnissen, an sittlichen Axiomen und sittlichen Bedenken, daß der Bessere bald von Widerwillen gegen jede Berührung mit diesen Neuerern ergriffen wurde und den Streit nur dann aufnahm, wo die fascinirende Zudringlichkeit dem Frieden verwandter Häuser und junger Gemüter ferngehalten werden sollte. Und in diesem Kampfe noch die oben erwähnte Schwierigkeit der Sprache! Wer Riesenkampff damals nach vergeudeter Geistesanstrengung aus solchem Disput heimkehren sah, müde, erregt, erbittert durch die Schamlosigkeit und Gemeinheit der „neuen Ideen" (so nannten die Männer

Digitized by Google

dieſer Epiſode die Hirngeſpinnſte ihrer Unwiſſenheit und das Chaos ihrer frechen Begehrlichkeit), der mußte für ſeine ohnehin zarte Geſundheit bangen. Enttäuſchung und Gemütsbewegung aller Art, gekränkter Ehrgeiz und unerwiderte Neigung erſchütterten ſeine Seele und ſeinen Lebensmut. Symptome eines unheilbaren Leidens ſtellten ſich ein, ihm bangte vor langem Siechtum. Eine erwünſchtere Wendung ſchien ſein Leben zu nehmen, als er zum Lehrer der Geſchichte an der Petriſchule in St. Petersburg berufen wurde. Er hat nur wenige Stunden dort erteilt, auf dem Katheder traf ihn ein Schlaganfall, dem er nach mehreren Monaten ſchweren Leidens, gepflegt zuerſt von ſeiner treuen, hingebenden Schweſter Polly, dann in der aufmerkſamen Sorgfalt einer älteren, der Krankenpflege kundigen Dame und ſeines altbewährten Freundes Woldemar Krich im Oktober 1857 erlag.

War das ein Leben, wie Tante Guſtchen es ihrem Liebling gewünſcht, erhofft, erbetet hatte? Was giebt ein Recht dazu, gerade dieſen Frühverſtorbenen dem ſpäteren Geſchlechte zu zeichnen und nach faſt einem halben Jahrhundert unter den vielen Hoffnungsreichen, die dahingegangen, gerade von dieſem Einen zu reden und zu ſchreiben? Es iſt die ganze Perſönlichkeit, die in ihm — einflußreich und unbeeinflußt — auf Alters- und Zeitgenoſſen wirkte, die „in der großen Maſſe“ nicht ſpurlos untergehen konnte, weil nicht ſie allein ſich eines Beſſeren werthielt, ſondern der berechtigten Überzeugung war: „auch Andere haben mich anerkannt!“

Digitized by Google

8. Kapitel.

Ein Fremder in der baltischen Schule und Gesellschaft. — Ein Mann der Pflicht. — Die letzte Ehre die höchste Ehre. — Alt-Schwarzenbek und seine Heuschober. — Schule und Universität. — Riesenkampff und Rixemann. — Die „kleine Gilde" und die Lehrhaftigkeit.

Eines Tages führte Tante Gustchen einen neuen Schüler ein, einen blöden, mageren Knaben im russischen Leinenhemdchen, mit breiten, grauen Hosen, die in blanken Stiefelschäften staken. Er scharrte vor jeder Schülerin und schlug die Hacken zusammen, stotterte ein wenig — wohl nur aus Befangenheit und sprach deutsch mit einem fremden Accent. Das war Pittu, unser Pittu. Zuerst hänselte ihn der Allerweltsübermut Julius Schmeling, dann gewann er die Achtung der Mitschüler durch sein bescheidenes, gefälliges Wesen, durch die Ordnung und Pünktlichkeit seiner Arbeiten. Das Lernen fiel ihm — wie es schien — nicht leicht, aber er nahm fremde Hilfe dazu nie in Anspruch. Er war gut, offenbar streng erzogen, aber immer stand ein unbekanntes Etwas zwischen ihm und uns. Unser Pittu war und blieb uns ein Fremder.

Später habe ich den Schlüssel hierzu gefunden: sein Vater war damals Oberst der Gendarmerie in Estland, und die blaue Uniform schreckte selbst die harmlosesten und unschuldigsten Gemüter. Die blaue Uniform repräsentirte eine geheimnisvolle Allmächtigkeit: auch der Höchste in der Provinz war ihrer Gewalt unterworfen, sie schaltete unkontrollirt und unkontrollirbar. — Der Sohn eines Gendarmengenerals sagte mir viel später, es sei die unheimliche Allwissenheit seines Vaters, die ihn diesem fernhalte.

Digitized by Google

Mir sind viele Gendarmerieoffiziere im Leben begegnet, ich habe bei allen denselben Zug der persönlichen Resignation gefunden, bei allen eine Neigung, ihrem verhängnisvollen Amt die menschlich beste Seite, die Wiederherstellung der Gerechtigkeit, abzugewinnen, aber ich habe von Mehreren hören müssen, daß ihnen die andere Seite, das Geheime ihres Amtes, eine schwere und schmerzliche Pflicht, ihre Stellung aber trotz aller Macht und Ehre eine isolirte und dornenvolle sei.

Oberst Gresser war persönlich ein sehr geachteter Mann, aber er stand einsam in der Gesellschaft da; man hatte vor ihm nichts zu verbergen, aber man verbarg sich vor ihm; man floh ihn nicht, aber wo er auch weilte, blieb er um seines unheimlich mächtigen Amtes willen ein Fremder.

Dies Schicksal mußte nun auch sein Sohn schon in der Schule tragen, nicht weil wir von der Gewalt des Vaters etwas gewußt oder verstanden hätten, sondern weil ihm selbst die Befangenheit eigen geworden war, welche schon die Annäherung von Kindern fernhält. Wir hatten alle den Peter Gresser gern, aber so ganz zählten wir ihn nicht zu den Unseren.

Er verließ die Schule, um seine weitere Ausbildung in einer St. Petersburger Militärlehranstalt zu erhalten. Wir sind einander persönlich nicht wieder begegnet. Aber wir lasen alle von ihm. Im Jahr 1882 war er zum Stadthauptmann der Residenz ernannt worden. Der von Natur schüchterne, bescheidene Pittu Gresser war mit einer Ausnahmegewalt bekleidet, die ihn zu einem der Mächtigsten im Reiche machte.

Und bald las man mehr von ihm. Der neue Stadthauptmann legte eine unermüdliche Thätigkeit an den Tag. Er schien überall zu sein und keines Schlafs und keiner Mahlzeit zu bedürfen. Es gab für ihn keine Gefahr und keine Erholung, keinen Armen und Niederen, den er nicht gehört, keine Ungerechtigkeit, der er nicht zu steuern bemüht gewesen wäre. Überraschend genug: der Mann mit dem deutschen Namen, der früher nur in engen Kreisen bekannt gewesen war, der nun so schwere Pflichten, die Verantwortlichkeit für Ruhe und Sicherheit in der Residenz trug, dem plötzlich die Thore zu der glänzendsten Lebensstellung geöffnet

Digitized by Google

waren: dieser Mann hatte scheinbar keine Gegner und keine Neider: der Stadthauptmann Gresser hatte das Vertrauen, das in ihn gesetzt war, nicht getäuscht, und das wurde überall übereinstimmend anerkannt.

Seine Thätigkeit war eine kurze. Als er — vielleicht in Überanstrengung erkrankt — 1892 dahingerafft wurde, hinterließ er eine fast mittellose Familie. Auf Allerhöchsten Befehl wurde dem Toten die außergewöhnliche Ehre der Bestattung auf Staatskosten. Die Hilfe- und Gerechtigkeitsuchenden betrauerten in ihm einen zweiten Vater.

Auch auf diesen Schüler konnte Tante Gustchen stolz sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht mindere Ehre sollte einem dritten Manne zu Teil werden, der — wie die beiden Genannten — in Tante Gustchens bescheidener Schule die Anfangsgründe seines Wissens erworben hatte.

Am 15. Juli 1880 (— bald werden — als am Jahrestage — frische Kränze das Grab des Unvergeßlichen schmücken —) wallte ein langer Zug Leidtragender den Koppeler Weg zum Friedhof am Meere hinab. Es war Reval, das einem seiner besten Bürger das letzte Geleite gab, die letzte Ehre erwies. Der Freund, der am offenen Grabe den Dahingegangenen das verkörperte Gewissen der Gemeinde nannte, der seine Aufopferung und Treue und hingebende Liebe für diese seine Heilighaltung der Pflicht, seine Begeisterung für Wahrheit und Recht preisen durfte, sprach in Wirklichkeit „aus dem Herzen seiner Mitbürger", sprach im Sinn und Namen Revals. Es war der leider auch allzufrühe dahin geschiedene Arthur Ploschkus. Doch davon später.

Frühe Erinnerungen, gemeinsam verlebte Jugendjahre, gemeinsame Arbeit geben mir das Recht, einige Beiträge zu dem Bilde zu liefern, das sicher einmal als ein Stück unserer provinziellen Geschichte gezeichnet werden wird. Denn in den Annalen Revals und Estlands wird Oskar Riesemanns Name immer mit höchsten Ehren genannt sein.

Versetzen wir uns in Gedanken zurück um 60 Jahre.

In der Bucht zwischen Ziegelskoppel und Rocca-al-mare war Schwarzenbek, das einst so hübsch bepflanzte Höfchen, damals

Digitized by Google

fast zu einem Heuschlag geworden, in welchem die Spuren früherer, besserer Zeit den eingetretenen Verfall nur noch bemerkbarer machten. Die verwilderte Rosenhecke, die — wuchernden Beerenbüsche, der dürre Rasen des Bowlinggreen vor dem Wohnhause, dessen hölzerne Säulen, von denen sich der weiße Anstrich abblätterte, wie die Rinde der Platanen, — dann eine Reihe von lombardischen Pappeln, — die jetzt in Estland selten geworden, früher aber auch am Nordstrande gut gediehen — und am Ende dieses Rests einer breiten Allee ein achteckiger Pavillon mit erblindeten Fensterscheiben und schief hängenden Thüren — das wars, was noch von früherer Pracht übrig geblieben. Die Herrenhäuser des ausgedehnten Höfchens waren Mietwohnungen geworden, ein gestreckter Flügel zum Badehause eingerichtet, die Zimmer über den Baderäumen gleichfalls vermietet. Im Jahre 1839 bewohnten wir als Sommermieter eines dieser abgeteilten Quartiere der Badeanstalt.

Hinter jenem achteckigen Pavillon lag ein Heuschlag, der sich allmählich in den Sand des Meeresufers verlor. Er duftete gewöhnlich nach Meerwasser und Seetang und galt für einen besonders gesunden Aufenthalt für Brust- und Halsleidende. Aus der Nachbarschaft kamen oft Leute dorthin, um unmittelbar Seeluft einzuatmen.

Als die Grasmahd begann, stieg ein stärkerer, süßerer Duft dort auf. Am Tage lag das Gras ausgebreitet zum Trocknen da, am Abend ward es zu mannshohen Kujen zusammengeharkt. An der Arbeit des Ausbreitens wie des Zusammenhäufens beteiligten wir Kinder uns lebhaft und schalteten dann mit dem Gefühl eines besonderen Anrechts nach Belieben mit den Heuhaufen, die noch leichter niederzureißen, als aufzubauen waren.

Eines Abends tollten wir nach Kräften in dem Heu umher, machten die schönsten Sprünge und „Kuckerbälle", bewarfen und überstreuten uns, versteckten und vergruben uns — da kam die Allee hinab eine große Karosse gefahren, mit zwei schweren Isabellen bespannt, einen russischen Kutscher auf dem Bock. Im offenen Wagen saßen eine bleiche, schwarzgekleidete Frau und zwei Kinder, das Mädchen wohl um etwas älter, der Knabe wiederum jünger, als ich. Sie stiegen aus und sahen aus einiger Entfernung unseren

Digitized by Google

Spielen zu. Nach einigem Besinnen widerstanden sie dem Reize freier Bewegung nicht länger. Sie schienen sich die Erlaubnis der bleichen Frau erbeten zu haben, betraten zuerst schüchtern die Wiese, erkletterten dann aber bald auch eine Heukuje, machten aber keinen Versuch zum „Tollen im Heu“. Ihre Kleidung war freilich dazu nicht eingerichtet: mir fielen die schön gestärkten Spitzenkragen und weißen Manschetten der Kinder auf, eine Eleganz, die meine Schwestern wie meine Mitschüler und Mitschülerinnen nicht kannten. Dabei hatte die Zurückhaltung der beiden etwas Fremdartiges, Vornehmes, ich würde jetzt sagen: Exotisches. Die Witwe des verstorbenen Prokureurs Riesemann war in der That in Reval nicht heimisch; ich habe später gehört, sie sei eine Schwedin gewesen.

Der Nebel, der in jener Bucht nach Sonnenuntergang sich dicht und kalt zu erheben pflegt, ließ bereits den ersten dünnen Schleier wehen; die bleiche Frau rief: „Toni, Oskar“ und unverweilt glitten die Kinder von ihrem Heuschober nieder und eilten zur großen Kutsche, die schwerfällig durch den Sand der Allee fortrollte.

Wenige Monate darauf saßen Toni und Oskar Riesemann in gestärkten Spitzenkragen und -Manschetten, grad und zurückhaltend, mir gegenüber an Tante Gustchens Schultisch.

Diese Zurückhaltung und Vornehmheit blieb den Geschwistern eigen. In unserer Schule waren sie von allen geliebt und von den meisten wohl bewundert, aber rechte Freundschaft schloß weder das Mädchen noch der Knabe. Auch in der Jugend, wie im reiferen Alter standen nur sehr wenige zu Oskar Riesemann in wirklich vertraulichem und innigem Verhältnis, und die Zahl der Freundinnen Tonis blieb — bei aller Schwärmerei, die sie in jungen Mädchenherzen weckte — doch eine überaus beschränkte.

Bei all dieser Zurückhaltung und allgemeinen Unzugänglichkeit seines Wesens wurde Oskar Riesemann in allen späteren Lebensverhältnissen eine leitende Stellung eingeräumt und anvertraut. Geworben hat er um kein Vertrauen noch um ein Vertrauensamt, um keine Machtbefugnis noch Ehre. Es war die Zuverlässigkeit seines sittlichen Ernstes, die scharfe Klarheit seines Geistes, die Tüchtigkeit seines Wissens und zugleich die Vornehmheit seiner Natur, was ihn

Digitized by Google

überall die höchsten Aufgaben sich stellen ließ und andere bewog, ihm solche zuzuweisen. Diesem nie getäuschten Vertrauen entsprach die Anerkennung und Ehre, die ihm schon im Leben, wie im Tode gezollt wurde.

Riesemann bezog im Jahre 1851 die Universität. Es war vielleicht für den Fuchs der „Estonia" das glücklichste Jahr. Zu den älteren bedeutenden Burschen trat damals gerade der so große und an Kapazitäten so reiche Cötus I von 1850 in korporelle Aktion. Die achtzehn jungen Häuser standen vermittelnd zwischen den älteren Semestern und den neuesten. Die Füchse waren des freundlichsten Verkehrs mit den älteren und alten Burschen sicher, die der Estonia gerade damals eine hervorragende Stellung im Chargirtenkonvent geschaffen hatten. Die damaligen drei Chargirten habe ich im sechsten Kapitel zu schildern gesucht. Ein erhöhter Zug froher und schöner Jugendlichkeit wehte durch die Korporation. Es fehlte nicht an Vorbildern der Arbeit, nicht an übermütigen Gesellen, nicht an frugalen Theeabenden, noch an wissenschaftlichen und litterärischen und musikalischen Vereinigungen. Wem von den Teilnehmern wären die Shakespeare-Abende nicht in Erinnerung, an die sich regelmäßig durstige und hungrige Nachtwanderungen nach Novum oder Techelfer knüpften! Und zu all dem gesunden geistigen Leben, zu dem Ernst und Frohsinn, zu der selten glücklichen Kombination der Temperamente, Begabungen und freundschaftlichen Beziehungen hatte das Schicksal die eine wunderbare Gabe gefügt: die Estonia zählte nicht nur eine Reihe trefflicher Stimmen, sondern auch musikalisch empfindender und gebildeter Mitglieder. Bei einigen derselben überstiegen Anlage und Bildung das gewöhnliche Maß des Dilettantismus, und die Leiter der Gesangübungen nahmen die Schulung der Jüngeren nicht als einen Zeitvertreib, sondern als ernste Leistung. Riesemann war um seiner musikalischen Begabung und Bildung willen ein freudig erwartetes und ungewöhnlich förderndes Mitglied des Quartetts. Doch hiervon später.

Je gesunder das Jugendleben, um so größer das Verlangen nach Bethätigung der Kraft an idealen Aufgaben, um so größer die Liebe und Begeisterung für die Gemeinschaft im idealen Streben. Selten mögen sich ganze Semesterzüge mit gleicher

Digitized by Google

Wärme in die korporelle Thätigkeit, sobald sie ein Recht hierzu erlangten, geworfen haben, wie die von 1850 und 1851. Es war nicht das eine oder das andere junge Haus, das sich den Arbeiten am Burschenstaat freudig hingab: die das nicht thaten, bildeten die Ausnahme.

Riesenkampff war Historiker. Nach dem Vorgange großer geschichtlicher Entwickelungen glaubte er auch die Entwickelung der kleineren innerhalb seiner Korporation fördern zu können. In der Geschichte erkannte er überall die großen Gedanken des gleichen Rechts und der Bürgschaft für Gerechtigkeit, und seine Wissenschaft ward ihm eine Bestätigung seiner Ideale und der feste Boden für seine Bestrebungen. Riesemann war Jurist, und seine Wissenschaft wies ihm nicht weniger die Wege zur Verwirklichung seiner Ideen, wie jenem die Geschichte. Riesemann suchte die Hebung und Vervollkommnung des korporellen Lebens in der Herstellung des bestmöglichen, den Verhältnissen angepaßten und sittlich zielbewußten Gesetzbuchs. Seine konservative Anlage äußerte sich schon im studentischen Leben darin, daß er vor allem die beste bleibende Norm für dasselbe auszuarbeiten suchte, daß er den Gesetzkodex der Estonia zu einer klaren Grundlage und Vorschrift der studentischen Lebenspflicht umzugestalten sich bemühte. Ein ganzes, in sich übereinstimmendes, klares Gesetzbuch galt ihm für die beste Bürgschaft guter Fortentwickelung und Vervollkommnung, weil nur ein solches dauernde Verhältnisse schaffen konnte und Fortschreiten nur auf dauerndem und festem Boden möglich ist. Es war dies keineswegs die Neigung des Beharrens oder das Temperamt des Ruhekults, noch gar eine Vorliebe für bequeme Gewöhnung, sondern eine feste, früh gefaßte und wissenschaftlich begründete Überzeugung von der Macht des Dauernden und von der hohen Bedeutung der klaren Form. So verbanden diese beiden Geister schon in ihren Werdejahren den reformatorischen Drang mit den Lehren, welche sie frisch aus ihren Wissenschaften schöpften, und so waren die theoretischen Wege beider nicht bloß Zeugnisse ernsten Denkens und besten Wollens, sondern bereiteten vielfach auch Enttäuschung durch die mächtigen praktischen Verhältnisse.

Eine neue Redaktion des speciellen Komments war Riesemanns

Digitized by Google

größte Arbeit auf dem Konvent. Außerhalb des Konvents aber lag der viel größere und wohl auch wichtigere Teil seiner Thätigkeit und Wirkung, er lag in seinem Wesen und Sein, in seiner ganzen Persönlichkeit.

Den meisten der Leser wird der hochgewachsene Mann in stolzer Haltung mit den edlen, festen und doch liebenswürdigen Zügen noch in Erinnerung stehen, wie er in der Höhe seiner Kraft und Arbeit erschien. Er war aus einem schlanken, hübschen Jüngling ein schöner Mann geworden. So freudig ist selten ein Fuchs aufgenommen worden, als es ihm geschah, und ebenso selten hat der Verheißungsvolle alle Erwartungen so reich erfüllt, ja übertroffen, wie Riesemann.

In jedem größeren Kreise finden sich kleinere Gruppen nach verschiedener Begabung der Einzelnen zusammen. Es pflegen dann die Minderbegabten Denen, welche größeren Anspruch erheben oder erheben zu können meinen, mit einer gewissen Scheu und Abneigung entgegenzutreten.

Dies Unrecht geschah Riesemann nicht. Blöde, vielleicht von der Mehrzahl mißkannte, empfindliche Naturen gab es natürlich auch unter den 60 Estonen, mehrere, die sich gern in kleiner Gruppe zurückhielten. Seltsame Erscheinung! auch diese fühlten sich zu dem glänzenden Fuchs hingezogen, auch ihnen war er ein freudig begrüßter Zuwachs der Geselligkeit und des Konvents. Und Riesemann fand sich auch ihnen gegenüber, die sonst mißtrauisch waren, in der natürlichsten Weise zurecht. Es war aber keine bewußte Absicht, kein Verlangen nach Verehrung, unbedingter Zustimmung und Unterordnung der Anderen, auch keine Überhebung, was ihn in diesen Kreis zog. Da dieselbe Erscheinung auch in seinem späteren Leben in anderen Verhältnissen zu Tage trat und hin und wieder ein falsche Erklärung gefunden hat, sei versucht, hier den rechten Schlüssel zu dieser persönlichen Eigentümlichkeit Riesemanns zu geben.

Riesemann hatte seinen Vater sehr früh verloren. Die Mutter starb während seiner Schulzeit. Die Witwe seines um fast 40 Jahre älteren Bruders, der als Generalmajor gestorben war, führte den beiden Waisen, Toni und Oskar, das Haus. Es war natürlich, daß dem überraschend entwickelten Knaben eine besondere Empfind-

Digitized by Google

lichkeit gegen rauhe Berührung und zurückweisende Behandlung eigen wurde. Daß er nicht verweichlichte noch verzärtelte, dankte er wohl dem Umstande, daß er schon früh der liebenswürdigen Schwägerin und der zarten Schwester ein männlicher Schutz und Halt sein mußte. Auch war ihm von Kindheit auf eine äußerliche und innerliche Selbstzucht eigen: die Reinlichkeit und Zierlichkeit, mit welcher die Mutter die Kinder gekleidet, die Ordnung, in der sie ihre Kindheit erlebt, waren auch Oskar eigen geblieben. Er war zu jeder Zeit in seiner Erscheinung wie in seinem Leben rein, ordentlich, vornehm.

Riesemann war nicht eigentlich produktiv noch geistreich, aber von raschester und klarster Auffassung. Die Wärme, mit welcher er Neues verstand und sich aneignete, drängte ihn, das Erworbene in neuer Form eindringlich weiterzugeben. Er war nicht mitteilsam, aber lehrhaft: was ihn persönlich anging, bewahrte er still, was ihm von allgemeiner Bedeutung erschien, suchte er in die Reihe seines Wissens einzufügen und Anderen verständlich und wertvoll zu machen. Der *Lehrhafte* aber sucht sich die Hörer nicht bei Denen, die eine neue Thatsache oder Wahrheit mit erschwerender Prüfung aufnehmen, sondern bei Denen, die gern und aufmerksam der Belehrung und Anregung entgegenkommen. Nicht der *Widerspruch*, der *Widerhall* ist die Antwort, die der Lehrhafte erwartet und die ihn weiter anregt: seine Überlegenheit und Autorität weckt den letzteren. Es sind die lehrhaften Naturen, welche die zu Belehrenden aufsuchen und gern bei ihnen verweilen.

Ein trockener Lehrmeister beim Bierglase oder Grog wäre langweilig und anmaßend gewesen. Den Vorwurf haben auch die schwerfälligsten Genossen Riesemann nie gemacht. Seine Freude an der geistigen Belebung Anderer drang so ganz aus seinem Herzen, war so wenig aufdringlich und überhebend, daß sie ihn nur um so liebenswürdiger erscheinen ließ. Er hat im späteren Leben durch diese Neigung und Gabe Leute zu seinen treuesten und zielbewußten Mitarbeitern gemacht, die jedem Einfluß grundsätzlich und heftig zu widerstreben pflegten. Es war diese Wirkung — noch einmal sei's gesagt — nicht Absicht, noch Kunst. Sie war vielmehr der natürliche Erguß der Begabung und des Lehrtriebes, der

Digitized by Google

in Oskar Riesemann zu praktischer Thätigkeit verkörpert war. Auf kommunale und politische Fragen angewandt, bedeutete diese natürliche Anlage die Anwartschaft auf Leitung und Regiment. Oskar Riesemann war prädestinirt zum Haupt seines Kreises, seiner Gemeinde, seiner Vaterstadt. Diese Stellung ist ihm überall zu Teil geworden — nicht durch blinde Schicksalsfügung, sondern durch die Energie, mit welcher er seine hohe Begabung für hohe Zwecke verwandte.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Estland singt. — Esten, Letten und Deutsche. — Riesemann und die Kunst. — Philipp Spitta.

Während ich fern von der alten Heimat diese Erinnerungen niederschrieb, wurde in Reval ein estnisches Gesangfest gefeiert. Ich las davon in der „Revalschen Zeitung" höchst anerkennende Berichte und freute mich aus der Ferne des schönen, allerseits befriedigenden, ja die Erwartung der Teilnehmer übertreffenden Verlaufs des nationalen Festes. Besonders gefiel mir unter den Urteilen der Presse eine Korrespondenz der deutschen „St. Petersburger Zeitung". Der Verfasser lobt nicht nur die Leistungen und die allgemeine Haltung der Mitwirkenden und Teilnehmenden, sondern knüpft auch einige durchaus richtige Betrachtungen an die musikalischen Leistungen der Esten im Allgemeinen. Er lobt die Ordnung, die auf dem estnischen Sängerfest in Reval geherrscht habe, und weist dann dem sittigenden Einfluß des Gesanges einen Hauptanteil an der höchst erfreulichen Entwickelung zu, welche das estnische Volk in den letzten Jahrzehnten genommen. Ich möchte noch um einen Schritt weiter gehen: dem estnischen Volk möchte ich in Bezug auf alle künstlerische Begabung eine bemerkenswerte Stelle unter den Völkern einräumen. Man ist im westlichen Europa gewohnt, die finnischen Stämme zu den ungebildeten und zu den unbildsamen zu werfen. Die „Turanier zu Pferde" selbst, die Magyaren, die vor 10 Jahren ihr tausendjähriges Reich feierten, wollen von ihren nordischen Vettern, den „Turaniern zu Fuße", wenig wissen: wäre es den Esten geschichtlich gegeben gewesen, wie ihre Stammesgenossen an der Theiß sich

Digitized by Google

als Eroberer der vorgefundenen Bildungsansätze zu bemächtigen und in allen politischen, bürgerlichen, wissenschaftlichen Funktionen unabhängig sich entwickeln zu können, so hätten sie — nach ihrer Begabung — wohl ebenso gut ein „aristokratisches“ Volk werden können, wie die Magyaren es sein wollen. Schon die ältesten geschichtlichen Nachrichten zeigen uns die Esten und ihre nächsten Stammesgenossen, die Liven, von fremden Stämmen gedrängt, nicht im Vorwärts- sondern im Rückgange, geographisch, wie — wenn wir den Gräberfunden und ihren Zeitbestimmungen glauben wollen — auch wirtschaftlich. Die künstlerische Begabung aber haben sie aus den Zeiten ihrer ersten Dichtungen und ihrer reichen Gräber hinübergerettet, bis es auch ihnen möglich wurde, jede Bildungsstufe und jede Würde zu erlangen, ohne ihrem Volkstum zu entfremden. Mehr noch als der Gesang hat ihnen natürlich die Schule gegeben. Ist im System der Bildungsmittel die Schule für die höchste Schicht, die gelehrte, die Mönchsschule, die Universität der Anfang und die Basis, die dann die Mittelschule notwendig macht und schafft, so ist die Schule für die niederste Schicht, die Volksschule das letzte Werk, die Vollendung und Spitze, und diese Volksschule haben die Esten nicht später erhalten, als ihre vornehmen Vettern, die ja auch ihre höhere Bildung nicht in der eigenen Sprache erlangen konnten. Die Volksschule aber haben die Esten von denen erhalten, die sie gern als ihre Unterwerfer bezeichnen und behandeln.

Nicht überraschen durfte den Landeskundigen die Ordnung auf dem Sängerfest, sondern nur wiederum die Thatsache an den Tag legen, daß trotz der Unterschiede in Volkstum und Sprache hier eine zusammenhängende Bevölkerung mit dem gleichen Bildungstypus besteht, und daß in diesem Bildungstypus die Eigenarten nicht bloß sich abschleifen, sondern gegenseitig sich austauschen. Spricht man von guten und bösen Eigenheiten, die vom Deutschen auf den Esten übergegangen sind, so muß man auch die Einwirkung des estnischen Wesens auf die Deutschen anerkennen, die seit mehr als sechs Jahrhunderten ihr Land, ihr Loos, ihr Gedeihen und ihr Leiden teilen. Das Zusammenleben und das Sichhelfenmüssen hat eine assimilirende und übertragende Kraft, wie die Mischung des Blutes. Man braucht nicht an Ammenmilch und

Digitized by Google

Ammenmärchen zu denken, wenn man bei Kindern verschiedener Nationalität, die zusammen aufgewachsen, das eine aus den natürlichen Gaben des andern Vorteil und Anregung gewinnen sieht. Warum unterschiede sich denn das deutsche Wesen, das auf lettischem Boden seine Besonderheiten entwickelt hat, von dem deutschen Wesen auf estnischem Boden? Ist nicht die Rückwirkung des lettischen und estnischen Charakters sehr natürlich und deutlich nachweisbar? Zu solchen Nachweisen gehört die Thatsache, daß umgeben von dem farbenfreudigen und formgeschickten estnischen Volke viel, viel mehr Maler und Bildhauer rein deutschen Blutes aufgewachsen sind, als in Lettland, — wie umgekehrt mancher praktisch verständige, tüchtige und selbstbewußte Charakterzug des Letten sich leicht in den Deutschen Livlands erkennen läßt. Es ist so auch ganz erklärlich, daß es einen nördlichen und einen südlichen Livländer giebt, d. h. einen estnischen und einen lettischen. Der erstere paßt gut zu dem Est-Deutschen, genannt Estländer, dem ich den rechten Livonen, den Lettländer, gegenübersetzen möchte.

In des alten Tara Land ist Wannemuine noch mächtig. Seine Wunderharfe und seine lieblichen Lieder tönen dort noch heute — in estnischem wie in deutschem Gesange. Und heute noch weckt Lämmeküne in Saar und Külla, wie im Klub und Pfarrhaus weithin hallendes frohes Lachen.

Ich bin selbst in lauer Johannisnacht durch lettisches Land gewandert. Von Gesinde zu Gesinde klangen Lieder, das Ligo Jaani verhallte erst, als die Sonne schon am Himmel stand. Es waren meist Improvisationen, Neck- und Spottlieder, welche die Mädchen und Burschen sich zusangen, kleine Dichtungen des Augenblicks von höchst derbem Witz. Auch habe ich den dicken Band der lettischen Liedersammlung von Ulmann in der Hand gehabt und allen Respekt vor dessen Fleiß und vor der Zahlenfülle lettischer Lyrik bekommen. Ich habe endlich die Andacht gesehen, mit welcher Letten den übersetzten Manfred Byrons sich vordeklamiren ließen. Und ich sage mit Victor Andrejanow: eine Zeit, ein Volk ohne Poesie, gab es nie. Auch in Estland bin ich gewandert und gereist zu allen Jahreszeiten, Neuß' Bücher estnischer Volkslieder kenne ich und estnische Originaldramen und vor allem die Reihe phantastischer,

Digitized by Google

aber sinn- und poesiereicher Mythen, Märchen und Tierfabeln. Wäre mir ein Vergleich erlaubt, beider Volksdichtungen vom Kalewipoeg bis zu den Ligoliedern, ich würde nicht schwanken, — doch da könnte ich Widerspruch erfahren — (denn der Lettländer ist von den Vorzügen der Letten noch mehr überzeugt, als der Estländer von denen der Esten) — ich werde aber sagen dürfen, daß Dichtung und Gesang im Estenlande eine weit größere Rolle spielen, weit mehr in dem täglichen Leben bedeuten, als in Lettland. Man höre im Estenlande nur die Gemeinde in der Kirche, den Bauer im Gesinde, den Kutscher im Stall, die Mägde in der Küche: sie singen, singen meist fromme Lieder einzeln, zweistimmig, im Chor — junge und alte Stimmen — und sie singen hübsch und richtig.

Diese Lust und diese Gabe hat sicherlich auch bei den Deutschen, die unter ihnen leben, jedes musikalische Empfinden und die musikalischen Übungen angeregt und gefördert. Das tritt dort zumeist zu Tage, wo die Wechselwirkung zwischen Deutschen und Esten am lebhaftesten und am freundlichsten sein konnte: in den Pfarrhäusern und Volksschulen. Die Pastorenfamilien sind zu wahren Pflanzstätten des Gesanges und jeder Musik geworden. Alles singt dort, der Knecht, die Magd, Töchter und Söhne, der Pastor mindestens die Liturgie und die Frau Pastorin Wiegenlieder.

Wo das Verhältnis der Nationalitäten mehr den Charakter von Herrentum und Knechtstum trug, ist überhaupt die gegenseitige Einwirkung geringer gewesen, insbesondere die von unten hinauf: die Gutsbesitzer, zumal der größere Adel, teilt die musikalische Begabung nicht in dem Maße, wie die bürgerlichen Landbewohner. Diesen standen zwar an musikalischer Begabung im allgemeinen auch die Städter nach, aber in den Häusern dieser letzteren war musikalischer Genuß ein Erfordernis behäbigen und gemütlichen Lebens. Kein Fest, keine vertrauliche Familienstunde ohne Musik — in der Stadt Klavier, Cello, Violine — auf dem Lande vorwiegend Gesang. — — —

Riesemann besaß zu dem feinen *poetischen* Gefühl und Verständnis eine tiefe *musikalische* Empfindung und eine Stimme von herrlichem Wohlklang, von großer Kraft und Zartheit. Er

Digitized by Google

hatte diese Gabe durch gute Schulung früh entwickelt, sie in Dorpat fleißig geübt und im Ausland zu künstlerischer Höhe gebracht. Man pflegt die Aufforderung zum Singen wie eine besondere Aufmerksamkeit zu betrachten, die dem Sänger gebührt. Riesemann erfuhr solche Aufmerksamkeit in hohem Maße. Wo er wußte, daß er wirkliche Freude bereitete, sang er gern; bisweilen nur um einiger Wenigen willen. In einer Gesellschaft, die ihm aus irgendwelchem Grunde nicht behagte, lehnte er auch die dringendste Aufforderung mit der ihm eigenen kühlen Vornehmheit ab. Es war und blieb in zwiefacher Weise eine Empfehlung und Auszeichnung für eine Gesellschaft, wenn es hieß: „Riesemann sang." Die Gäste hatten dann den Genuß und zugleich eine Würdigung seitens des stolzen Sängers erfahren.

Wie er sang? Dem berufsmäßigen Künstler wird öffentlich Lob oder Tadel, Dank oder Undank zu Teil; dem „Liebhaber" öffentlich zu sagen, ob und wie sehr er die Hörer erfreut, beglückt, erhoben, — das gilt für unpassend und herabsetzend. Es wird für ein Privileg des Dilettantentums — oder auch für eine Rücksichtnahme auf dasselbe erachtet, öffentliches Urteil darüber nicht zuzulassen. Diese übliche Enthaltung der Kritik hat nur die eine Seite ihrer Aufgabe im Auge: ihr Verhältnis zu der Leistung des Künstlers, die andere Seite: ihre Einwirkung auf das Publikum, bleibt hierbei unberücksichtigt. Und doch muß die rechte Kritik nicht nur den Künstler verstehen, würdigen und — wenn es not thut — belehren können, sie muß auch den Hörern das Verständnis erleichtern und vertiefen, den würdigen Maßstab anlegen und das Publikum für den rechten Genuß erziehen. Der Dilettant entbehrt dieser Unterstützung und dieses ermutigenden und erfreuenden Widerhalls seiner Leistung. Riesemann hätte nie eine ernste Kritik zu fürchten gehabt; er bedurfte ihrer aber auch nicht, da er — weder um Lob noch Tadel bange — die wahre Künstlerschaft unabläßigen Strebens in sich trug. Für die viele Freude, die er seit seinen Jünglingsjahren bis zur Höhe seines Mannesalters Anderen durch seinen Gesang bereitete, hat ihm mancher innige Händedruck, manches aufleuchtende Auge, manche unbewachte Thräne Dank gesagt. Mehr wollte und brauchte er nicht. Uns aber ist

Digitized by Google

es Bedürfnis, auszusprechen, was seine Kunst uns gewesen: sie hat den Kreis geadelt, den er würdig fand, sie zu genießen.

Eine Künstlernatur war Riesemann. Nicht viel fehlte, daß er den Bestürmungen von Verehrern nachgegeben und sich ganz dem dramatischen Gesange gewidmet hätte. Die Bühne beschäftigte ihn schon früh, als Schüler war er die Seele eines Lesekreises für dramatische Dichtungen, einem litterärischen Verein der Studenten legte er eine lange, gediegene Abhandlung über das Theater vor, auf der ersten Auslandreise nimmt zuerst die dramatische Kunst sein Interesse in Anspruch. So in Warschau und Wien. Über seinen fünftägigen Aufenthalt in der Kaiserstadt (Okt. 1855) berichtet er einem Freunde: „Ich schwelgte im Burgtheater, im Theater am Kärnthnerthor, an der Wien, ennuyirte mich im Josephstädter, schlug die Hände zusammen über den jämmerlichen Geschmack der Wiener hinsichtlich dramatischer Kunst, ließ mich vom Ozean des Wiener Volkslebens umherschleudern, staunte Bilder und Skulpturen an u. s. w."

Und wie dramatisch anschaulich ist seine Schilderung des venetianischen Treibens, das er wenige Tage nach Wien kennen lernt. Er schreibt in demselben Brief: Venedig, den 1. Nov. (20. Okt.).

„Alles geht im Feuer unbezähmbarer Lebhaftigkeit auf. Sprechen kann Keiner, sie müssen schreien, und zu höchster Verwunderung erfährt der mit den Sitten und Gebräuchen unbekannte Fremde, daß z. B. zwei Kerle, die in Geberden und Tönen, als wenn sie sich zerfleischen wollten, einander auf den Leib rücken, nichts als ein friedlich Geschäftchen mit einander abmachen. Die allgemeine Verwirrung vergrößern noch die unzähligen Verkäufer von tausend Kleinigkeiten und Eßwaaren, die mit Stentorstimmen, gegen welche das Geschrei unserer Killo-reima-Weiber wie das eines Wiegenkindes klingt, ihre Ware an den Mann zu bringen suchen. Marionettenbuden, Guckkasten sind überall aufgestellt, Taschenspieler vollführen ihre Künste in dichtgedrängtem Volkskreise. Stiefelputzer fallen den arglos Vorübergehenden, wenn sie ein Staubkörnchen auf seinem Stiefel erblicken, rücksichtslos an, Blumenmädchen eröffnen ein Bombardement mit ihren duftenden Geschossen auf ihn, während Limonadenverkäufer, Zuckerbäcker und Obstweiber

Digitized by Google

sich zu dieser allgemeinen Offensive gesellen, die von einem zahlreichen Reservekorps von Bettlern aller Art aufs Nachdrücklichste unterstützt wird. Atemlos flüchtet der Fremde unter das schützende Dach eines Kaffeehauses, von wo er dann aus sicherer Festung dem lustigen Getümmel neutral zuschauen darf, denn in demselben gezwungen aktiv zu werden, ist fürchterlich. — Lebhaft mit diesem bunten Bilde kontrastirend zieht sich links von der Piazzetta in schweigender Ruhe der Canale grande in die Stadt. Die hohen alten Paläste mit ihren, durch Läden eng verschlossenen Fenstern schauen Einen an, wie riesige Grabmäler der versunkenen Herrlichkeit einer früheren, glanzvollen Zeit."

Riesemanns Einfluß im Quartett- und Chorgesang übte wie in Dorpat, so in Reval natürlich auf das gesammte Musikleben einen großen Einfluß. Nicht mit Unrecht trug er beim Revaler Sängerfeste 1866 die Fahne vor. Freuen wir uns des gelungenen estnischen Sängerfestes, so dürfen wir des Vorgängers dieses nationalen Festes, speziell der ersten derartigen deutschen Leistung im Sommer 1857 und des Festes vor 34 Jahren nicht vergessen. Diese Veranstaltungen waren nicht bloß Vorgänger, sondern Vorbilder der späteren nationalen Volksfeste in Dorpat, Mitau, Riga und Reval. Die Kunst, Feste zu feiern, haben die katholischen Südländer von ihrer Kirche, unsere Nordländer von den gebildeten Ständen der Städte, insbesondere wieder von den Vereinen in denselben gelernt.

Zu den Meistverdienten um das musikalische Vereinsleben, das im Männergesang- und im Jäkelschen Verein gipfelte, gehört unstreitig Oskar Riesemann. Er regierte ohne zu dirigiren die vokalen Leistungen, wie Theodor Stein ein Menschenalter hindurch die instrumentalen. Als dritte hervorragende Kraft sei die treffliche Sängerin und Lehrerin Marie von Dehn genannt. Es ziemt sich wohl, daß den Dahingegangenen auch für diese ihre erfreuenden und beglückenden Gaben immer wieder Dank gesagt werde.

Leider nur kurz, aber nicht ohne Nachwirkung auf musikalischem und pädagogischem Gebiet war der Aufenthalt des Verfassers der großen Bach-Biographie, Philipp Spitta in Reval.

Digitized by Google

Er war einer der Wenigen, welche dem ſonſt zurückhaltenden Rieſemann nahe traten: eine herzliche Freundſchaft, die beiden Teilen in jedem Sinne zu reichem Genuß und Gewinn wurde, und die gleiche blieb, auch nachdem der treffliche junge Gelehrte ſeiner Thätigkeit an der Domſchule in Reval durch eine Berufung nach Berlin entführt wurde. Leider iſt Spitta durch frühen Tod der Wiſſenſchaft und Kunſt entriſſen.

Digitized by Google

10. Kapitel.

Estland lacht. — Tante Gustchens Bruder. — Auf dem Commersch, am Sterbelager, auf dem Steckenpferd. — Italienische Abenteuer. — Ewige Jugend.

„Estland lacht!"

Wir saßen im Beginn eines Herbstsemesters in dem runden Zimmer Luchsingers. Die Ferien hatten uns Studenten über die Provinz zerstreut, jetzt kamen wir fröhlich wieder zusammen. Jeder hatte „was zu erzählen": Schnurren, Abenteuer, Heldenthaten oder allerlei Pech. Die dankbaren Hörer antworteten mit lauter Lachsalve.

Da trat ein älterer Mann ein: groß, von breiter Brust, freier Stirn, scharfem Blick: „Estland lacht", rief er und stimmte in das helle Gelächter der Jugend ein. Wir kannten ihn alle, wenn er auch mit uns nicht viel verkehrte: es war Tante Gustchens Bruder, Carl Eduard Raupach.

„So kann nur Estland lachen", damit erklärte er seinen Eintritt in das Zimmer. Viele Arme streckten ihm Gläser entgegen: er leerte eines: „Va bene", und setzte sich zu uns.

Mit der Studentenschaft hatte Raupach seit Jahren wenig verkehrt. Erst der 21. April — so hieß damals kurz der Festtag des Jubiläums der Universität (1852) — hatte ihn wieder in Beziehung zu seinen jungen Landsleuten geführt. Ich selbst hatte ihn schon 1851 kennen gelernt — am Krankenlager und Sterbe-

Digitized by Google

bett unseres Landsmannes des Universitäts-Fachlehrers Malströhm. Wir Füchse hatten abwechselnd den einsamen Kranken zu pflegen. Aber den eigentlichen Krankendienst übte sein Jugendfreund Raupach. Als meine Reihe zur Nachtwache kam, fand ich ihn vor, — 4 bis 5 Tage war er nicht von dem Bett des Schwerleidenden gewichen, aber auch jetzt schenkte er sich keine Stunde des Schlafs. Der Kranke wälzte, ja bäumte sich in Schmerzen, Raupach war unermüdlich, ihn zu bedecken, vor dem Fallen aus dem Bett zu schützen, ihn zu heben und mit fast weiblicher Zartheit zu pflegen. Fuchswache auf Fuchswache wurde abgelöst: er blieb, und er war es, der dem Erlösten endlich die Augen zudrückte.

Dann sah ich ihn wieder auf dem großen Festplatz zu Kerimois. Wie er Stand gehalten am Krankenbett, so hielt er Stand auf dem Kommers, lange nach Abschluß des Landesvaters, bis tief in die eisige Frühlingsnacht hinein, bis zum fröhlichen Morgen. „Va bene", klang es zuweilen in einer fröhlichen Gruppe, und lustiges Lachen hallte in den Wald hinaus.

Und zum dritten Male freuten wir uns seiner unverwüstlichen Jugendfrische und seines sprudelnden Humors, als der seltene Besuch von Schwestern und Cousinen einiger Landsleute die ganze Korporation veranlaßte, die Freuden der Gastfreundschaft auf sich zu nehmen: Spaziergänge, Ständchen, Domgesang — endlich Bootfahrt.

Zu der letzten bedurften wir der Hilfe und Gegenwart des alten freundlichen Herrn.

„Ein Mann ohne Steckenpferd, — das giebts nicht," hatte Raupach einmal gesagt. Jedermann muß seine Liebhabereien haben." Seine Liebhabereien hatte er wiederholt gewechselt. In jenem Sommer waren es Bootfahren und Gänsezucht.

Raupach wohnte bei der Holzbrücke am Embach im damals Kämptzschen Hause. Sein Hof war auch sein Hafen. Dort lagen 3 Böte mit allem Zubehör. Um die Erlaubnis, diese zu benutzen, um seine Begleitung und Leitung baten Studenten ihn selten vergebens. Auch unsere Bitte nahm er mit großer Freundlichkeit auf, — als wir am Nachmittag zu den Böten kamen, hatte Laur, der Bootsknecht, zwei seitlich zusammengebunden, in dem einen der-

Digitized by Google

selben nahmen Raupach selbst als Admiral, die Damen und ihre Verwandten, in dem andern das damals reich besetzte Estländer-Quartett Platz, das dritte, kleinste Boot umschwärmte die schwerfälligeren Pontons. Langsam rudernd ging es embachaufwärts nach Quistenthal, Gesang, lustiges Gespräch, Bier und Bowle wechselten ab: nein, so schön hatten die jungen Revalschen Damen das Studentenleben sich doch nicht gedacht.

Die Ufer des Embachs wurden flacher, feuchte Wiesen dehnten sich an ihm hin, Schilf säumte stellenweise den ruhigen Fluß. Da erhob sich unser Admiral und rief in langezogenen Lauten weithinschallend: Anni, anni, anni — und aus der Wiese hob sich mit Schnattern und Schreien und rauschendem Flügelschlag eine Schar grauer und weißer Gänse und brauste heran und warf sich klatschend und spritzend bei unseren Böten ins Wasser. Ihr Herr warf Brot, das er in einem Korbe mitgebracht, ihnen zu, auch die Vorräte, die wir in die Böte mitgenommen, mußten teilweise ins Wasser und schürten den ergötzlichsten Kampf zwischen den Tieren, die mit Geschrei und Flügelschlagen einen Höllenlärm vollführten. Als unser Vorrat erschöpft war und unsere Böte später langsam wieder abwärts trieben, folgte uns die gefiederte Heerde noch ein gut Stück, um dann einzeln oder in kleinen Gruppen zu ihrem Jagdrevier, der Wiese, zurückzukehren. Auch dies Schauspiel schien den Fräulein aus Reval außerordentlich interessant und abenteuerlich. Nebel lag über Fluß und Wiese, der Mond stieg groß und rot am Horizont empor, — noch klangen lustige und wehmütige Lieder — dann sprang Laur an Land, und die Böte lagen fest und wir sagten unserem jugendfrischen Admiral unseren Dank für dieses Wasserfest.

Raupachs schönste Lebenserinnerung war seine italienische Reise. Er hatte 1814 sein Studium in Dorpat abbrechen müssen und war mit seinem Freunde Christian Pander, dem gelehrten Zoologen und Reisenden, ins Ausland gegangen. In Rom hatte er sich der Kunst und archäologischen, kunsthistorischen, linguistischen Studien gewidmet. Nach den Urteilen von Künstlern machte er im Zeichnen überraschende Fortschritte — es war die Zeit des Zeichnens, die Zeit der Nazarener Cornelius, Overbeck, Wilhelm

Digitized by Google

und Rudolf Schadow, der Brüder Veith, Julius Schnorr u. s. w. — noch vor Vollendung der Fresken in der Casa Bartoldi, die Zeit der brünstigsten Romantik und Mystik und zugleich die Zeit der überschäumenden Künstlerlust. Mit Sammlung und Gebet begannen die begeisterten Klosterbrüder von San Isidoro ihr Tagewerk, und mit Saitenspiel und Gesang zogen sie Abends durch die stillen Straßen Roms. In der Villa Malta und vor der Porta Pia im Café greco und in der Trattoria Sibilla versammelten sich die deutschen Künstler, die damals in Rom waren und unter ihnen mehrere Balten, bei ernstem und fröhlichem Anlaß. Der Jahrestag der Leipziger Schlacht, Luthers erstes Auftreten, die Anwesenheit des bayerischen Kronprinzen, der Abschied von Freunden und Kunstgenossen wird gefeiert, gespielt, gesungen, getrunken, getanzt. Rückert ist der Dichter dieses Kreises, Gustav Hippius zuerst der beliebteste Sänger, bis ihm aus Estland Succurs wird und jenes estländische Quartett: Johann von Grünewaldt, Otto Ignatius, Gustav Hippius und Boris von Uexküll von der Höhe der Trinita dei monti seine Lieder über den spanischen Platz und Rom hin hallen läßt, wie es Raupach in einem der ersten Jahrgänge der „Revalschen Zeitung" so lebhaft geschildert hat.*) In Rom gelang es Raupach den Landsmann Gustav Hippius, der bei einem Bade im Tiber vom Strome fortgerissen wurde, nicht ohne eigene Lebensgefahr zu retten. 1820 ging er als Begleiter und Lehrer mit der Familie eines anderen Estländers Peter Martin Krause nach Neapel, trennte sich dort von ihr, führte ein stets wechselndes, an Abenteuern überreiches Leben: was Wunder, daß er auch noch in späteren Jahren in den Bildern so reicher und phantastischer Jugendzeit schwelgte und sie in farbenreichen Darstellungen zu Kunstwerken der Erzählung gestaltete. Kein Wunder auch, daß uns jungen Leute diese mit seltenem Schwung und Feuer vorgetragenen Erlebnisse im höchsten Grade fesselten, und wir nicht aufhören konnten, dem alternden und doch so jugendlichen Landsmann

*) Der Artikel Raupachs enthält soviel des Interessanten, ist so charakteristisch für den Verfasser, daß ich mir nicht versagen kann, ihn an anderer Stelle abzudrucken.

Digitized by Google

zu lauſchen, wenn er ſeinen Erzählertag hatte. Vielleicht mehr noch als die römiſchen und neapolitaniſchen Abenteuer elektriſirte uns dieſe unerſchütterliche Jugendkraft: C. E. Raupach verſtand es nicht, alt zu werden.

Ein gut Teil dieſer Kraft, ſich die Jugendfriſche zu bewahren, beſaß — wie ich es zu ſchildern verſuchte — auch Tante Guſtchen, und darin lag eine große pädagogiſche Befähigung. Wie der Bruder uns Studenten durch die Lebendigkeit und ſprudelnde Improviſation ſeiner Erzählungen feſſelte, ſo hatte die Schweſter uns als Schüler in Aufmerkſamkeit und Lernluſt erhalten, weil ſie mit uns zu lernen ſchien.

Digitized by Google

II. Kapitel.

Der Krieg im Norden. — Die Flucht. — Fröhliche Töchter und Mütter. — Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen.

Ein gewaltiges Ereignis sollte die Provinzen aus ihrem gemütlichen Stillleben wecken: die Kriegserklärung vom März 1854.

Man hätte glauben können, ein jäher Schreck müsse das glückliche Phäakentum unserer Uferstädte bei dieser Nachricht ergreifen. Ihnen drohte — menschlicher Berechnung nach — doch wohl bei Ausbruch des Krieges die erste Gefahr, denn der Kampf des Westens gegen den Osten mußte doch ein Seekrieg werden und die Küsten zumeist betreffen. Man dachte anders in Liv- und Estland. War ganz Rußland der Demütigung beider kriegserklärenden Mächte sicher, so hieß es in unseren Provinzen: wir haben Dünamünde und Sweaborg und Kronstadt und — so fügten nach eigener Wahrnehmung die Revalschen hinzu — wir haben unsere Flotte. Alljährlich hatten sie ja vom Glint aus die großen Schiffe mit den weißen Lukenreihen auf der Revaler Rhede manövriren sehen und schießen hören, und gewaltiger, als solch ein Linienschiff, schien kein Apparat der Welt zur Kriegführung.

Und Landungstruppen — was hätten Engländer und Franzosen den streng geschulten russischen Soldaten anhaben können? Welch eine Frivolität, gegen den gewaltigsten Herrscher der Welt, Nikolai, die Waffen zu erheben! Es dauerte verhältnismäßig lange, bis die Erkenntnis der Gefahr und der volle Ernst des Krieges zum Bewußtsein gelangte, ja, es scheint mir nach meinen eigenen Wahrnehmungen und Beobachtungen, als ob in unserem baltischen Norden Vielen diese Einsicht gar nicht kam. Hierzu trug auch die

Digitized by Google

matte Kriegführung der Alliirten viel bei. Diese beschränkten sich auf eine Blockade unserer Häfen, welche den Verkehr kleinerer Fahrzeuge nicht unterdrückte und so den Schmuggel an die Stelle des legitimen Handels setzte. Die ersten Nachrichten aus dem Süden, die wohl genügt hätten, die Ereignisse mit sorgenvoller Teilnahme verfolgen zu lassen, kamen nach damaligen Preß- und Zensurverhältnissen nur sehr unvollständig und meist in patriotischer Schönfärbung zu uns. Man machte sich an der Ostsee kein Bild von den Schrecken, die am Schwarzen Meere herrschten.

Dieser allgemeine Mangel an Kenntnis und Teilnahme mußte hervorgehoben werden, wenn die nachfolgenden Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1854 und 1855 Glauben beanspruchen sollen. Es schwindet der Schein der Frivolität, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig die Schrecknisse des Krieges sich im Norden fühlbar machten, und wie vorsichtig die Nachrichten aus dem Süden es vermieden, Aufregung und Sorgen zu wecken. Wir hatten gleichwohl auch am Finnischen Meerbusen einen Kriegsschauplatz, und Einiges, was ich auf demselben gesehen, gehört in das Bild jener lieben Menschen und hervorragenden Söhne der Heimat, das ich hier zu zeichnen mich bemühe.

In der Campagne von 1854 hatte sich die Kriegführung der englisch-französischen Flotte auf die Zerstörung von Bomarsund und die Beschießung einiger offenen finnländischen Städte beschränkt. Ein großer Teil der Revaler Einwohnerschaft war auf das Land geflüchtet und kehrte, als die Herbstwinde den vorsichtigen Lord Napier aus dem klippenreichen Meerbusen verscheucht hatten, zum Winter nach Reval zurück. Die Truppen, die hier im Sommer gestanden, bezogen dagegen ihre Winterquartiere in den Landstädten und auf den Gütern. Man lebte in freundlichstem Verkehr mit seiner Einquartirung. — Die Offiziere als flotte Tänzer und charmante Cavaliere waren ebenso willkommen, wie die anspruchslosen und dienstwilligen Soldaten. Wir Studenten in Dorpat gaben den Offizieren Feste und wurden von ihnen zu Festen geladen; wir waren fröhliche und gute Freunde, von einem Konflikt habe ich nichts gehört. Der zerrissene Geist, den wir in St. Petersburg an vielen aus der Krim Zurückkehrenden wahr-

Digitized by Google

nahmen, war der Besatzung und Einquartirung Estlands ganz fremd. Es kann wohl hervorgehoben werden, daß die Beziehungen zwischen den Balten und Vollrussen in allen Ständen ganz vortreffliche waren.

Diesem friedlichen Winter folgte ein aufgeregtes, sorgenschweres Frühjahr. Die Nachrichten aus dem Süden wurden immer ernster Privatbriefe ergänzten und verschärften die Trauerposten, das unbegrenzte Vertrauen in die Überlegenheit der russischen Waffen mußte gegen die Einsicht zurücktreten, daß man es mit einem mächtigen und immer gefährlicher werdenden Feinde zu thun habe. Auch in der Ostsee führte in der neuen Campagne ein jüngerer Engländer, Admiral Dundas, das vereinigte Geschwader. Noch war es nicht ausgelaufen, als sich der Revaler Bürger eine fieberhafte Panik bemächtigte. Wer fliehen konnte, floh; es konnten kaum Vehikel genug aufgetrieben werden, Frauen und Kinder und wertvollen Hausrat aus dem Bereich der drohenden englischen Kugeln zu bringen. Schon war im Jahre vorher die Vorstadt Reeperbahn niedergerissen, und mit ihr mancher schöne Obstgarten und mancher von den Gemüsegärten zerstört, von denen im ersten Kapitel die Rede war. (Jetzt erheben sich dort Bahngebäude und Fabriken.) Im zweiten Kriegsjahr fielen auch die Weidenalleen am Stadtglacis. Der Kindergarten blieb nur auf Bürgschaft des damaligen Ritterschaftshauptmanns Baron Constant von Ungern erhalten, der dem Grafen Berg gegenüber persönlich die Verantwortung übernahm, die Bäume dieser Anlage in aller kürzester Zeit zu beseitigen, sobald der Feind die Stadt zu beschießen drohe, eine Bürgschaft, welche zu der Sicherheit der Stadt nichts beitragen konnte, weil nach seiner Lage der Kindergarten in keiner Weise bei etwaiger Beschießung in Beteiligung gekommen wäre. Vor den Thoren entstanden Verhaue, als sei eine Berennung durch Reiterei zu befürchten, und auf die Hausböden und Speicher wurde zum Schutze gegen Bombenexplosionen und Brandschießung eine Fülle von Sand geschafft. Die Beamten und Geschäftsleute blieben in der gefährdeten Stadt, ließen sich von Zeit zu Zeit durch blinden Lärm — Trewoga — aus den Betten schrecken und sammelten dann bei Intelmann, Hartmuth und Fahrenholtz neue Tapferkeit. Es hat wohl selten in Reval soviel Geld kursirt, wie in diesen Monaten der Erwartung des déluge.

Digitized by Google

Frauen und Töchter hatten indeß in den kleinen Städten, auf Gütern, Pastoraten und Küsterhöfen ein Unterkommen gefunden und der neuen Lage schon einige Romantik abgewonnen. Zuweilen tönte aus weiter Ferne dumpfer Kanonendonner. Zuerst war dann alles in Schreck und Verzweiflung: jetzt beschießen sie die Stadt! Dann hörte man, es sei jenseit des Meeres, d. h. des Finnischen Busens auf Sweaborg geschossen worden, und so gewöhnten sich die Flüchtlinge mit der Zeit die unbequeme Furcht ab. Die Männer kamen auf Besuch und erzählten, daß es so schlimm mit der Stadt nicht bestellt sei, daß es sich auch jetzt mehr um eine Blockade, als um eine zwecklose Zerstörung handle, und verrieten hierbei eine heldenmütige Stimmung, die ja ebenso ansteckend sein kann, als die Hasenherzigkeit. Noch viel frischer und freudiger atmeten unsere lieben Mitbürgerinnen im Exil auf, als die Studenten kamen. Um Johanni und im Juli versammelten diese sich zum Ferienkommers, der diesmal nicht in Tischer abgehalten werden konnte, in Weißenstein, das zugleich als vom Meere entfernteste estländische Stadt Zentrum und Hauptasyl der Flüchtlinge war. Das gab denn ein hochwillkommenes, originelles Vergnügen, Wald- und Wiesenfeste in Mezhoff, Rõopall und Pitkakülla. Man spielte wie einst in Löwenruh — Hasch-Hasch und Katz und Maus und Lämmerchen-Läumerchen-kommt-nach-Haus — man sang und tanzte, und wo kein Jude mit dem Leierkasten sich fand und keine Ziehharmonika, sang man wohl selbst zum Tanze und tanzte zum Gesang. Die duftigsten Kleider hatten unsere lieben Mädchen aus Reval hervorgeholt, und da sie — wie jetzt noch — auch schon in jenem bösen Kriegsjahre mit Fug und Recht den Ruf der schönsten Mädchen besaßen, gabs ein liebliches, herzerfreuendes Bild, — diese muntere, glückliche, duftige Jugend im Wald oder auf der Wiese. Auch die Mütter hatten neben der Freude, ihre Töchter einmal wieder in dem vollen Glanze des Vergnügens zu sehen, eine zweite langersehnte. Was bei dem eiligen Exodus in Kisten und Kasten mitgeführt war und jetzt darin zu rosten und zu erblinden drohte, konnte bei dieser Gelegenheit ausgepackt, geputzt, gebraucht, gezeigt werden. Unsere Picknicks konnten nur sehr frugale Kost bieten, aber um so reicher waren sie an silbernen Eßbestecken, silbernen

Digitized by Google

Tischleuchtern, Aufsätzen, Flaschenkühlern — lauter gerettetes Gut, das mitten in der anspruchslosen Umgebung und nach langer Benutzung schlechten Steinguts, eiserner Gabeln und fremden Gerätes jetzt Einblick in die „köstliche Habe" der Flüchtlinge bot.

Nach solchem Feste hatten unsere Sänger noch viel zu thun. Nicht bloß den Flüchtlingen in Weißenstein, auch solchen die auf den nächstgelegenen Gütern und Pastoraten eine Zuflucht gefunden, wurden die üblichen Ständchen gebracht und manche laue Sommernacht dann bei Hoffmanns trefflichem Cognac verjubelt.

Digitized by Google

12. Kapitel.

Eine Kranke. — Bruderliebe. — Es wird Herbst. — Es wird Frühling. — Die „Revalsche Zeitung“. — Riesemann Censor. — Die Männer an der Spritze. — Die größte Lehrmeisterin die Not. — Erziehungsresultate.

Unter den Flüchtlingen in Weißenstein befanden sich auch Tante Gustchen und die Familie Riesemanns. Beide blieben den Festen fern: Tante Gustchen verdroß wohl das müssige Leben, zu dem sie in Weißenstein verurteilt war, die Generalin Riesemann und ihre Nichte aber kamen nicht, weil die Letztere von schwerem Leiden befallen war. Unsere bewunderte und wahrhaft verehrte Mitschülerin Toni Riesemann hatte in einem schweren Kehlleiden den Gebrauch der Sprache eingebüßt und mußte jedem Verkehr fernbleiben, bei jedem rauheren Wind, bei aufsteigender Abendkühle, bei niederer Temperatur das Zimmer hüten. Ihr Befinden bestimmte die Haltung des Hauses, ihre Pflege war die wichtigste Angelegenheit desselben und die Ergebung und verklärte Entsagung der Kranken das hellste Licht in diesem Leben der Sorge und des Leids. Es pflegt sonst wohl die zärtliche Liebe der Schwester den Bruder zu verwöhnen; ich habe nicht selten erlebt, daß die Opferwilligkeit schwesterlicher Liebe noch verzärtelnder, noch verderblicher wirkt, als das Übermaß einer krankhaften Mutterliebe. Dieser Gefahr war Oskar Riesemann enthoben: so innig die Schwester an ihm hing und ihn als ihr Ein und Alles ins Herz schloß, so war doch sie es, die der steten Rücksicht und Pflege bedurfte, und des Bruders Aufgabe war vor allem, in Gesundheit

Digitized by Google

und männlicher Kraft ihr sein Leben zu weihen. Riesemann hat in treuer Erfüllung dieser Bruderliebe die Gefahr der Verwöhnung nicht an sich herantreten lassen. Die Verehrung und Behandlung der kranken Schwester hat ihm reichen Segen an seiner eigenen Entwickelung gebracht.

Ich schäme mich dessen nicht, daß auch mir die Sprache in Rührung versagte, als ich nach etwa 8 oder 9 Jahren meine mir so liebe Mitschülerin aus Tante Gustchens Stube, Toni Riesemann, wiedersah. Das schöne, blasse Kind war zu einer holden Jungfrau herangewachsen, welcher das lange Leiden einen verklärenden Zug der Ergebung und Geduld gegeben hatte. Ich sah sie die Lippen bewegen, aber kein Ton, kein Flüstern wurde hörbar. Über die bleichen Wangen flog ein leiser Schimmer der Erinnerung an bessere Zeit, das Auge wurde feucht im Bewußtsein des ihr geschwundenen Glückes der Gesundheit. Die Sehnsuchtslieder der Mignon zogen durch meine Seele: ich glaubte das Gebet des einsamen Kindes zu hören:

„Macht mich auf ewig wieder jung."

Bald aber war ich Zeuge, daß sie die Kraft besaß, ihren Schmerz zu verbergen, und daß sie dem Bruder und der Schwägerin eine gleichmäßige Heiterkeit zu zeigen sich bemühte. Sie sah mit wirklicher Freudigkeit ihrer Erlösung entgegen.

Die stete Rücksichtnahme auf die Kranke mußte Riesemanns natürliche Zurückhaltung nur mehren. In den Angelegenheiten, die seinem Herzen die nächsten waren, pflegte er Mitteilung am meisten zu vermeiden. Sentimentalität war ihm durchaus fremd, selbst im Gesang ging er den „Schmachtlappen" gern aus dem Wege. Nur wenige Vertraute wußten, wie schwer er am Leiden der geliebten Schwester trug, und wie sehr dasselbe sein inneres und äußeres Leben bestimmte. Aber er trug seinen Schmerz und seine Hoffnungslosigkeit still nnd einsam und war so schon in frühen Jahren zu männlicher Reife und Selbstbeherrschung gelangt.

Gleich nach Beendigung der letzten Studienpflicht, der Kandidatenschrift, wurde der letzte Versuch gemacht, der Kranken Heilung oder Erleichterung zu schaffen. Die Familie reiste in den Süden. Von Dorpat aus gab ihr der Schreiber dieser Erinnerungen, der

Digitized by Google

ſchon einmal mit Oskar Rieſemann eine vergnügliche Fußreiſe über Fellin nach Dorpat gemacht hatte, ein Stück Weges das Geleite. Rieſemann ritt meinen gemieteten Gaul, ich ſtieg zu den Damen in den Wagen. Dieſe Stunden der Fahrt mußten unvergeßlich ſein. Es war einer der klarſten Septembertage, wie ſie nur der Norden kennt. Auf dem goldnen Grunde der Felder blitzte in unzähligen Demanten der Thau, der an dem feinen Sommergeſpinnſt hing, um die Birken wehten Schleier purpurfarbigen Laubes oder rieſelten goldgelbe Blätter nieder, den Horizont ſäumte blauſchwarzer Tannenwald, und Wolkenſchatten wallten in ſtetem Wechſel der Farben langſam über das Gefilde. Durch den lichten Äther zogen Wandervögel gegen Süden, wie unſere Reiſenden. Dazu das klagende Klingen der Glocken am Poſtgeſpann — wehmütig, eintönig, ſehnſuchtsvoll — und im Wagen eine ſo weiche, jedem Eindruck offene, liebevolle Seele, die allen Freuden der Welt entſagen mußte, die ſelber keine Hoffnung hegte und doch ſie anderen ließ, die ſo viel empfand und kein Wort beſaß, es auszuſprechen: es war ein tief wehmütiger Abſchied!

Die Glocken verklangen in der Ferne. Dann Stille in der ſonnenleuchtenden Welt ringsum. Ich habe Toni Rieſemann nicht wiedergeſehen. — — — —

Als Oskar Rieſemann in Jahresfriſt nach Reval zurückkehrte, fand er natürlich alle Herzen und Thüren offen. Man konnte ſeine Kraft gebrauchen. Es regte ſich das Bedürfnis eines friſcheren Lebens nicht bloß auf litterariſchem Gebiet. Rieſemann war vor allem berufen, praktiſch einzugreifen und an Beſſerung und Erhebung zu arbeiten. Nicht an Inſtitutionen, an den Trägern derſelben, an den Menſchen, mußte die Arbeit beginnen. Es iſt ein langwieriger, mühſamer, an Enttäuſchungen reicher Prozeß, die Denkweiſe Anderer aus dem Staub und Schlamm altgewohnter Stagnation zum Glauben an Neues und Beſſeres zu führen. Was auch verdiente Patrioten und die Lehrerſchaft an Gymnaſium und Domſchule vorgearbeitet haben mochten, um dem Gedanken Bahn zu ſchaffen, daß es außerhalb der Mauern Revals und außerhalb ſeines Gürtels von Höfchen, außerhalb der Kreiſe von Stadt und Dom, außerhalb der Kirchen von St. Nikolai und St. Olai noch eine

Digitized by Google

andere weite Welt gebe: an der Leitung der praktischen Verhältnisse saßen die Angst vor Kampf und Neuerungen, die alt eingerostete Begnügung mit dem Ererbten und der bequeme Genuß der Privilegien. Nicht in Reval allein, in jeder kleinen und mittleren Stadt kann die neue Idee nur Einzug halten, wenn sie die persönlichen Träger der alten für sich gewonnen oder — niedergeschlagen hat.

Das wichtigste Werkzeug zu solcher Arbeit und zu solchem Kampfe, eine freudige, mutvolle Presse, fehlte. Zwar gab es Luthers*) „Wochenblatt", das den damaligen Bedürfnissen nach Öffentlichkeit zur Not entsprach. Aber zu kommunaler Arbeit außerhalb des alten Apparats der Gilden war es nicht geschaffen und nicht geeignet. Wenn heutzutage Zeitungen entstehen, so geschieht das nach dem Verlangen einer Partei und zwar meist einer politischen Partei: in Reval gab es damals keine Politik und keine Partei, es gab nur kommunale Bedürfnisse. Und es erstanden Männer, welche diese Bedürfnisse erkannten und sie zu stillen sich zur Pflicht machten. Nicht ohne persönliche Opfer und noch weniger ohne lebhaften Widerspruch der lokalen Machthaber gründeten sie die „Revalsche Zeitung". Die „Revalsche Zeitung" begann ihre Arbeit für Reval selbst, für das allgemeine Interesse der Bürgerschaft. Wenn sie später ein Kampfesfeld für weitere Interessen wurde, so behielt sie doch ihren festesten Boden in der Arbeit für lokale und kommunale Werte.

Unter den eifrigsten Begründern und Förderern des Zeitungsplanes war selbstverständlich Riesemann. Es erscheint scherzhaft, daß er bald die Zensur des jungen Blattes übernahm, und doch ist gerade diese seine Beteiligung für das Unternehmen selbst und für den in ihm waltenden Geist sehr bezeichnend. Riesemann übernahm das mühsame, undankbare, ja odiöse Amt der Beschränkung des eben erst freiwerdenden Schaffungstriebes. Er übernahm es, mit seiner Person nach oben und nach unten hin das Maß

*) Der alte Herausgeber Luther hatte von seinem Namensvetter, den er auch als Vorfahr gern in Anspruch nahm, keinen Zug reformatorischen Eifers und Wesens geerbt.

Digitized by Google

von Freiheit zu decken und zu schützen, das der Stadt zum Nutzen gereichen sollte. Seine gesinnungsfeste und vornehme Natur war allerdings am meisten geeignet, Maß und Ziel einzuhalten und Größeres zu fördern, wenn auch Kleineres dabei geopfert werden mußte. Es war eine That der Entsagung, denn zuerst mußte er in seiner Stellung auf unmittelbare Mitarbeiterschaft an dem Blatte verzichten, dann setzte er das Verständnis seiner Gesinnungsgenossen und namentlich der leidenschaftlicheren unter ihnen aufs Spiel, endlich wagte er das klare, unangezweifelte Vertrauensverhältnis daran, das die Grundlage seiner kommunalen Arbeit bilden mußte. In dem Glauben an die Unerschütterlichkeit des ihm gebührenden allgemeinen Vertrauens erwies sich besonders der Idealismus, der auch in seinem Selbstbewußtsein zu Tage trat.

Nicht ohne seinen treibenden und überall zum Edlen anspornenden Einfluß ergriff die besten Leute Revals damals ein Geist kommunaler Hingabe und mutiger Initiative, wie er freilich nie erloschen, aber in den letzten Jahren matt und träge geworden war. Mit einer Zeitung in der Hand, welche der kampfesfrohe und von Gemeinsinn erfüllte Greiffenhagen leitete, konnte in kurzer Zeit außerordentlich viel Gutes und Neues geschaffen werden. Und das geschah in der That: das Beste aber war: das Alte, d. h. der alte Bürgersinn wurde wachgerüttelt, und zwar nicht in den obersten Kreisen der städtischen Verwaltung, sondern im Mittelstande, beim kleineren Kaufmann, bei den Handwerkern und vor allem bei den damals außer jeder kommunalen Verwertung und Bewertung stehenden Litteraten. Das erfreulichste Zeugnis dieses erwachenden, starken Kommunalsinns ist die freiwillige Feuerwehr: Neu-Reval war geboren, als der Syndikus der Stadt, ein Gesellschaftsdiener, ein Fleischermeister und ein Schuldirektor die erste Spritze zum Manöverplatz zogen und bedienten. Riesemann selbst, der einer der thätigsten Gründer des neuen Instituts gewesen, geriet mehrere Jahre später bei einem Brande in der Langstraße durch den Einsturz einer Mauer in Lebensgefahr.

Er war aber nicht nur mitthätig in allen gemeinnützigen Unternehmungen, sondern auch von vielen der Gründer, in den meisten ein unentbehrliches Mitglied und eigentlicher Leiter. Litterärische

Digitized by Google

Gesellschaft, musikalische Vereine, kommunales Bank- und Kreditinstitut, Feuerwehr, Gewerbeverein u. s. w. bewahren das Andenken an seine energische Thätigkeit. Vor Allem trug diese ihre Früchte bei dem traurigen Anlaß einer Hungersnot, die infolge von schlechten Ernten Estland heimsuchte. Von der Not des Landwirts war man natürlich in Reval unterrichtet: von dem vollen Ernst der Lage und von der Größe der Gefahr beim drohenden Verbrauch des Saatkorns gab erst Baron Bernhard Uexküll von Keblas Nachricht. Er regte zuerst die Bildung eines Notstandskomités an und machte damit die Not des estnischen Bauern zu einer Sache der ganzen Provinz, zu einer Sorge für Stadt und Land. Die lebhafteste Unterstützung fand er darin bei Riesemann und Alexander Eggers, die mit ihrem großen organisatorischen Talent und einer unwiderstehlichen Energie von vornherein jeden Zweifel an dem Erfolg der Hilfsarbeit zurückwiesen. Von diesem Notstand der Jahre 1867 und 1868 soll an anderer Stelle die Rede sein. Aber eine neue Zeit hatte Riesemann über sein Vaterstadt hereinzuführen gestrebt und sie war — wenn auch nur vorübergehend — eingetreten.

Digitized by Google

Schluß.

Unſere Schulen und unſere Vereine. — Noch ein Blick in Tante Guſtchens Schulzimmer.

„Nun?“ ſagte meine liebe Frau, als ich ihr dieſe zwölf Kapitel meiner Jugenderinnerungen vorgeleſen hatte und das Manuſkript zuſammenſchlug. „Nun? ſind denn das alle Schüler von Guſtchen Raupach, die einer Erwähnung wert ſind?“

Gewiß nicht, ganz gewiß nicht, aber dieſe habe ich eben als Kinder ſchon gekannt, und ſie kennzeichnen die Schule, wie die Geſellſchaft, die in dieſer Schule aufwuchs. Sie kennzeichnen die Verehrung, welche wir unſerer Lehrerin widmeten, wie die Liebe, die ſie uns ſchenkte. Denn wie Tante Guſtchen ihren Nikolai Rieſenkampff über das Grab hinaus bewunderte, verehrte ſie ihren Oskar, war ſie ſtolz auf ihre Toni und ihre Polly und wäre ſie — wenn ſie's erlebt hätte — bei dem Gedanken liebevoll erſchrocken, daß ihrem Pittu die Sorge um die Sicherheit der Majeſtät und um die Ordnung der Reſidenz anvertraut worden ſei. Auch allen, denen ein beſcheideneres Loos gefallen war, hing ſie mit herzlichem Intereſſe und warmer Treue an: die Kraft ihrer Erziehungskunſt war ihre Liebe, und die gütige Natur gab ihr in der unverwüſtlichen Jugendlichkeit — dem Erbteil ihres Hauſes — die Dauer dieſer Kraft.

Meine liebe Frau erinnerte ſich bei meiner Erzählung von Tante Guſtchen auch ihrer Lehrerinnen und Lehrer, und bald kamen wir dahin überein, daß die Männer und Frauen, die an der Erziehung

Digitized by Google

von Revaler Geschlechtern hingebend gearbeitet hatten, in ihrer Mehrzahl das große Arkanum der Erziehung: die Liebe zu den Kindern und der Jugend besessen hatten, und daß dieses Arkanum die Revalschen Schulen ihren reichen Anteil beizutragen befähigte, zu der Entwickelung in der Stadt und im Lande und im gesammten Reich. Die baltischen Schulen waren immer die Henne, welche ihren Besitzern goldene Eier brachte.

Unsere Schulen — — das war unser Schatz. In der Klippschule lernten wir die Lehrenden ehren und knüpften wir die ersten Freundschaften, auf den Gymnasien machten lebensfrische Lehrer uns das Lernen lieb, auf der Universität erfüllte uns der Weltruf unserer Professore mit Stolz und wissenschaftlichem Eifer. Wer nahm Anstoß daran, daß die Männer, welche die Woche hindurch uns die Regeln der Grammatik und die Gedanken der Dichter erklärt, am Sonnabend ihre Erholung auf der Kegelbahn des „lahmen Frosch's" suchten? wer erkannte nicht an, daß auch die Eingewanderten es für ernste Pflicht hielten, ihre Schüler zum Dienste der Heimat, zum Dienste des Vaterlandes zu erziehen?

Und neben den Schulen fällt den Vereinen das Verdienst um die Blüten und Früchte zu, welche die Ostseeprovinzen gezeitigt haben. Im Gegensatz zu den mittelalterlichen, abgeschlossenen, obligatorischen und zwangübenden Gilden und Zünften thaten sich in freiem, persönlichem Triebe Gleichgesinnte zur Erfüllung von Aufgaben zusammen, welche das Mittelalter nicht erkannt oder nicht erfüllt hatte. Das Jahrhundert der Humanität hat vielleicht nirgend in der Welt so sehr die private und freiwillige Thätigkeit zum allgemeinen Nutzen gefördert und dauernd arbeiten lassen, wie in unseren Provinzen. Das estnische Sängerfest von Johanni 1896 ist der neueste Beleg dafür, wie sehr das Vereinsleben in das Wesen aller Balten ohne Unterschied der Nationalität übergegangen ist: den größten Beweis für die Organisationsfähigkeit bot aber die Hilfsthätigkeit in den Hungerjahren Estlands. Wer im Leben der Ostseeprovinzen die beiden Faktoren: Schulen und Vereine, nicht würdigt, dem wird einerseits die Bedeutung unverständlich bleiben, welche dieser kleine Komplex dreier Gouvernements für das ganze Reich hatte, andererseits aber auch die Abneigung, welche in der Schu-

Digitized by Google

lung und Organisirung der baltischen Gesellschaft eine Gefahr bekämpfen zu müssen glaubte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Viele Bilder ziehen meiner Erinnerung vorüber. Dem Rückschauenden fügt sich Erscheinung an Erscheinung. Das Zusammenhanglose schließt sich zu einer Kette und gewinnt Bedeutung. Das Kleine wird ein Teil des Größeren, das Flüchtige wird Fingerzeig, Symptom, Symbol. Der nomadisirende Gemüsebauer an der „Zisternpforte“ und der altpatrizische Obstgarten hinter den verschlossenen Zäunen, die schlichte Lebenslust im „lahmen Frosch“ und die rasch verhallende Bußpredigt, Kinderspiel, Jugendschwärmen, Vorbereitung zu künftiger Arbeit, Zerstörung und Zerstörungslust, Kanonendonner und Tänze, Frohsinn und Gesang, Freundschaft und Vereine, kühne Hoffnungen und stiller Tod — — genug, genug der Bilderreihe! Sie begann mit dem Eintritt in die schlichten, nüchternen Räume der Schule, mit der Fabel von der Henne, die der Bauer schlachtete, weil sie ihm goldene Eier gelegt, und schließe nun auch mit dem Wahrspruch über Tante Gustchens Thür:

Bete und arbeite!

Digitized by Google

Eſtländer auf Reiſen.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Auf der Teufelsbrücke. — Ein Waſſerfallſchwärmer. — Wiederſehn. — Der rechte Suworow. — Berühmte Reiſende.

„Sind Sie ſchon in Italien geweſen?“ fragte mich einmal ein alter, uralter Herr in Reval. Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Als ich zum erſten Mal dahin ging, war ich in großer Geſellſchaft, wohl ſiebzehntauſend Mann und viel Landsleute darunter, viele gute Kameraden. Es iſt lang her, ſehr lang, es war noch im vorigen Jahrhundert, unter Suworows Kommando! — — Viele gute Kameraden dabei — viele Landsleute!“

In großer Geſellſchaft! Viel Landsleute dabei! Nicht immer kehren ſie heim mit Lorbeern von Novi und mit Erinnerungen an die Erprobung der treuen Kameradſchaft auf blutigen Schlachtfeldern. Aber die „Geſellſchaft“, das hat allezeit den Eſtländern in der Fremde, im Frieden und in allen Freuden, wie jenem alten Herrn im Kriege, die lebhafteſte Erinnerung wachgehalten und die Bilder des Erlebten verſchönt. Vielen iſt auch das, was ſie im Auslande geſucht und gefunden: Vergnügen, Belehrung, Erholung, Geneſung im Rückblick erſt wertvoll, wenn Landsleute dabei waren, wenn ſie gleichſam ein kleines Stück Eſtland mitgenommen hatten oder vorfanden in Berlin oder Paris, in Kiſſingen oder Elſter. „Wir waren auch in Neapel“, erzählte mir ein anderer alter Herr in Reval, „ſehr ſchön, ſehr ſchön. Wiſſen Sie, wir waren unſerer

Digitized by Google

vier, der T.'sche Onkel, General S., mein Vetter von K. und ich, unsere alte Whistpartie aus dem Klub. Da haben wir oft den ganzen Nachmittag gespielt — wissen Sie, im Hotel de Rome mit der Aussicht auf den Vesuv. Ja, in Neapel ist es herrlich."

Wer unser Provinzialleben kennt und würdigt, wird in diesem Ausspruch nicht den Beweis für Stumpfsinn und Beschränkheit sehen. Ebensowenig, wie in dem Wort, das einem anderen Estländer vor dem Dom zu Antwerpen entschlüpfte: „Aber unsere kleine J.'sche Kirche ist doch auch schön." Es ist die feste Zugehörigkeit, die Liebe, die Treue zur Heimat, die in allen diesen Worten spricht. Es ist der enge Zusammenhang alles Empfindens und Denkens der Estländer mit der Stätte, mit dem Charakter, mit den Menschen Estlands, was sie bei jeder Erhebung des Gemüts, bei jedem tiefen Eindruck des Neuen, bei den wichtigsten Erfahrungen und Erlebnissen sogleich an die Genüsse und Schätze und Liebesbande, wie an die ursprünglichsten Gewöhnungen der Heimat denken läßt. Der Estländer ist eben wohl körperlich, aber nie im Gemüte von Estland zu trennen.

Dafür legte auch jener Buchbindergesell Zeugnis ab, dem ich vor einigen Jahren auf dem Dampfer zwischen Bregenz und Konstanz begegnete. Einige estnische Worte, die er hörte, ließen den bestaubten, ärmlichen Mann jede bescheidene Scheu vor den „Touristen" vergessen: er gab sich der Freude hin, von der Heimat reden zu können. Wandertrieb hatte ihn in die Ferne geführt. Von Stadt zu Stadt, von Meister zu Meister war er marschirt, in den Städten das Zehrgeld für die Wanderung erarbeitend. So hatte er in Wien, in Konstantinopel, sogar in Jerusalem als Buchbinder Erwerb gefunden. Jetzt zog es ihn in die Heimat zurück, aber im Frühjahr wollte er aufs Neue reisen. Solcher Wandervögel giebt es sicher viele, wenige von ihnen werden aber wohl soviel Sinn für großartigere Verhältnisse und größere Erscheinungen, als Estland sie bietet, mit so warmer Anhänglichkeit an ihre bescheidene Heimat verbinden. Mein Buchbindergesell übte den speziellen Sport, Wasserfälle zu besuchen: er kannte den Imatra, wie den von Terni, den Rhein bei Schaffhausen, wie die Wimbach- und Krimlerfälle und den großartigen Stuiberfall im Oetzthal in Tirol,

Digitized by Google

aber des Fallschen und Jaggowalschen Baches gedachte er mit warmem Gefühl, und dem Narvschen Wasserfall widmete er eine begeisterte Schilderung. Und überall — so pries er sein Glück — habe er Landsleute getroffen, auch als er ermattet von Jaffa nach Jerusalem pilgerte, hatte ein Estländer, der im Gefolge des Großfürsten Konstantin desselben Weges zog, ihn vor dem Verschmachten gerettet.

Und damit Niemand glaube, ich unterschätze diese Äußerung der altbekannten estländischen Treue, rufe ich Dich zum Zeugen, lieber Genosse jugendlich froher Jahre! Gedenkst Du noch des Septemberabends auf dem Rigi? Du warst von Zürich, ich von Luzern aus den Berg hinangestiegen. Oben um den Kulm wogten dichte Nebel, im großen, ungemütlichen Gasthof drängten sich englische Damen und deutsche Professore. Fröstelnd und übellaunig flüchtete ich mich aus dem Saal, wo eine laute Miß sich zu schrecklichen Arien von einem rothaarigen Gentleman auf dem Pianino begleiten ließ. Und den Korridor entlang, der zum Lesezimmer führte, kamst Du daher, eng in einen silbergrauen Plaid gehüllt, der Deine lange, dünne Gestalt wie eine Säbelscheide umspannte. Und „in des Weges Mitte" tönten plötzlich von beiden Seiten frohe Rufe: der Landsmann hatte unverhofft den Landsmann getroffen. Und Du erinnerst Dich wohl auch heute noch der Folgen dieses unerwarteten Wiedersehens! Dieser beiderseitigen Freude, dieses kräftigen dörptschen Doppelgrogs und dieser grimmigen Laune, zu welcher uns das grauenhafte Nebelhorn nach ganz kurzer Rast auf den dicht umwölkten Aussichtsfleck schreckte! Es war für den Reisenden auf Naturgenuß alles verfehlt auf dem Rigi: kein Abendsonnenglanz, kein Morgenrot, keine Ruhe in den feuchten Betten und hohe Rechnungen — aber es war köstlich dort oben und erinnerungswert bis in alle späteren Jahre! Estland hatte sich dort wiedergesehen*.

Noch manches andere Bild landsmannschaftlicher Herzlichkeit auf dem Hintergrunde fremder Lande wüßte ich wachzurufen, Vom Guten, das er genossen, zu erzählen, treibt es jeden Menschen von

*) Diese Zeilen waren im Druck, als mir die Trauerkunde zuging, auch dieser Jugendgenosse sei aus dem Leben geschieden. Karl Otto Baron von Maydell ist am 21. September 1900 gestorben.

Digitized by Google

Gefühl. Also auch den Estländer, und der weiß — wenn es ihm zu erleben vergönnt war — viel von dem Guten zu erzählen, das ihm zu Teil ward, wenn er bei Kroll oder im Prater, im Alpenland oder in Rom je alte Freunde und Kameraden aus der Domschule, dem Gymnasium oder gar aus Dorpat an fremden Orten wiedersah. Und diese landsmannschaftlichen Zusammenkünfte, die bisweilen den Charakter fliegender Vergnügungskolonnen annahmen, sind auch von den Fremden nicht unbemerkt geblieben. Es haben sich Traditionen, ja Legenden an diese seltsam zusammenhängenden Nordländer geknüpft: von den Sängern des ersten Quartetts, das von der Trinita dei Monti über Rom hinklang, von den vier estländischen Freunden, die in den ersten Jahrzehnten unseres Säkulums den Kern einer eigenen estländischen Kolonie am Tiber bildeten, hat man in Rom noch 20 Jahre später erzählen hören, und von den sieben „Russen" ebenso, die in der Mitte des Jahrhunderts im Zillerthal den Schuhplattner sprangen und vom Faulhorn aus Dorpater Burschenlieder in die stille Nacht hinaus schickten. Das Tagebuch eines Estländers registrirt treulich, wie vor etwa 50 Jahren Landsleute sich verabredeterweise oder zufällig, befreundet oder bisher fremd, Altersgenossen und verschiedenen Alters an mehreren Orten Italiens begegneten, gemeinsame Rundgänge, Ausflüge, Reisen machten und in ihrem Zusammensein den Genuß des Gesehenen doppelt reich empfanden. Und selbst aus den allerletzten Jahren liegen mir Zeugnisse vor, daß rechte Reisefreude unseren jungen Estländern erst sich aufthat, wenn sie Landsleute gefunden, wenn sie mit solchen die Rheinfahrt machen oder Pariser Boulevards betreten oder gar die Alpen überschreiten konnten. Der Suworow, der sie kommandirte, war ihr Heimatgefühl.

In der Fremde wird auch der persönlich unbekannte Landsmann zum willkommenen Heimatsgenossen und der Heimatsgenoß leicht zum vertrauten Freunde. Die in Estland schon so elastische Versammlung und „Familie" erweitert im Auslande ihre Kreise, die starren Vorurteile und Standesscheidungen treten zurück, arm und reich werden nicht abgewogen, nach der Vergangenheit wie nach der Zukunft des anderen fragt man nicht: das landsmannschaftliche Band schafft zeitweilig — freilich oft nur für kurze Zeit

Digitized by Google

— eine ungewöhnliche Freiheit des Verkehrs, einen reichhaltigen Genuß der Gegenwart, eine Fülle von Erinnerungsschätzen — also auch eine große Menge von Illusionen, von Hoffnungen, von Enttäuschungen, von Bitternissen, mitunter aber auch von dauernden Beziehungen. Die Estländer auf Reisen sind andere, als die Estländer zu Haus.

Aber auch unbequem können unsere Herren mitunter in der Fremde sein, zumal wenn sie Sorgen und Mißlaunen, Zorn und Bitterkeit nicht zu Haus zu lassen vermochten. Treffen sich mehrere so gestimmte Leute im Auslande, so freuen sie sich, ihre Herzen in Klagen und Vorwürfen ausschütten zu können. Dann reizt die Erregung des einen die des andern, und einer jener alten Herren, auf die ich mich so gern berufe, hatte wohl nicht ganz Unrecht, als er seinem leberkranken Schwiegersohn, den der Revalsche Arzt nach Karlsbad schickte, das Wort abnehmen wollte, um der Kur willen dort mit keinem Landsmann zu verkehren.

Doch ich habe hier besonders die Reisenden im Auge, welche gemeinhin „Touristen" genannt werden, nicht die Reisenden aus Gesundheitsgründen oder solche mit einem bestimmten geschäftlichen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck. Der Beitrag Estlands zu der Zahl dieser letzteren Art ist verhältnismäßig sehr groß. Namentlich hat die Wissenschaft den Reisen estländischer Gelehrter viel zu danken. Die Weltumsegler Krusenstern und Kotzebue, Stackelberg, der Entdecker und Schilderer des Phigaliatempels und der Hellenengräber, die Naturforscher K. E. v. Baer, v. Middendorf, M. v. Grünewaldt, Fr. Schmidt, N. v. Seydlitz, Glehn, Baron Toll und viele andere Männer sind von Estland ausgezogen, um unbekannte Fernen zu erforschen und haben hundertfach auf ihren gefahrvollen, entsagungsreichen, oft überanstrengenden Fahrten bewiesen, daß die Kühnheit, die Zähigkeit, der Verzicht auf persönliche Wünsche, die Selbstkraft der Einzelnatur den Estländern nicht abgeht. Von diesen Helden des Wanderns und Reisens rede ich heute nicht, sondern von den weichen, anschmiegenden, lebenslustigen Leuten, die auf kurze Zeit zu ihrem Genuß oder zu eigener Belehrung in großer Zahl aus Reval oder vom Lande ins Ausland dampfen.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Praktische Winke. — Poetische Lockungen. — Jean Paul als Bädeker.

Zu jeder Reise bedarf es der Vorbereitungen. Das frühere Verfahren, das die Erteilung eines Reisepasses davon abhängig machte, daß der Reiselustige vorher dreimal, in drei Wochen in der Estländischen Gouvernementszeitung „gestanden" habe, ist ja jetzt aufs beste verkürzt: man kann den wohlunterschriebenen Paß in einem bis zwei Tagen haben. Umständlicher ist die Feststellung des Reiseplanes. Nicht alle sind so glücklich, daß ihnen ein festes Ziel — etwa eine bestimmte Universität oder ein bestimmtes Bad oder ein ganz unvermeidlicher Besuch — gesetzt ist. In diesen Fällen handelt es sich nur um Fahrpläne, Anschlüsse, Hotels, Preise, besondere Empfehlungen und Adressen. Ist aber allgemeine Belehrung, Erholung oder Vergnügen der Reisezweck, steht dem Scheidenden die ganze Welt offen, dann muß natürlich alles viel genauer erwogen und Rat von allen Seiten gehört werden. Letzteres geschieht in der Regel, aber zwischen Hören und Befolgen giebt es weite Wege. Rat hören wird an sich ein Verdienst, weil es eine schwere Probe der Geduld wird. Der Ratgeber sind gar so viele. Jeder, der eine ausländische Reise gemacht hat, und zumal jeder, der nur Eine gemacht hat, fühlt sich jetzt zum Raten berufen, das am liebsten ein Vorschreiben wäre. Alte Erinnerungen erwachen, die Lust am Erzählen wird gereizt. Das Selbstbewußtsein, alles am besten eingerichtet zu haben, die Überlegenheit, in wohlerprobter Weisheit dem andern seine Wege vorzuzeichnen, das Vergnügen, den Willen des anderen zu regieren und hierbei aus

Digitized by Google

der vollen Tasche desselben rücksichtslos sich selber Phantasiereisen und Phantasiegenüsse zu schaffen — das sind die Freuden, die der Auslandreisende seinen Freunden bereitet, noch ehe er selbst seinen Koffer gepackt hat. „In Berlin", sagte der eine, „versäumen Sie ja nicht die Parade auf dem Platz vor dem Opernhaus — um 12 Uhr" — — „Sie müssen durchaus im Sedan-Panorama speisen — da ist's gut und billig", empfiehlt der Zweite; „Nehmen Sie ja in der Schumannstraße Wohnung bei der Witwe — wie heißt sie gleich?" — — rät der Dritte. „Ich warne Sie vor den Gepäckträgern in Berlin — mir ist" beginnt der Vierte seine Erzählung. — „Nein", sagt der Fünfte, „jetzt, in dieser Jahreszeit in Berlin! Brrr!" — Und der Sechste, der Siebente und soviel ihrer noch sind, die einmal auf fremden Rat hin eine Woche oder zwei in Berlin zugebracht haben, drum dort vollkommen orientirt und durchaus mitzusprechen legitimirt sind und also für ihre Ratschläge gehorsame Befolgung verlangen dürfen, alle diese guten Freunde gehen von der Überzeugung aus, daß kein Mensch so zu reisen wisse, wie sie selbst.

Wieder andere haben die Spezialität der Badebekanntschaften. Sind sie selber von dem Wahn angehaucht, vornehm sein zu können, so haben sie ihre Freude daran, in Ems oder Baden-Baden oder Spaa oder Ostende mit lauter Hochvornehmen oder Hochberühmten innigen Verkehr gepflegt zu haben. Dies sind nicht eigentlich Ratgeber, sondern Ermutiger, lebende Beispiele für das Glück und den Glanz des Reisens, und ihre Empfehlungen werden einigermaßen durch den Hintergedanken gedämpft: „Dir, armer Kerl, kann es nun freilich so gut nicht gehen, Du hast nicht die Beziehungen" oder „Du hast nicht das Auftreten" oder „Du bist ja nicht wie ich. Aber Du hörst doch bei der Gelegenheit, was ich für ein Kerl bin."

Eine dritte Kategorie nimmt sogleich die Karte zur Hand „Ich habe da aufgezeichnet, wie man am besten in kurzer Zeit viel sieht. Ich nehme an, Sie wollen viel sehen. Dann fahren Sie am besten hier über Dresden — Sie wissen: Galerie, grünes Gewölbe, Brühlsche Terrasse, also zwei Tage, — dann Prag, — nichts Bedeutendes, — Wien: Theater, Strauß, Prater, Esterhazykeller,

Digitized by Google

— acht Tage, Salzburg: auch einen Tag, — München: Pinakothek, Glyptothek, Hofbräuhaus ganz neu hergerichtet, famos, Residenztheater, Starnberger See, Walhalla — Pardon, das ist Regensburg, also München: Café Luitpold, drei Tage, — dann Frankfurt: Ariadne, Goethehaus und abends Palmengarten, versäumen Sie das nicht — zwei Tage, — dann Wiesbaden: Niederwalddenkmal, Rheinreise; Köln mit mehreren Kirchen und dem Dom, neben dem Gürzenich ist eine kleine Weinkneipe, ich weiß den Namen nicht, aber famoser Bernkastler dort, vergessen Sie nicht, sehr nette Kellnerinnen, — vier bis fünf Tage — dann noch Brüssel: schöne Schaufenster, viel Leben, Manneken, Musée Wiertz, ganz famose Café-chantants und Bilder, — nun, das alles noch viel schöner in Paris — ja Paris, da müssen Sie schon länger bleiben, etwa vier Wochen oder fünf, das ist herrlich, — da steigen Sie gleich ab in" u. s. w. u. s. w. Genug, unser junger Vergnügungsreisender erhält die schönste Route vorgeschrieben und kann in zwei Monaten von der Welt genug gesehen haben, um sein Leben lang von den Schätzen des Auslandes zu erzählen und künftigen reiselustigen Jünglingen diese „herrliche Route" dringend anzuraten.

Nun giebt es aber auch noch romantische Menschen und Ratgeber in Reval und auf dem Lande. Da ist unter anderen ein alter Herr, der in Heidelberg studirt hat. Dorthin adressirt er nun seit dreißig Jahren alle jungen Leute, von deren beabsichtigter Auslandreise er auch ohne die „Estl. Gouv.-Ztg." Kenntnis erhält. Nicht rechts noch links schauen! Grad-dör nach Heidelberg mit dem alten Schloß und den ewig-jungen Studenten-Schwieten, mit dem echten und unechten Binsenbub und der verkrüppelten kleinen Marianne. „Der alte Kienz lebt wohl nicht mehr", schließt er mit Wehmut, „er hatte immer so guten Schwartemagen."

Die Zeit ist vorüber, da man kranke Fräulein zum Wunderdoktor Lampe nach Goslar oder nach Gerbersdorf und fromme zu Harms schickte. Auch auf Bayreuth zielen die Ratschläge der Erfahrenen nicht mehr so häufig wie zu Lebzeiten des Meisters. Aber dauernden Einfluß und größere Gewalt über die ratbedürftigen Estländer hat ein anderer Meister geübt, der selber der

Digitized by Google

jüngeren Generation unbekannt oder nur wenig bekannt ist. Ich habe mich gefragt, wie es komme, daß die allerneuesten Reisenden aus Estland auf den uninteressantesten Wegen, zu ungünstiger Jahreszeit und selbst bei beschränkter Zeit ihr Reiseziel an „die Seeen" versetzt haben.

„Die Seeen!" Jedermann in Estland weiß, welche Seeen gemeint sind. Etwa die nahen finnländischen, die an Schönheit und Wechsel bieten, was irgend die strenge nordische Natur zu bieten vermag? oder die großartigern schwedischen Seeen? oder die berühmten Lokhs Schottlands, die oberbayerischen, die Tiroler, die Schweizer Seeen? Nichts von alledem. „Die Seeen" — das sind die Estland fernsten oberitalienischen Wasserbecken. Wer wollte leugnen, daß es kaum einen größeren Gegensatz der Natur und Landschaft giebt, als den zwischen den Seeen bei Moik, Jendel, Riesenberg oder Lodensee und denen von Como, Garda, Iseo und dem Lago-Maggiore. Es ist auch keine Skala der Erscheinungen so überraschend, so zaubervoll, als die von jener Farben- und Formenlust, jener Lichtfülle, Fruchtbarkeit und Blütenpracht des Südens, die mit verschwenderischem Glanze die südalpinen Seeen überschütten, zu dem schwermütigen Ernst, der über den stillen Waldseeen des Nordens oder über deren farbenarmen Ufern brütet. Wer nun gar aus Eis oder Schnee sich fast ohne Unterbrechung mitten in die Erntezeit der Citronen und Apfelsinen hat versetzen lassen, wo die Sonne selbst in goldenen Früchten zur Erde niederzusteigen scheint, der wird gewiß den unauslöschlichen Eindruck eines Wunders an sich zu erfahren glauben. Aber, so herrlich der Blick von den Terrassen der Isola Bella über den Lago Maggiore, so traumhaft schön der Pfad durch die Myrthenbüsche der Villa Serbelloni nach Bellaggio ist, — um dieses einen mächtigen Natureffekts willen sollte nie Jemand mit kaum geöffneten Augen ein Stück Erde durchfliegen, das ihm eine unabsehbare Reihe von neuen, erfreuenden, belehrenden Eindrücken bieten kann. Es ist im höchsten Grade befremdend, daß so viele junge Leute mit warmem Herzen und klarem Kopf ausgesandt werden, um vor diesen einzelnen schönen Bildern zu erstaunen, statt in ruhiger und gesammelter Anschauung Natur und Menschenleben kennen zu lernen, wie das

Digitized by Google

rechte Verständnis der schulmäßigen Geschichts- und Erdkunde sie unbedingt erfordert. Zweierlei war mir bei diesen unweglosen Eilfahrten gen Süden stets ein Rätsel: wessen Rate folgte diese Jugend, die sonst doch Ratschlägen nicht allzu willfährig zu sein pflegt, und woher die Gewalt, die gerade diese Empfehlung auf sie übte? Vielleicht hat mir ein altes Fräulein, zwar keine Zeitgenossin jenes ehrwürdigen Greises, der mit Suworow in die lombardische Ebene gezogen, aber doch jener vier estländischen Herren, welche den Vesuv vom Hotel de Rome aus bewunderten, den Schlüssel zu diesem Rätsel in die Hand gegeben.

„Die lieben Jungen," rief die alte verehrte Dame erfreut, als ich ihr von meiner Beobachtung sprach, „das haben sie von ihren Müttern."

„Von ihren Müttern? Ich wüßte Söhne und Töchter genug, die zu den „Seeen" strebten, deren Mütter nie dort gewesen."

„Und doch ist das eine Einwirkung mütterlicher Sehnsucht — vielleicht nur ganz mittelbar, vielleicht ganz unbewußt. Denn die Seeen — ach, wer dächte dabei nicht gleich an den herrlichen Albano, an das Entzücken, zu dem ihn der Blick von jener Inselterrasse erhob, an Liane, die süße Braut seiner Seele".

Nun wußte ich's: auf den borromäischen Inseln, auf dem Langen See und auf den anderen Seeen des Landes glänzen noch heute die Strahlen weicher, schwärmerischer Gefühle, wie sie den Titan Jean Pauls erfüllten, noch heute webt sich um diese Stätte der Schleier derselben Phantasie, welche den Dichter begeisterte, eine Landschaft zu schildern, die er selbst nie gesehen. Es ist der Nachhall einer dahingegangenen Romantik: wer liest heute noch in Reval den Titan oder die unsichtbare Loge? Haben auch nur die Mütter der heute reisenden Generation für diese Dichtungen geschwärmt oder sie auch nur kennen gelernt? Aber deren Mütter, die Großmütter der heutigen Jugend, haben aus der Ferne für den großen Herzenbezwinger geschmachtet, haben ihre eigenen schönsten Gefühle beim Lesen seiner Natur- und Seelenschilderungen erkannt, haben sich selber in den Beaten und Lianen wiedergefunden. In ihren Gemütern lebten die Exaltationen Jean Pauls um so verklärter fort, je weniger die Teiche in Wittenhof und Schwarzenbek

Digitized by Google

und der Kahhalsche See dem Lago Maggiore und der Villa Borromeo glichen. Schon bei den Großmüttern setzte sich als gesegnetes und gelobtes Land die poetische Schilderung Jean Pauls fest, und von den Alten unseres Landes werden sich gewiß einige noch der bei uns viel verbreiteten kleinen schwarzen oder illuminirten Kupfer erinnern, welche diese gepriesene Insel darstellten und für Bilder schönster Natur galten, obgleich sie weder die Gefühle Albanos wecken, noch irgend eine Vorstellung von dem wirklichen Reize der dortigen Landschaft geben konnten. Die Legende war eben fertig und behauptete sich. Reisende kamen zurück und bestätigten die Reize der Seeen — und so wurde deren Besuch gleichsam obligatorisch und ein unumstößliches Zeugnis für wirkliches Naturgefühl: die „Seeen" wurden in das normale Reiseprogramm Estlands recipirt, und wer es ernst nahm mit einem Rat, um den er gebeten oder nicht gebeten worden, empfahl natürlich in erster Reihe, was ihn selbst erfreut hatte und von vornherein gegen jede Anzweiflung gesichert war. Es konnte auch in der That Keinem die Freude an der überstandenen Reise erhöhen, wenn die weltbewanderten Freunde und Verwandten in der Heimat die Achseln zuckten: „Und Sie waren nicht an den Seeen? Da haben Sie viel versäumt! Ja, das hätten Sie nicht unterlassen sollen."

„Aber wohin sollen wir denn reisen?" fragen mich Herr A. und Frau B. und Frl. von C.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Ein junger Baron und ein junger Kaufmannssohn. — Hören und Sehen.

Ja, wohin? Das ist das große Problem des Reiselebens, das entscheidet den bleibenden Wert der Reise, das hebt aus der flüchtigen Lust des Reisens einen dauernden Schatz für das Leben. „Sehe jeder, wo er bleibe."

Dies eben ist der große Fehler der sich forterbenden Programme und Reiserouten, daß sie unter der Voraussetzung zusammengestellt und ausgeführt werden, daß „Eines sich für Alle schicke". Was Hinz Freude bereitet hat, soll auch Kunz beglücken. Mehr noch: was dem Hinz unter bestimmten Umständen, vielleicht in einer besonderen Gemütsstimmung oder bei seiner eigenartigen Anlage Genuß geschaffen, das soll nun dem Kunz, der in anderen Verhältnissen erwachsen ist, der anders gelaunt, der im Ganzen anderen Charakters ist, den gleichen Genuß bieten. Zwei vertraute Freunde, welche die ähnlichen Lebenserfahrungen haben, die gleichen Ansprüche an das Leben stellen, die gleichen Pflichten für die Heimat sich vorzeichnen, schon diese Freunde bestehen eine harte Probe der gegenseitigen Anpassung, wenn sie sich überall in gleicher Weise unterhalten, belehren, anschließen oder abwenden sollen. Und nun sollte gar ein jüngerer Landsmann schön finden und sich erbauen an Eindrücken, die der ältere vor einem oder mehreren Jahren schön und erbaulich fand. Reisen ist Prüfung der Persönlichkeit: angesichts der weiteren, neuen, viel

Digitized by Google

bietenden aber auch viel fordernden Welt lernt erst der Freund den Freund, der Reisende sich selber kennen. „Reisen", sagte Goethe, „ist die gebändigte Selbstigkeit." Wer beim Genuß seine Freude zeigt, ist dankbar, also liebenswürdig, aber wo er nicht zu genießen noch zu danken vermag, um so unliebenswürdiger. Darüber hilft auch die engste Landsmannschaftlichkeit und die größte Heimatliebe nicht hinweg. Hinz und Kunz lieben sich wie Brüder. Hinz schwärmt für Wagner, Kunz hört die Trommel so gern. Hinz geht in den Reichstag, Kunz zu Castan, Hinz trägt seine Handschuh, Kunz hat keine. Hinz dinirt gern bei Dressel, Kunz versucht im akademischen Speisehaus am Kastanienwäldchen satt zu werden; Hinz bewundert Hauptmanns Rautendelein, Kunz das Schulpferd des Zirkus Busch, Hinz fährt zweiter Klasse, Kunz zieht die dritte und deren ungezwungene Gesellschaft vor. Hinz weiß, was er sich schuldig ist, Kunz will aller gesellschaftlichen Rücksicht entbunden sein, Hinz ist Kaufmannssohn aus der Stadt, Kunz Baron vom Lande u. s. w. Und für diese beiden Freunde von Dorpat her hat ein Dritter, ein wohlbereister Rechtsanwalt, das Programm gemacht. Ob sie wohl zusammen bis an die Seeen kommen? Ob sie die Fahrt dahin so voll genießen, wie der Rechtsanwalt es ihnen schaffen wollte? Ob sie daheim wieder so brüderliche Freunde sein werden, als sie es in Dorpat waren?

Was soll denn überhaupt dieses Auslandreisen der Jugend, insbesondere der Jugend gebildeter Kreise? Höfische Manieren lernen, berühmten Männern aufwarten, sich einen ausländischen Doktorhut holen, wie es vor hundert Jahren und früher wie später geschah, — das ist ein Erfordernis der Erudition und Respektabilität nicht mehr. Wer Ernsteres im Sinne hat, als sich flüchtig zu vergnügen, wer dem künftigen Leben nicht entgegensieht, wie einer Zwangsanstalt, in die man wenigstens die Erinnerungen freier, lustiger, wonnevoller oder leichtfertiger Tage hinübernehmen möchte, wer in der Arbeit keinen Fluch, sondern auch im Vergnügen eine Vorbereitung zu der Arbeit, eine Mehrung der Arbeitstüchtigkeit erkennt: — der baut sich selber ein Programm, und der behält sich die Freiheit vor, unerwartete Erfahrungen und Hinweise, neugewonnene Belehrungen und Beziehungen, neuerwachte Bedürf-

Digitized by Google

nisse und Wünsche in die Ausführung dieses Programms dreinsprechen zu lassen. Er verschmäht es, sich dem Rundreisebillet oder dem schönen Traum der Großmutter von den „Seeen“ zu verkaufen, er erfährt täglich neu, was er braucht, und er bestimmt täglich, wie er das Nötige sich gewinnt. Heutzutage macht der Baron keine Cavalierstour, der Kaufmann keine Rundreise bei den Gläubigern, der Kandidat keine Reverenzen bei den Pfalzgrafen seiner Fakultät, auch der Gesell keine Wanderung von Werkstatt zu Werkstatt, um Meister zu werden. Die Lehrreise hat sich mit der Vergnügungs- und Erholungsreise vereinigt — — zumal für unsere Landsleute. Denn was diese lernen oder lernen können, wenn sie zur Erholung oder zum Vergnügen auf Reisen gehen, was sie zu ihrer Lust und Kräftigung finden, wenn sie auf Reisen Belehrung suchen, das giebt ihrem Reisen den höheren Wert und die rechte Bedeutung für die Heimat. Menschentreiben, Menschenwesen, Menschenkraft und Menschenziele offenbaren sich dem Jüngling, der bisher nur die beschränkte Form des provinzialen und kolonialen Lebens gesehen, im Auslande und ganz besonders in unserem stammverwandten Nachbarreiche in ungeahnter Weite. Das auf Schule und Universität Erlernte gewinnt dort praktische Gestalt: wie die Landschaft sich in ihrer Mannigfaltigkeit und in den Wundern ihrer Schönheit dem Reisenden enthüllt, so öffnen ihm der Kampf der Bedürfnisse und der Begierden, die Macht der Wissenschaft und der Kunst, die Ordnung der Selbstunterwerfung und der Freiheit das Verständnis für die Geschichte des Menschentums und damit auch für die Geschichte der Heimat. So reiche Schätze sich immer wieder aus den Archiven unserer Städte und Ritterschaften an das Licht fördern lassen, das Leben selbst bietet den rechten, unerschöpflichen Aufschluß über die Vergangenheit, die Vorbedingung für das rechte Verständnis alles bürgerlichen und staatlichen und kirchlichen Wesens.

Solches aber spricht verständlicher zu dem Wanderer, der nicht plötzlich in das Gebrause Londons oder Berlins versetzt ist und dasselbe dann allein für das Menschenleben hält, sondern der besonnen von Land zu Land zieht, alles beobachtend und alles vergleichend, jederzeit um das Unverstandene fragend und der Antwort

Digitized by Google

lauſchend. Hören iſt auch für den Reiſenden eine feine Kunſt, wie das Sehen. Thut ſich der höchſte Reiz jener italieniſchen Seeen, das ſonnig ſüdliche Licht in Farben- und Geſtaltenfülle Demjenigen am herrlichſten kund, der an minder reichen Gegenden ſein Naturgefühl herangebildet und endlich die eiſigen Höhen mühſam überſtiegen hat, welche die Grenze zweier Zonen zu bilden ſcheinen, ſo wird dem Reiſenden, der aus ihm längſt bekannten und gewohnten Verhältniſſen kommt, eine Fülle von belehrenden Antworten, wenn er an neuem Ort und unter neuen Wahrnehmungen recht zu fragen und ſelbſt ohne eigene Frage recht zu hören weiß. Es ſoll kein anderer für mich ſehen und hören, kein anderer für mich denken noch glauben.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Gepäck. — Die zwölf Gebote des Reisens.

Die Aufstellung eines Reiseprogramms nach fremdem Geschmack und nach fremden Erfahrungen ist somit keine Förderung einer rechten Jugendreise. Ziehe doch Jeder hinaus — gestützt auf die allgemeinen Kenntnisse, die er von Schule und Universität mitbringt und unterstützt von einem guten, sachlichen Handbuch, wähle sich die eigenen Wege und Zeiten und trage dann die Freuden der Erinnerung als selbst erworbene und die Enttäuschungen als selbstverschuldete ins weitere Heimatleben hinüber.

Betreiben wir weiter mit einem unserer jungen Landsleute die Vorbereitungen zu seiner ersten Reise. Es soll gepackt werden. Ja, was denn? Wenig, wenig, wenig — nur das Notwendigste. Gepäck ist allezeit eine Erschwerung des Reisens, oft Anlaß zu großem Ärgernis und zum empfindlichsten aller Verluste, zum Zeitverlust. Die Bedürfnisse des einzelnen sind verschieden, Beschränkung der gewohnten Bedürfnisse ist aber fast immer möglich. Disponirt richtig über eure Rasttage und Ihr werdet mit dem geringsten Quantum von Wäsche durchkommen. Schleppt nichts Unnützes mit Euch, kauft nichts Überflüssiges und Ihr werdet immer Raum genug im Koffer haben. Laßt das Gepäck nicht von Euch und Ihr werdet viel Zeit und Geld ersparen. Vorausſenden und Nachsenden ist eine schlechte Ökonomie. Beschränkt Euer Handgepäck und Ihr werdet Euch und Euren Mitreisenden viel Ärger vorenthalten. Befreit Euch nach Kräften von der Tyrannei des „Dinges an sich", Eures toten Besitztums.

Eine seltsame Wahrnehmung, die mir auch ältere Leute be-

Digitized by Google

stätigen: Der Estländer kleidet sich zur Reise schlecht, als sollte er in vollem Anzug nächtelang im Heu kampiren; er nimmt auch einen Koffer mit, einen Mantelsack, oder wie man das Erbstück seines Großvaters nennen möge, das allen Kulturhistorikern ein interessantes Stück, ein würdiges Objekt für das Estländische Provinzialmuseum, ein Gaudium der trinkgeldlüsternen Dienstmänner, ein steter Ärger und Zeitverlust des Besitzers ist. In der Regel reißen die Riemen, brechen die Schnallen, klaffen die Schlösser schon vor dem „Embarquement"; auf der Grenz- und Zollstation müssen zusammengeknotete Stricke gekauft und das weiche oder eckige Scheusal umschnürt werden, in jedem Hotel mißt der Oberkellner den Besitzer solchen Gutes mit bedenklichen Blicken: „in welchen Stock gehört dieser Mensch?" bis ihn der Dialekt des Ankömmlings beruhigt: „Aha, ein Russe!"

Nun gar das Handgepäck! Diesen eben beschriebenen „Tschemodan" trägt der Besitzer mit sich in den Wagenabteil und schiebt ihn mühsam in das Netz über den Sitzen, dorthin muß auch die riesige Rolle des Plaids, die den Winterpaletot, beinah vergessene Stücke, den Schirm, einige Bücher und anderes Geräte enthält. Auch ein Stock wird auf die Reise mitgenommen, vielleicht sogar eine Hutschachtel.

So reist der junge Mann von Estland aus. Was er heim bringt in einem neuen Koffer mit neuer Wäsche, in einer Summe neuer Vorstellungen und Verpflichtungen, gehoben, gestärkt, geschärft für eine Zeit neuer Arbeiten zum Besten der Heimat, das zeigt die Zukunft.

Aber nicht nur der neugebackene Kandidat oder Arzt, der Erbbaron oder Geschäftsmann reist: auch der Glückliche, der eben erst in den höchsten aller Stände, in den Ehestand, getreten.

In Deutschland ist die Hochzeitreise zu einer allgemeinen Sitte der mittleren und höheren Stände geworden, in Estland dagegen noch nicht. Ich selber habe dies Vergnügen nicht genossen, aber auch nur Wenige davon erzählen hören. Solche wanderlustige Ehepaare pflegen über ihre Heimkehr mehr Freude zu äußern, als über ihren Auszug. Die Fremde hat ihnen die Heimat noch lieber gemacht. „Es ist wie die Sakuska vor dem Mittagsessen", sagte ein brutaler Lebemann und wischte sich die Lippen. Die Frau

Digitized by Google

ſchmollte: „Schäme Dich, Du Proſaiſt.“ Und in dieſem Worte iſt der Poeſie des Lebens auch in dem neuen Hausſtand ein Recht zuerkannt.

Darf ich dieſen Wahrnehmungen und Erfahrungen einige beſcheidene Ratſchläge anhängen?

Iſt unerbetener Rat zwar nie willkommen, ſo iſt der erbetene drum doch nicht immer beſſer.

Deine Uhr muß richtig gehen, ſtelle ſie immerhin nach der Lokalzeit.

Freue Dich befreundeter Landsleute, aber vergiß nicht, daß Du auszogſt, die Fremde kennen zu lernen.

Geſellſchaft iſt das Teuerſte am Reiſen, wenn ſie Dir Zeit koſtet, die Du nützlicher auf Dich ſelbſt verwenden könnteſt.

Lerne in jedem Genuß, genieße bei jedem Lernen.

Wahre Dir die perſönliche Freiheit des Beſchließens, binde Dich an kein Programm, an keine Geſellſchaft, an kein Rundreiſebillet, vor allem nicht an Dein Gepäck.

Reiſen ſei Dir die Freiheit, widerſtrebe der Tyrannei des Großen und des Kleinen, vor allem der Tyrannei des fremden und des eignen Vorurteils und der Tyrannei des Hochmuts, wie der kläglichen Armut des Selbſtgenügens.

Laß keinen warten und warte ſelber nicht zu Deinem Schaden.

Sei richtig vorbereitet, ſo wirſt Du nichts übereilen und nichts der Eile opfern.

Vergiß, was Dich in der Fremde vom Freunde trennte und halte in der Heimat feſt, was Dich in der Fremde einen Freund gewinnen ließ.

Denke in Treue an die Heimgebliebenen und mit guten Vorſätzen an Die, welche Deine Rückkehr erwarten.

Ziehe hinaus in Lebensluſt, kehre wieder in Manneskraft.

Bringe ein Herz zurück, reich in dem Guten und Schönen, das Du genoſſen, warm in der Liebe und Arbeitsluſt für die Heimat!

Sursum corda!

Digitized by Google

5. Kapitel.

Unſere Väter auf Reiſen. — Unvergeſſene Damen. — Quartettgeſang. Fuisnus Troes. — Unſere Maler in Rom. — Indiſche Weisheit.

In jener Zeit, da die Welt noch endlos weit und groß erſchien, weil das Reiſen noch viel Geld und viel Zeit koſtete, und die Herzen allen neuen Eindrücken großer und kleiner Art offen ſtanden, in der Zeit, da Eſtland noch abſeits von dem brauſenden Weltverkehr lag und erwartungsvoll und mit der Scheu vor dem Wunderbaren in die Ferne und in die Zukunft ſpähte, in jener Zeit, da Eſtland noch jung war, da gab es kaum einen Eſtländer, der nicht auf Reiſen zu gehen ſuchte, nicht auf Reiſen ſeine ſchönſte Erwartung ſtellte, nicht auf Reiſen einen Vorrat von Erinnerungen ſammelte, von denen er dann nach Verſtehen und Ermeſſen als von dem Kapital ſelbſterworbener Lebensweisheit bis in ſeine alten Tage zehrte. Was Eſtländer war, mußte gereiſt ſein. Unter Eſtländern verſtand man dazumal den Adel, das Litteratentum und die höhere Kaufmannſchaft, alſo die deutſche „Geſellſchaft“. Was drunter war, wurde nicht als Eſtländer anerkannt. Ebenſowenig wurden die kleinen und großen Fahrten im Lande ſelbſt für Reiſen geachtet. Man fuhr von Saulep nach Muſtajöggi, von Paſchlep nach Rannapungern, von Laulasma nach Lamasküll, kreuz und quer durch das ganze Eſtland, aber man machte drum doch noch keine Reiſe. Reiſen hieß von der Heimat ſich trennen, in unbekannte Fernen gehn, Länder jenſeit der Grenze aufſuchen, von denen man in der Geographieſtunde oder in den Erzählungen heimgekehrter Landsleute allerlei Fremdartiges gehört hatte. Reiſen

Digitized by Google

hieß für sich selbst die Welt neu entdecken, Reisen hieß, seiner Bildung das letzte I-Tüpfelchen aufsetzen, reisen hieß, sich als vollendeter Estländer legitimiren.

Man steckte sich in der alten Zeit weite Reiseziele, weil das Reisen an sich ein Zweck war; die Art der damaligen Fortbewegung gab demselben eine ganz andere Bedeutung als heutzutage. Am Anfange des 19. Jahrhunderts hat mancher estländische Edelmann in Harrien oder in der Wiek seine vier Pferde vor die schwere Reisekutsche spannen lassen, um in vielen maßvollen Etappen Neapel zu erreichen. Und der minder glückliche Student fuhr in vier frohen Tagen bei Koika Vogts Hornblasen von Reval nach Dorpat. Dann nahmen die Gebrüder Rebbane das Geschäft in die Hand, und für kürzere Fahrten wußte der „Wuchziger" Rat.

Mit dieser Poesie des langsamen Schritts der Gäule und der Zeit ist es vorüber, in der ganzen Welt vorüber. Wenn man vor 200 Jahren (1692) von Calais nach Paris = 295 Kilometer mit der damals exemplarischen französischen Postverbindung sieben Tage brauchte, heute (1900) aber nur $3^1/_4$ Stunden, — dann darf auch dem Fuhrmann Simonsohn von der Reeperbahn kein Tadel daraus erwachsen, daß er vor 60 Jahren seine Passagiere im geräumigen Planwagen in 9 Tagen von Reval nach Petersburg fuhr. Neun Tage in diesem ehrwürdigen Schlauch für Staub, Pferdefliegen, Hitze und Langeweile, und zur Abwechselung der estnische Krug! Die hartgekochten Eier, die saure Milch, das abgestandene Bier, das mufflige Stroh zum Nachtlager, die unnennbaren Insekten, der atemversetzende Geruch — nein, das war kein Reisen, kein Luftzug der Freiheit, kein Blick in die Ferne, kein Wägen reicher Stunden, — es war die Fahrt hinter dem Sarge jeden geträumten Glückes.

Wer in Estland reiste, hatte die Wahl zwischen den Vogt, den Rebbane, den Simonsohn und — gehörte er zu den Besseren, der Posttelegge, gehört er aber zu den Besten, der eigenen Britschke mit den eigenen Pferden. Dem Kruge aber konnte er nicht entgehen, wenn nicht, was auch vorkam, seine Verwandtschaft so bequem über das Land verbreitet war, daß er — wie einst der Abt der Reichenau — das ganze Vaterland durchqueren konnte, ohne den Fuß auf

Digitized by Google

einen Boden zu setzen, der nicht den Seinen oder seiner Sippe gehörte. Solchen Reichtums an lieben Verwandten erfreuten sich aber trotz des herzlich engen Zusammenhangs und Zusammenhalts der Ritterschaft nicht alle. Mit den Bedingungen der Fortbewegung in der Heimat ließ sich der vergnügliche Begriff vom Reisen nicht reimen. Der letztere blieb für den Flug durchs Ausland reservirt.

Diesen Flug einmal zu nehmen, schien dem Estländer ein Recht des Lebens und namentlich der Jugend. Besaß der frischgebackene Kandidat oder Doktor oder der prädestinirte Gutsbesitzer die Mittel zum Reisen nicht, so stand ihnen für diesen Zweck doch immer ein Freundesbeutel offen. Der ältere „Philister" sah immer ein, daß der jüngere Landsmann reisen müsse, und borgte vertrauensvoll, wie er vielleicht selbst einst zum gleichen Zweck hatte leihen müssen. Es waren sogar freiwillige Anerbieten nicht selten. Durch gut verbrachte Lehrjahre gewann der junge Estländer die Anwartschaft auf schöne Wanderjahre.

Der Zug der Estländer in die Ferne war mehr als ein Anspruch an Lebensfreude oder als ein Bedürfnis der Bildung. Er war stets eine Forderung des Herzens nach Freiheit. Die alten lieben Beziehungen zu Hause hielten pietätvoll alle Schranken aufrecht oder sahen in ihnen wohl auch ein besonders wertvolles Erbteil der Vergangenheit; aber so wertvoll Stand, Beruf, Lebenskreis waren, welchen der Einzelne angehörte, und so große Vorzüge sie dem Einzelnen boten, ein gutes estländisches Herz sehnte sich im Stillen auf kurze Zeit fort aus diesem Bann. Zu tief wurzelt in der Menschennatur das Verlangen nach Freiheit des Herzens. Den besten Reisenden aus Estland war die Reise eine Periode der innern wie der äußern Freiheit. Sicher kam dieser Trieb und Drang nicht Vielen zum Bewußtsein, aber er lebte im stillen als natürlicher Protest gegen die bedrückende und doch streng gehütete historische Ordnung der Gesellschaft, als ein unersetzliches Korrelat des Estländertums. Man gab ihn für eine kurze Zeit Jedem frei. Reisen war das Ventil für gespannte Kräfte.

In diesem Sinne gehörte das Reisen in das Programm und den Typus des estländischen Lebens, und in diesem Sinne konnten den Reisenden selbst die vorstehenden Erinnerungen und Betrach-

Digitized by Google

tungen gewidmet werden. In diesem Sinne seien dann noch einige Beispiele für die estländische Reiselust hier zusammengestellt, die sich vielleicht zu Schlüssen auf den Einfluß eignen, welcher dem Reisen als fortwirkenden Moment in der Entwicklung Estlands nicht abgesprochen werden kann.

Das schon erwähnte Tagebuch eines Estländers aus den Jahren 1816 bis 1818 giebt uns ein Bild von der Kolonie unserer Landsleute in Rom zu jener Zeit. Gustav Hippius, geb. 1792 im Pastorat Nissi, hat getreulich Tag für Tag nicht bloß über sein künstlerisches Studium und über seine Wanderschaft, sondern auch über alle Begegnungen mit Landsleuten Bericht erstattet. So schätzenswerte Einzelheiten dieses Tagebuch über Kunst- und Künstlergeschichte jener Jahre mitteilt — die „Baltische Monatschrift" hat 1890 darüber einen längeren Artikel gebracht, — so soll hier nur von der gleichzeitigen Frequenz der reisenden Estländer in Rom die Rede sein. Hippius nennt etwa 20 Estländer, die er zum Teil dort wiedersieht, zum Teil dort erst kennen lernt. Von 11 baltischen Künstlern sind 7 Estländer, (Otto Magnus von Stackelberg, Gustav Hippius, August Pezold, Otto Ignatius, Ludwig von Maydell und K. Ranpach, der seinen damaligen Arbeiten nach zu den Künstlern gerechnet wurde). Als Maler werden noch Döll und Shilinski genannt, deren Heimat ich nicht feststellen kann. Ferner vier estländische Edelleute (Baron Boris Uexküll, Johann von Grünewaldt, von Knorring, Baron Robert von Toll), zwei frühere Dorpatenser Dr. Ganger (estl. Livland) und Dr. Lerche (der obgleich im Harz geboren, doch im Estnischen heimisch gewesen ist, denn auf einer römischen Sylvesterfeier begrüßte er die Versammlung mit estnischen Reden), dann den Kaufmann Peter Martin Krause und Feuereisen aus Reval.

Gleichviel ob das Verzeichnis jener Estländer in Rom vollständig ist, oder nicht. Die Zahl der Genannten und mehr noch die Erinnerung an die meisten derselben beweisen die Reiselust und den Erfolg solcher Reisen für die Heimat selbst. „Reisen ist leben, darum will ich reisen, weil ich leben will." So zitirt Natalie von Stackelberg in ihrem schönen Buch über O. Magnus von Stackelberg dessen oft wiederholte Worte. Er vor allem hat in dem

Digitized by Google

Sinne derselben gelebt, und sein Reisen und Leben ist der Heimat nicht verloren gegangen, wenn die äußeren Schätze, die er gesammelt in Kunst und Wissenschaft auch zu größtem Teil wieder in alle Winde zerstreut sind. Seine Werke über den Apollotempel zu Phigalia und über die Gräber der Griechen werden stets zu den hervorragenden Schriften der archäologischen Wissenschaft gezählt werden, weil Stackelberg eben Gelehrter und Künstler in einer Person war, weil er das Schöne nicht erlernt, sondern mit der Liebe zum Schönen geboren war und die Wissenschaft von der Kunst durch die Übung der Kunst zu ergänzen vermochte. Die abenteuervollen Reisen in Griechenland und im Orient, die lebendige Schilderung des damaligen Rom, die prachtvollen Bilder des Südens, die er in seinen Tagebüchern mit Worten malte, die großartigen Landschaften, die seine Mappen füllten und von denen leider nur ein geringer Teil in Estland aufbewahrt wird, dies alles reiht ihn unter die verdienstvollsten Söhne Estlands.

Der liebenswürdige, reichbegabte, abenteuerlustigste Boris Uexküll, um den sich trotz seiner Jugend — er war 1793 geboren — schon damals manche romantische Legende schlang, war ein höchst anregendes Glied jener Kolonie. Er, der reiche Freiherr, der Erbe des größten Majorats in Estland, war wandernden Landsleuten in der Schweiz als Geigenspieler und Musiklehrer begegnet; er hatte als einer der eifrigsten Schüler Hegels die ersten Vorlesungen dieses Philosophen herausgegeben; er hatte die unwahrscheinlichsten Romane erlebt und war gerade in Rom in ein neues, keckes Unternehmen zu treten im Begriff: er — selbst ein eifriger Freimaurer und bald darauf Meister vom Stuhl — beabsichtigte nichts weniger, als die geheimen Prüfungen und Instruktionen des Jesuitenordens persönlich zu erforschen und dann bekannt zu geben. Er soll — so erzählte die Legende — monatelang im Kloster San Gesù als Novize des Ordens zugebracht, die vorgeschriebenen Exercitien durchgeführt, unmittelbar vor der Einkleidung aber entflohen und mit großer Gefahr vor den Nachstellungen des Ordens gerettet sein. Auch diese Geschichte bietet reichen Stoff zu einem Roman, für unsere Kenntnis vom Jesuitismus aber keinen weitern Aufschluß. Es ist bekannt, daß zwei Jahre Probation gefordert werden, ehe

Digitized by Google

Jemand auch nur zum Scholar zugelassen werde, daß dem Noviziat vierjährige Theologiestudien auferlegt sind, und daß dann noch die Aufnahme unter die Professen zweifelhaft, Entlassung und Ausschluß dagegen nicht selten sind.

Aus Baron Uexkülls letzten Lebensjahren mag hier bruchstückweise ein Brief eingeschaltet werden, der auf den äußeren Lebensgang und die innere Entwickelung des philosophischen Mannes einige Schlaglichter wirft.

Baron Boris Uexküll schreibt dem Verfasser, nachdem er aus seinen „Reisenotizen und diversen Aufsätzen" mancherlei Doubletten von Büchern, Münzen, Herbarien u. s. w. für das neugegründete Estländische Provinzialmuseum in Aussicht gestellt, Folgendes:

Reval, 29. März 1867.

„Meine zwischen Dichtung und Wahrheit hin und herlaufenden Kreuz- und Querzüge, belletristischen, philosophischen, musikalischen, ethnographischen ꝛc. Inhalts dürften vielleicht die unterhaltendsten Episoden aus meinem vielbewegten Leben enthalten. Denn von 1817 an, nachdem ich den Degen mit der Mappe vertauscht hatte und von den Strapazen der Feldzüge von 1812—1815 in Heidelberg, Göttingen, Edinburg und Rom mich ausruhte, gabs allerlei zu thun und zu beobachten, auch niederzuschreiben. Die Errungenschaften aber waren gar gering, da ich Vorstudien zu machen früher gar keine Gelegenheit gehabt. Die unfruchtbarsten waren aber die Irrfahrten in den labyrinthischen Gängen der Metaphysik, an denen ich noch laue! Denn als ich denkend in meine Brust griff, erkannte ich, daß das, was in mir dachte, nicht immer von Oben oktroyirt, sondern nur dasselbe Bewußtsein war, welches erkannt werden wollte und sollte, und da gab es freilich manche aufgedeckte Illusionen! Auch war die Arbeit keine so leichte, denn es bedurfte hiezu nicht sowohl des an die Objekte sich haltenden und von ihnen getragenen selbstbewußten Glaubens an das Wahre, sondern der Wissenschaft selbst, welche nur in dem System und in der Methode wurzelt, der ich aber nicht gewachsen war. Und so erging es mir auch in meinen Kunststudien, die oberflächlich blieben, weil ich, statt mich in die unmittelbare Anschauung der Meisterwerke aller Zeiten und Völker in synthetische Urtheile a priori vertiefte und in solchen Abstractionen die Fülle und den Reichthum des Détail und der Analyse verlor. Nevermind. — Es blieb doch Manches von der realen und empirisch — angeschauten Idee des Schönen, von der religiösen Sehnsucht nach der geoffenbarten Idee des Guten, von der erstrebten Einheit in der Mannigfaltigkeit, von den

Digitized by Google

Gottesbegriffen in der Natur, aus den gesammelten Erfahrungen des Lebens endlich übrig, so daß ich jetzt in meinen alten Tagen mich nach dem Facit, der esoterischen Quintessenz umzusehn anfange, die ein 74er nothwendiger Weise vor der Fermate sich und den Seinen schuldig ist. Mit den bloß natürlichen, auch Verstandes- und Erfahrungsresultaten kommt man freilich nicht weit und zum Abschließen, weil sie eben nur wenn's hochkommt, zu bloßen Reconstructionen und Recapitulationen des Daseienden und Bestehenden der lebendigen Dinge, aber keineswegs zum Begriffe und zum logischen Ueberblicken der Gesetze, der Daten und der Natur gelangt. Doch: Ars longa, vita brevis heißt es eben da auch wieder, und wohl Dem, der am Ende seiner irdischen Laufbahn sagen konnte; ich lebte nicht umsonst, weil ich dem Guten gelebt, das Beste erstrebt." — — —

Dieser Brief enthielt zugleich eine sehr freundliche Einladung zu einem Besuch in Fickel. Leider konnte ich derselben unmöglich Folge leisten; so unterblieb die in Aussicht gestellte Sichtung der dem Museum zugedachten, gewiß sehr wertvollen Gegenstände. Baron Boris Uexküll verließ die Heimat und starb wenige Jahre darauf. Auf einem Hügel bei Fickel, der eine weite Aussicht ins Land bietet, hatte er sich schon vor vielen Jahren ein Grabkreuz errichten lassen, das die Inschrift trug:

Demut vor Gott und Mut im Leben —
Das Übrige wird Dir die Liebe geben.

Ein dritter estländischer Edelmann, der mit Grünewaldt und Uexküll gleichzeitig in Rom war, tritt in anderem Bilde vor unsere Erinnerung: Baron Robert von Toll.

Was Toll für die vaterländische Geschichte gewesen, haben die älteren, wie die jüngeren Geschichtsforscher, die Geschichtsvereine und gelehrten Gesellschaften, hat die wissenschaftliche Welt rückhaltlos anerkannt. Nicht dem unermüdlichen Sammler und Ordner baltisch-geschichtlichen Materials, nicht dem selbstlosen Gönner jeder geschichtlichen Forschung, nicht dem verdienstvollen Patrioten sollen diese Zeilen gelten. Der wahre, ernste Bürgersinn des Mannes sei hier besonders rühmend erwähnt, der Vielen für einen Freund des Alten, für einen Reaktionär und Stockaristokraten galt, und doch mehr als ein hervorragendes Glied der Ritterschaft, der ein treuer Sohn seiner Heimat, ein Arbeiter zum Wohl der ganzen Provinz,

Digitized by Google

ein Förderer jedes Gemeinsinns und Gemeinnutzens war, den er als solchen erkannt hatte. Der sonst so zurückhaltende Mann war der thätigsten Einer, wenn zu wirklichem Besten des Ganzen seine Mitarbeit erwünscht war. Die estländische litterarische Gesellschaft, das Provinzialmuseum, aber auch Vereine praktisch-eingreifender Thätigkeit: Leseverein, Gewerbeverein, Feuerwehr u. m. a., das gesammte Aufblühen Revals in den sechziger Jahren, vor allem der Mut derjenigen, welche man als Neuerer und Reformer bezeichnete, dankten in allen rechten Werken viel der besonnenen, selbstlosen Zustimmung und Unterstützung des alten „Reaktionärs." Er war ein leibhaftiger Beweis, daß im rechten Patrioten konservative und liberale Bestrebungen wohl sich vertragen können. Im Grunde war doch alle jene kommunale Arbeit, alles froh sich erhebende Vereinsleben jenes Jahrzehnts auf Konserviren der Vorzüge und auf Schaffen neuer Vorzüge in der Heimat gerichtet.

Von Johann von Grünewaldt ist an anderer Stelle schon gesprochen worden und wird später noch zu sprechen sein. In jenen glücklichen römischen Jugendtagen war er nicht bloß der heitere, anregende Genosse mit dem offenen Sinn für alles Schöne, er war zugleich der kunstreiche Sänger, ein Glied jenes estländischen Quartetts in Rom, von dem der schon genannte Raupach in der Rev. Z. (Jahrg. 1862) eine lebendige Schilderung gegeben. Sie sei hier noch einmal veröffentlicht:

Der Männer-Quartett-Gesang.

In dem gelehrten Dorpat darf Schreiber dieses natürlich nicht unterlassen, einleitend zu erwähnen, was etwa schon die Alten, zumal die Griechen, in Betreff beregten Gegenstandes gedacht, gesagt und geleistet haben.

Der Chorgesang der Israeliten beim Durchzug durch das Rothe Meer war unisono. Die Psalmen, obwohl sie viele Jahrhunderte und Menschengeschlechter überdauerten und in ihrem Ausdruck poetisch-religiöser Sehnsucht unerreichbar bleiben werden, — der gute König David sang sie solo zu den Klängen seiner Harfe; es herrscht in ihnen nur das eine der Grundelemente des Gesanges vor, die Melodie.

Wenn die Griechen auch in den plastischen Richtungen der Kunst, der Bildhauerei und Baukunst, wie auch in den realen Theilen der Poesie, dem Heldengedicht und Trauerspiel, die Vollendung erreichten, so war

Digitized by Google

dagegen die Ausbildung der Malerei und Musik, und somit auch des Gesanges, von dem hier die Rede, der christlich-romantischen Zeit vorbehalten. Sappho stürzte sich mit einer Solo-Arie in die Fluthen.

Homer trug seine unsterbliche Iliade rezitativisch bei den Tönen seiner Lyra vor und übte somit, wie alle Rhapsoden, nur das zweite Element des Gesanges, den Rhytmus, aus. Solcher Art war auch wohl nur der Gesang, mit welchem Tyrtäus den Lacedämoniern zur Hülfe gesendet wurde.

Erst als integrirender Theil des christlichen Gottesdienstes erhielt der Gesang künstlerische Ausbildung, und zu Ende des 10. Jahrhunderts kommen Kirchengesänge vor, die 2-, 3- und 4stimmig gesetzt waren, wodurch bei dem Zugleichsein mehrerer Töne die anderen Grundelemente des Gesanges, Dynamik und Harmonie, zur Geltung kamen; doch erst zugleich mit der Malerei gelangte der Gesang im 16. Jahrhundert zur Blüthe. Daß auch in der Oper, im 17. und 18. Jahrhundert hervortretend, der mehrstimmige, also auch 4stimmige Gesang sich ausbildete, ist allbekannt.

Wir reden hier aber nicht von dem vierstimmigen Satz, wie er in dem Kirchengesange und der Oper, freilich ebenfalls Quadro und Quartett genannt — wie auch in der Instrumentalmusik vorkommt, sondern von derjenigen Compositionsform, wo in einem in sich abgeschlossenen harmonischen Ganzen 4 Stimmen, jede obligat, mitwirken. Haydn war Schöpfer dieses so bezeichneten Quartetts, und zwar desjenigen für Bogeninstrumente, und brachte damit — etwa seit 1785 — zunächst zaghaft und einfach beginnend, dann aber bis zu seinem Tode (1809) einen immer höheren Flug nehmend, ganz neue Wunder von Tönen in die Welt. Es sind die innersten, heimlichsten Angelegenheiten des Herzens, die in diesem Quartett zur Sprache kommen. Der jugendlichen Leidenschaftlichkeit des Soprans in Leid und Freud, seinen verwegensten Ideen steht der Baß entgegen, das Zerfahrende zusammenhaltend, zum Gesetzlichen ermahnend, durchaus eine löbliche conservative Gesinnung an den Tag legend.

Wer war es nun, der zuerst die menschliche Stimme sich dieser Errungenschaft der Instrumente bemächtigen ließ; wer war es, der zuerst das Lied in gleicher künstlerisch abgeschlossener Form für vier, jede concertant, jede kühn um die Siegespalme wetteifernde Männerstimmen componirte und die innigste Umarmung der Poesie und des Gesanges zur beiderseitigen Verherrlichung ins Leben rief? Er wird nicht genannt und sein Name bleibt vielleicht immer im Dunkeln, weil das deutsche Volk sich nicht gleich anfangs der ganzen Herrlichkeit des Fundes bewußt wurde. Für den Moment aber des ersten Erscheinens des beregten Männer-Quartettgesanges glaube ich ein Zeugniß ablegen zu können und es deshalb thun zu müssen.

Digitized by Google

Das Lied wurde bis zu Ende des Jahres 1814 sowohl unter den Studenten als auch in anderen Phasen der Gesellschaft nur unisono gesungen. Auf einer Ferienreise während meines Studiums in Berlin hatte ich auf sechs Universitäten mitgesungen und in Cassel, Leipzig und Dresden Opern und Concerte besucht. In Berlin hatte ich wohl nie der von Zelter im Jahre 1809 gegründeten Liedertafel beizuwohnen versäumt. Man sang oft zum Anfang Sätze aus Oratorien, dann an der Abendtafel Lieder im Chor, doch stets einstimmig. In Concerten hörte man wohl Duette und mehrstimmige Gesänge aus Opern, nie aber das Lied von vier gleichberechtigten, concertirenden Stimmen vortragen.

Nun aber begab es sich im November des genannten Jahres 1814 zu Berlin, daß zwei Studenten darauf antrugen, zu dem angesagten allgemeinen Commers bei Kämpfer im Thiergarten zwei Zöglinge der Malerakademie mitzubringen, um im Verein mit ihnen ein Quartett zu singen. Ich bin, und freue mich dessen, berechtigt, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, daß ich damals Senior der Landsmannschaft Ascania (eines Vereins der Studenten aus den drei spinnefeindlich gegeneinander gesinnten Anhaltischen Fürstenthümern) und zugleich auch der Ruthenia (einer Verbindung der damals auch nicht sehr harmonierenden Est-, Liv- und Kurländer) zu sein die Ehre hatte, und gar Mancher von denen lebt ja noch, die damals unter mir — litten.

Eine solche Erwähnung ist, Gott sei Dank, jetzt eine erlaubte und hier keine müssige; sie kräftigt mein Zeugniß für das Factum, indem mit dem Senior der vier anderen Landsmannschaften auch ich das Zugeständniß durchzusetzen hatte, daß wirklich Maler (minorum gentium individua) zu einem Burschenfeste zugelassen wurden und somit das erste Quartett ins Leben trat. Nach vollendetem Gaudeamus gelangten die Vier zum Gesange.

Die Wirkung auf achtzehnhundert Jünglinge war eine gewaltige, tief ergreifende, und mußte es sein. Es machte sich geltend, über welchen Umfang der Stimmen der Componist zu gebieten habe, wenn — in einem und demselben Liede — bald der tiefste Baß solo hervortreten kann. Welche dynamische Wirkung mußte der Wechsel zwischen Piano und Forte — folgend dem lyrischen Wellenschlage des Liedes — hervorbringen! Die Sänger wurden stürmisch umarmt, auch die Zöglinge der Malerakademie; die zwei Quartette, die einzigen, die sie inne hatten, mußten mehrmals wiederholt werden, und es will was bedeuten, wenn die bemoosten Häuser es sich gefallen ließen, ihren „Der Bursch von ächtem Schrot und Korn“ und andere Zunftlieder, des neuen Sing-Sangs wegen zu beanstanden.

Zu beklagen ist es aber, daß ich den Text der zwei Lieder nicht mehr im Gedächtniß habe. Auch von den Namen der Sänger weiß ich

Digitized by Google

nur noch, daß der eine Student Richter hieß, Berliner war und zu den aus den Kämpfen des ersten Befreiungskrieges jubelnd und singend soeben zurückgekehrten Lützowern gehörte. Hatte sich vielleicht gerade unter dieser intelligenten Jugend das Quartett herausgebildet? Gemeingut war dasselbe aber durchaus noch nicht geworden, denn die Kriegslieder Körners hatte ich gerade von den Lützowern im erschütternden Chor singen gehört; die herrlichsten Tenore und Bässe neben den Mittelstimmen ertönten, aber nicht obligat und concertirend.

Im Jahre 1815 sammelten sich die Potentaten Europas mit ihren Ministern und Feldherrn zum Wiener Congreß. Natürlich zog ich auch dahin. Natürlich? Ja freilich natürlich, denn wenn die hohen Herrschaften zusammentraten, um ein Stück Weltgeschichte zu machen, so muß doch auch ein Publikum da sein, um diese Geschichte zu beurtheilen, und es war gerade der Zeitpunkt, wo wir begannen, die Sorge der Fürsten in unsere engen Studentenstuben zu ziehen. Da nun im Burgtheater, als sämmtliche Kaiser und Könige in den Logen sichtbar waren, traten (es war im Monat Mai) in dem Zwischenakte eines Schauspiels zu meinem Erstaunen dieselben zwei Studenten, doch nunmehr mit zwei Wiener Künstlern vereint, auf der Bühne hervor und sangen Quartette aus dem nunmehr bereicherten Repertorium. Der Beifall war enorm. Ich hörte später, daß die Sänger von den Fürsten reich beschenkt worden waren.

Im Jahre 1816 war ich in Italien, dem glücklichen Lande — ach, es liegt gar südlich von unserem Rußland — wo es keine Leichdorne giebt und wo Niemand heiser ist, dem Lande, wo, nach einem ziemlich bekannten Liede, hoch der Lorbeer, still und heimlich die Myrte steht, — dem Lande, von welchem Sannazar singt, che sia un pezzo del paradiso, caduto dal cielo in terra. Da ereignete es sich zu Rom im Monat August, daß auf der wunderbaren Treppe aus weißem Marmor, die von der piazza di Spagna zur Trinità dei monti hinaufführt, auf einer der die Stufen unterbrechenden Plattformen gegen Abend vier Ehstländer sich eingefunden hatten und ein Quartett sangen. Es waren namentlich 1. Tenor Boris Baron Uexküll (später Majoratsherr auf Fickel), 2. Tenor Otto Ignatius (Pastorssohn aus Haggers, später Hofmaler), 1. Baß Iwan von Grünewaldt (später Gouverneur und Senateur), 2. Baß Gustav Hippius (Pastorssohn aus Nissi, später Hofmaler). Der Gesang, der sich in dem stillen Rom wie ein lichter Mantel über die Treppe und den Platz ausbreitete, rief bald die schon im nahen caffè greco sich sammelnden ausländischen Künstler — unter diesen Overbeck und Cornelius — wie auch Römer in Masse herbei und erregte wahrhaftes Furore. Zumal konnten die Römer, die nur für die Arie mit Theilnahme eines Orchesters oder eines Fortepiano schwärmten, und denen bisher das deutsche Lied mit seiner einfachen Melodie und

Digitized by Google

seinen vielen Strophen ein Gräuel war, und das sie die deutsche Litanei benannten, sich gar nicht darein finden, nunmehr einen deutschen Gesang bewundern zu sollen. Sie hörten nicht auf, um immer wieder erneuten Gesang zu bitten und entließen die Sänger nur gegen das feste Versprechen, am nächsten Abend wiederzukehren.

Ich hatte fortwährend den Sängern nahe gestanden und ragte, ich glaube, einen vollen Zoll höher als sonst. Ich sang nicht mit, — es war ja ein Quartett, aber ich habe von meiner Seite das Verdienst, daß ich noch lebe und nach bald fünfzig Jahren von diesem Triumph erzählen kann.

Der Gesang mußte allabendlich wiederholt werden, und jedesmal wogte die Piazza die Spagna von Frauen und Männern. Die Sänger hatten aber nur einen Vorrath von 19 Liedern und wurden es müde, immer dieselben vorzutragen. Am zehnten Tage waren Uexküll und Grünewaldt, ich glaube, nach Sicilien entschlüpft. Das Quartett hatte aber seinen Einzug in die ewige Roma gehalten und die weggereisten Sänger wurden bald durch neu herangebildete ersetzt.

In Dorpat wurde das erste Quartett im Februar 1819 von vier Rigensern gesungen. Es waren Robert Seuberlich*), Karl Sodoffski, Ernst Wolff und Ernst Werther.*) Diese waren es auch, die hier dahin wirkten, daß überhaupt durch melodiereichere Gesänge die alten tapferen Bravo's unter den Burschenliedern allmählich zurückgedrängt wurden.

Nunmehr ist aber das Quartett überall ein unentbehrlicher Theil des schönen, geselligen Lebens, insbesondere aber ein Criteron des germanischen Stammes und κατ' ἐξοχήν des deutschen Volkes geworden. Deutsche Quartett-Sänger werden nach England und Rußland, zu den Spaniern und Italienern eingeladen. In Nord-Amerika tragen sie entschieden zur Erhaltung der deutschen Nationalität bei; durch die Liedertafel wird die letzte Thätigkeit des im Ausathmen begriffenen Freimaurerordens ersetzt; denn wenn eine irgend wohl constituirte Liedertafel das beglaubigte Attest Jemandem ausstellt, in einer der Stimmen des Quartetts mitgewirkt zu haben, so wird der Vorzeiger in Brasilien, wie in Vandiemensland, von jeder Liedertafel wohl aufgenommen.

Auch in unsern baltischen Provinzen ist das Quartett ein unabweisliches Bedürfniß der Geselligkeit geworden; ja mehr als einmal soll es sich ereignet haben, daß, selbst wenn nur drei Studenten in eine Gesellschaft traten, rosige Lippen sogleich von ihnen den Vortrag eines Quartetts verlangten.

Die letzten Quartette, welche Schreiber dies vernahm, wurden bei

---

*) R. Seuberlich † 1856 als Bürgermeister von Riga, K. Sodoffski † 1858 und E. Wolff † 1830 als praktische Ärzte in Riga, E. Werther † 1853 als Ordinator am Irrenhause in St. Petersburg.

Digitized by Google

einer Embach-Fahrt auf seinen mit einander verbundenen Böten gesungen. Die Namen der Sänger — es waren Söhne aus estländischen Pastorenfamilien, deren Namen auf der Universität nie ausgehen. Ein lauter Wind schwellte die Segel und Wimpel. Die Sonne machte zwar allzufrüh Gutnacht und nur die silberne Sichel des Mondes und die goldenen Sterne des Firmaments wehrten dem Dunkel; aber der Gesang ruhte nicht und wurde immer inniger und mächtiger. Zuletzt erscholl noch Dürrners Beschwörung des Sturmes, und die „Thräne von Witt" mußte wiederholt werden.*)

Mit diesen Worten über das Quartett habe ich den Sängern von meiner Seite Dank sagen wollen, obgleich es nicht ich war, der ihre Begeisterung steigern konnte, diese war vielmehr Wirkung der verständnißinnigen Auffassung der mitfahrenden sinnigen Frauen und Jungfrauen. Denn wenn auch der Sänger zagend fragt:

Hörerin, wie doch gefall ich Dir?

so liegt die andere Frage auch nahe:

Hörerin, wie doch gefällst Du auch mir?

(Rev. Zeitg. 1862, N. 256.)

Ein Sänger blieb Grünewaldt bis zu seinen letzten Jahren, und ein begnadeter Sänger, da ihm das Lied noch immer aus jugendlich warmem Herzen quoll und über dieses Empfinden das Alter keine Macht gewann. Auch die schweren Erlebnisse, die ihn, den Leidenden trafen, (in seinem gewohnten Humor sagte er bei allem Schmerze: ihm gehe es, wie nach dem Rapport eines Ministerials dem Landrat von W.: körperlich sei er gesund, aber die Beine nicht) Widerwärtigkeiten im Amte, schwere Störungen in der Verwaltung, die er mit Liebe und Gerechtigkeit geleitet hatte, Mißkennen seiner besten Absichten — alles das konnte ihm die frohe Erinnerung an seine Jugend und insbesondere an jene Zeit in Rom nicht stören, noch alte Freundschaftsbande lösen. „Wir waren zusammen jung!" schrieb er nach vierzig Jahren einem Genossen der Domschule der Universität und der italienischen Wanderzeit und erhielt die wehmutvolle Antwort:

Wir waren zusammen jung, o holdes Zauberwort!
Wohl über Zeit und Raum führt es die Seele fort

*) Von dem Gesang in Rom war auf Seite 79, von dieser Kahnfahrt auf Seite 78 die Rede.

Digitized by Google

Und weckt in kühler Bruſt, im tiefverſchloſſ'nen Innern
Der Knabenjahre Luſt, der Jugend froh Erinnern.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Wir haben ihn gekannt, der Seele kühnern Muth,
Der Jugendträume Glück, der Freundſchaft edle Gluth,
Des Herzens wärmern Schlag und die Begeiſterung
So manchen ſchönen Wahns — o Gott, wir waren jung!

Die Erinnerungen aus Rom übten dauernde Bindekraft auch auf die übrigen Glücklichen, die dort zuſammen die Reize der Jugend, der Kunſt und der Freundſchaft genoſſen hatten. Ein räumliches Zuſammenleben war aber nur zweien von ihnen gegeben, den Malern Guſtav Hippius und Auguſt Pezold, die ſich 1825 in Petersburg wiederfanden, um — mit Unterbrechung einiger Jahre äußerer Trennung — in alter Treue und Liebe zu einander zu ſtehen. Der dritte der eſtländiſchen Künſtler, der 1814 nach Deutſchland gepilgert war, Otto Ignatius wurde früh dem Freundeskreis entriſſen. Er ſtarb — nachdem er Kind und Gattin begraben hatte — ſchon 1824 in Zarskoje Sſelo, mit Ausmalung einer Kaiſerlichen Hofkirche daſelbſt beauftragt, doch vor Vollendung dieſes Werks. Hippius und Karl Walther (aus Sachſen, von dem Dichter Auguſt von Kotzebue als Zeichenlehrer ſeiner Kinder nach Eſtland berufen) führten das Werk zum Ende.

Auch Karl Raupach wird von Hippius zu den Malern gezählt. Er war jedoch mehr Archäolog, der über Kunſt und Kunſtgeſchichte ſchon in Rom gelehrte und belehrende Vorträge hielt, auch wohl Fremden die Galerien erläuterte. Von ſeinem äußeren Lebensgang war ſchon in einem früheren Kapitel die Rede.

Zu den eſtländiſchen Künſtlern in Rom gehörte aber unbedingt der frühere ruſſiſche Genieoffizier Ludwig von Maydell. Wenn ſie auch nicht alle gleichzeitig kamen, noch gleichzeitig gingen, ſondern bald in größerer, bald in geringerer Zahl, die Einen flüchtig, die Andern länger ſich dort aufhielten, ſo bewieſen die damaligen Künſtler doch eine gewiſſe geiſtige Richtung, die etwa von 1817 bis 1824 die gleiche blieb.

Auf der Wiener Kunſtakademie hatte ſich 1810 eine von den Epiſoden ereignet, welche bei den Hochſchulen der Kunſt immer

Digitized by Google

einzutreten pflegen, wenn junge, lernende Talente sich schaffenskräftiger fühlen oder dünken, als ihre Lehrer. Fünf Schüler hatten sich dem gewohnten Lehrgang der Akademie widersetzt und waren deshalb relegirt worden. Sie wanderten nach Rom, das seit Winkelmann, Carstens, Thorwaldsen auch diesseit der Alpen wieder als die Stätte der höchsten und reinsten Kunst betrachtet wurde. Hier fanden ihre romantisch-christlichen Gemüter die größten Anregungen, ihre Kunst die schönsten Vorbilder, ihre Begeisterung die reichste Nahrung. Sie bildeten einen der Zahl nach beschränkten Kreis, in den nur Auserwählte Aufnahme fanden. Sie nannten sich — weil sie in Zellen des römischen Klosters San Isidoro sich eingemietet und in der kirchlichen Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts ihr Ideal sahen, „Klosterbrüder" im Gegensatz zu den älteren deutschen Künstlern, den „Hellenikern" daselbst. Erst 1816 erregte diese Gesellschaft Aufsehen, als ihre vornehmsten Glieder den schönen Auftrag in der Casa Bartholdi ausgeführt hatten.

Schon 1817 streckte Herr von Brewern aus Estland seinem Landsmann, dem jungen Hippius 100 Dukaten vor unter der Bedingung, daß dieser die Wiener Akademie verlasse und seine Studien in Rom fortsetze. Rom war eben wieder die höchste Schule der Kunst geworden.

Das Ziel der Zeit war auf religiöse Romantik und auf romantische Religiosität gerichtet. Auch die Kunst war ein Kultus. Auch dieser Kultus forderte wie jeder, religiöse Vertiefung. „Die Seele" sollte in der Kunst sich offenbaren, und die Kunst wiederum sollte die Seele erlösen. Wie sich auch die geschichtlich gewordenen Bekenntnisse einander gegenüberstellen mochten, der eine Herzensdrang war Evangelischen wie Katholischen, ja auch den wenigen Judenkünstlern eigen, ihre Kunst als eine Priesterschaft, in Andacht und Erhebung zu betreiben. Die fröhlichsten Feste und Aufzüge, die ausgelassensten Scherze*), wie die ernstesten Arbeiten (Übersetzung des Dante und

*) Wie haben die übermütigen Künstler damals den guten Freund Flor aus Hamburg gefoppt, den sie, als er unerwartet nach Rom zurückkehrte, nicht als den echten Flor anerkannten und damit nicht wenig verwirrten, bis in einem schönen Cervarafeste seine Identität wieder feierlichst proklamirt wurde. Und wer stellt sich den schlanken, priesterlichen Friedrich Overbeck, der stets mit

Digitized by Google

der spanischen Dichter, Studium der antiken Schriftsteller, der Geschichte Roms u. s. w.) konnten diese junge Gesellschaft, in denen trotz Niebuhr, Bunsen und Rothe die Künstler den Grundton angaben, nicht an dem Drange nach religiöser Vertiefung irre machen.

Im ersten Eifer dieses Suchens hatten viele den heimisch erlernten kalten Rationalismus mit dem Protestantismus verwechselt. Aber der geborene Katholik rief diesen Neophyten zu, wenn noch Einer katholisch werde, wolle er, Cornelius, protestantisch werden, und einer katholisch-bekehrten Freundin, die wohl seinen Glückwunsch zu ihrem Glaubenswechsel erwartet hatte, schrieb er, er hoffe, daß sie in ihrem Herzen gut evangelisch bleibe.

In der kurzen Dauer, die Maydell zum künstlerischen Studium in Rom zugemessen war, trat der religiöse Sinn ganz besonders lebhaft hervor. Der warmherzige Ludwig Richter, mit dem er in engster gegenseitiger Freundschaft verbunden war, schildert den geistigen und geistlichen Austausch mit ihm als ein besonderes Glück seines römischen Aufenthalts. Er schreibt vom Abschied: „Der liebe Freund, der mir ein großer Segen gewesen ist in meinem Leben! Es war ein ganz einziges Verhältnis zwischen uns. Wie manchmal ein älterer Bruder eine besondere Liebe und Zärtlichkeit für den um Vieles jüngeren hat, dem er Bruder, Lehrer und Vorbild ist, ähnlich war es unter uns. Nun aber wandte ich mich und ging allein meine Straße der Heimat zu.“ — Ein schöneres, innigeres, einfacheres Zeugnis konnte unserem Landsmann nicht

---

Gebet an seine Arbeit trat, auf des gleich langen Hippius Knie sitzend vor und mit ihm zur Guitarre fröhliche oder schwärmerische Lieder, vielleicht seines Vaters traumhaftes: „Warum sind der Thränen“, singend. Wer kann sich Cornelius, den gewaltigen Meister der „Unterwelt“ und des totwunden Siegfried, denken, wie er mit einem Sprunge durch Moslers Karton sein Urteil über denselben drastisch abgiebt? Und derselbe Cornelius hatte demselben Mosler geschrieben (1812): „Wenn wir aber jenem Drang fürs Gute recht folgen wollen, so müssen wir an uns selbst mit der größten Strenge anfangen, denn so ist die Natur der wahren Liebe: indem sie durch die Anschauung des Höchsten für dasselbe entflammt wird, spornt sie unaufhörlich ihr eigenes Herz, aber auf die Wunden eines anderen gießt sie lindernden Balsam. Und so wächst die Liebe immer mit der Strenge, und mit der unerschütterlichsten Festigkeit kommt die größte Sanftmut und Geduld in unsere Seelen.“

Digitized by Google

ausgestellt werden, als es hier die Liebe des stillen, frommen und liebreichen Beobachters und Darstellers der tiefsten und reinsten Menschennatur ihm gab. Zu all dem Guten, das wir im Wesen, Streben und Leisten jener Jahre erkennen, tritt überall der innige Zusammenhalt, die aufrichtige Freundschaft der Guten. Wer dächte nicht bei jenen Worten Richters der schönen Sprüche der indischen Königstochter Sawitri:

„Durch Eines Tugend nach der Guten Glauben
Sind alle wir zum Weg des Heils gekommen,
Und suchen keinen Zweiten, keinen Dritten,
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste."

Und weiter spricht sie, die ideale Gestalt in der vorchristlichen Dichtung:

„Die Guten dürfen einmal nur sich finden,
Dann werden sie als Freunde sich erkennen,
Der Guten Freundschaft ist von großem Segen,
Drum unter Guten wähle deine Wohnung."

Und zum Schluß die merkwürdigen Worte, die, wie der Übersetzer der Indischen Sagen, Prof. Adolf Holzmann hinzufügt, „im Munde einer Christin leicht zu verstehen" wären, im Munde einer Bekennerin des Brahma jedoch ebenso überraschen, wie ein früherer Spruch: „Die Guten lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind". Sawitri gewinnt durch diese Weisheit und durch ihre Treue und Liebe die Gnade Jamas, des Todesgottes und die Auferweckung ihres gestorbenen Gatten. Ihr letzter Weisheitsspruch lautet:

„Die Guten sind für andere immer thätig,
Nicht um sich Gegendienste zu verdienen,
Sie wirken immer, weil sie wohl erkennen
„„So wandeln ist der Wille des Verehrten.""
Doch nicht vergeblich ist der Guten Wirken,
Und nicht vergänglich ihres Handelns Nutzen,
Der Gute führt durch Wahrheit selbst die Sonne,
Der Gute hält durch Frömmigkeit die Erde."

Digitized by Google

6. Kapitel.

Ein jüngeres Geschlecht in Rom. — Weltbürgertum und Nationalität. — Zwei Akademiker.

Noch einen andern Bericht könnte ich vom römischen Leben und von Estländern in Rom geben — diesmal zumeist aus eigner Anschauung und eigenem Miterleben. Wie anderes bot Rom den Fremden etwa 50 Jahr, nachdem sich in seinen Mauern der künstlerische Aufschwung der Klosterbrüder oder Nazarener vollzogen hatte!

Seit 1849 war Rom äußerlich eine französische Provinzialstadt geworden. In denselben Zellen der Klosterbrüder von San Isidoro hausten jetzt französische Soldaten, in Sankt Peter bildeten französische Soldaten bei hohen Kirchenfesten Spalier, vor dem Vatikan kniete, wenn die Karosse des Papstes zum Thor hinaus oder hinein rasselte, eine französische Wachtmannschaft, und ein französischer Bettler Benoit Labre wurde nach langem Prozeß der Heiligsprechung gewürdigt. Die Römer knirschten heimlich mit den Zähnen, vermieden laute Diskurse und die Cafés, in denen die „suavi" ihren Absynth schlürften. Hin und und wieder schwamm eine Leiche in roten Hosen den Tiber hinab. Dazu drängten sich Schutz und Obdach suchend neapolitanische Frati in Rom zusammen. Dann zogen auch einmal auf verwahrlosten, todmüden Gäulen die Trümmer der einst so glänzenden, jetzt zersprengten bourbonischen Reiterei, die bei Caserta hatte weichen müssen, in die Stadt und fristeten, bis man sie weiter abschob, durch Bettel ihr Leben. Betteln war überhaupt damals in Rom Parole. Vor den Kirchen und

Digitized by Google

Palästen, vor den Galerien und auf der spanischen Treppe hauste die Schaar des mächtigen Beppo, den die Natur zum König aller Bettler Roms prädestinirt hatte, als sie ihm einen energischen Kopf und zwei kräftige Arme gab, ihm aber die Beine versagte.

In dieser Zeit der Fremdherrschaft in Rom — aus Florenz tönte schon das Evviva il Re d'Italia, aus Neapel Evviva Garibaldi herüber — brütete jetzt ein anderer Geist, als der künstlerisch erhabene der reichen 7 Jahre 1814—1821. Die Stadt war die alte geblieben, ja der Reiz ihres Alters hatte sich wohl noch erhöht, weil seit jener Zeit mancher Bau noch ruinenhafter geworden, manche Ranke noch höher geklettert, mancher Immondezzajo-Platz noch pittoresker geworden war. Es war nichts geschehen im Sinne der modernen Städteentwicklung, es war kein öffentliches Werk zu gemeinem Nutzen geschaffen, nur Rossi bohrte sich ungesehen von der Oberwelt immer tiefer in die rätselhaften Katakomben.

In den Stanzen Rafaels, in den Palästen Sciarra, Borghese, Rospigliosi, Albani und wie sie alle heißen mögen, die dem Reisenden mit und ohne permesso seines Gesandten zugänglich waren, wimmelte es von Leuten mit und ohne Murray und Förster. In der Sixtinischen Kapelle drängten sich englische Damen, vor der Porta Pia rollten von den schweren, schwarzen Gäulen der Mark gezogen, mit drei blauen Bedienten auf dem Tritt die goldverzierten Kutschen der Kardinäle, auf offenen Plätzen und Straßen übten Schneider, Schuster, Sattler noch immer so malerisch ihr Gewerbe, wie Ludwig Richter es bewundert hatte, und im café greco saßen noch allmorgentlich deutsche Maler und Bildhauer, die auf Briefe von Hause ungeduldig warteten: das und vieles andere war geblieben, wie im alten Leben vor 50 Jahren. Auch die Werke der Großen, die Pietà und die Sixtinische Decke Michelangelos, die Fresken Rafaels im Vatikan und in der Farnesina, der Laokoon und der Apoll, das Pantheon und das Kapitol schienen von der Zeit unberührt und unverwandelt, die geweihten Zeugnisse vergangener Kunst.

Aber sie waren den Neueren nicht mehr, was sie einst den Vätern gewesen. Sie sprachen ihre alte Sprache nicht mehr, sie fanden den Ton nicht, der die neue Welt gelehrt hätte, in Andacht

Digitized by Google

zu erschauern, in Begeisterung sich zu erheben, in demütiger Selbstprüfung sich der Priesterschaft der Kunst zu weihen.

Jetzt wandelte eine andere Gilde durch die Kunsthallen, die Jünger eines docirenden Professors, das Notizbüchlein in der Hand, den Worten des gelehrten Mannes lauschend und mitunter auch diese Aphrodite oder jenen Torso betrachtend, beglückt, wenn sich an dem pariſchen Marmor der echte griechische Ursprung der Statue beweisen oder gar nach einigen Runen im Stein ein nie gehörter Name sich rekonstruiren ließ. Wissen und Scharfsinn regierten. Die Kunst hatte ihr Scepter der Gelehrsamkeit in die Hand gegeben.

Und merkwürdig: es folgten auch viele Künstler — und gar nicht ohne Gewinn für ihre Kunst — den höchst gründlichen und gelehrten Vorträgen des Prof. Brunn, wie jene Alten wohl den Vorträgen Rothes und Bunsens und Schlossers gefolgt waren, aber von den selbständigen Bemühungen Jener, in den geheimnisvollen Tiefsinn Dantes, in die düstern Schönheiten spanischer Tragödien, in die Historien des Livius und Tacitus einzudringen, war in den Künstlerkreisen nicht die Rede. Die Archäologie war die treibende Kraft in dem Leben des damaligen Künstler-Roms geworden.

Wie hoch man die Wissenschaft verehre, die Kraft, den Jüngling zu begeistern, besitzt sie nicht in dem Maße, wie die Kunst. Spricht man von begeisterten Gelehrten, so meint man wohl Männer, die dem einen Fache des Forschens und Lehrens, dem ihre Arbeit angehört, sich ganz und vollständig widmen und nicht bloß ihre Lebensaufgabe, sondern auch ihre Pflicht und ihre Freude in dieser Wissenschaft finden. Die Kunst giebt ihren Jüngern eine andere Begeisterung. Nicht in dem Erkennen liegt dieser Aufgabe Pflicht und Glück, sondern in der Tiefe und Wärme des Empfindens selbst. Nicht das Erreichte, sondern die Kraft der eigenen innern Bewegung erhebt den Künstler. Sein Werk selbst befriedigt ihn nicht, umsoweniger, je lebhafter diese Bewegung sein Gemüt erschüttert. Seine Hand bleibt hinter dem Drängen des Herzens zurück. Der Forscher Faust verzweifelt an seinem Lebenswerke:

> Und sehe, daß wir nichts wissen können,
> Das will mir schier das Herz verbrennen.

Digitized by Google

Doch der Dichter Taſſo ruft:

Schwelle Bruſt! — O Wirkung des Glücks
Begünſt'ge dieſe Flamme doch einmal!
Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüten.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freude bringe!

Den täglichem Verkehr zwiſchen Gelehrten und Künſtlern, wie er vor 40 Jahren in Rom beſtand, hatten beide Teile viel zu danken: er geſtaltete ſich nicht ſelten zu anregenden, ja zu erregten Diskuſſionen und fand ſogar in einer Doppelkomödie ſeinen Ausdruck, in welcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich bekämpften, ſich verhöhnten und ſich verſöhnten — nicht in allegoriſchen Geſtalten, ſondern in höchſt körperlichen Vertretern. Wo noch keine überkommene, vielleicht eingeroſtete Tradition den Wert eines antiken Werks fixirt hatte, wie bei Neufunden, gab es oft harte Meinungsverſchiedenheiten. So bei einem Vennstorſo, bis endlich die Frage aufgeworfen wurde, ob auch nur einer der Herren Gelehrten einen unbekleideten weiblichen Körper geſehen habe, um über die Darſtellung eines ſolchen urteilen zu können. Es war unter den 6 bis 7 deutſchen Archäologen, von denen die Mehrzahl ſpäter zu wiſſenſchaftlichem Ruf und Ruhm gelangt iſt, Keiner, der die Frage bejahen konnte. Folge davon war, daß in dem Atelier eines Malers ein Akteurs für Archäologen eingerichtet wurde, an dem teilgenommen zu haben wohl keiner der jetzigen Herren Profeſſore beklagen wird.

Ebenſo wird an ihnen das unmittelbare Beurteilen der alten und neueren Kunſtwerke durch Bildhauer, Maler, Architekten und Kupferſtecher nicht nutzlos vorübergegangen ſein. Den Künſtlern in jener Geſellſchaft aber that es ſehr gut, nicht bloß ſich wiſſenſchaftlicher Methode gegenüber zu finden, ſondern manche Bereicherung ihres archäologiſchen und hiſtoriſchen Wiſſens zu gewinnen. Nach Rom ſollte Jeder einen einfachen ſelbſtändigen Sinn für alles Schöne und eine umfangreiche Kenntnis der Geſchichte mitbringen. Und als Drittes: Treue zur Heimat und zum Vaterland. Die Overbeck, Näcke, Schadows, Veiths u. a. wären nicht ihrer väterlichen Kirche untreu geworden, wenn ſie ein Vaterland gehabt hätten. Erſt in den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815 erwachte

Digitized by Google

für Deutschland dieser Begriff. Die Bewunderung des Vielen und Großen, das doch bei aller „Reinmenschlichkeit“ aus fremdem nationalem Geiste entsprungen und geschaffen ist, verwirrt den Sinn und die Sinne der angehenden deutschen Künstler, die bis auf den heutigen Tag immer wieder der Neigung verfallen, fremdem Wesen ihre eigene Nationalität zu opfern. In Rom ist mancher junge Münchener in seiner Kunst zu einem halben Franzosen geworden, aber auch ein halber Künstler geblieben, und mit Recht warnt Ludwig Richter vor allzu langem Aufenthalt daselbst. Der Künstler vor allem kann und soll sich von seinem Volke nicht lösen.

Der Engherzigkeit ausschließlich nationalen Empfindens soll hier natürlich nicht das Wort geredet werden. Der Künstler soll und muß den Menschen suchen, nicht den Franzosen, den Deutschen, den Engländer, den Russen. Das sind nur beschränkte Formen des Menschtums; aber die eigene angeborene Form ablegen wollen, um eine fremde sich anzulegen, das heißt unter allen Umständen der Natur Gewalt anthun. Ein Mohr mag den Shakespeare auswendig kennen, ein Othello wird er drum doch nicht. Fedor blieb als badischer Hofmaler und berühmter Kupferstecher doch Kalmück. Und der pathetische Däne Antonio Rafaello Mengs wurde trotz seiner großen Pathen und Patrone kein Correggio noch Rafael.

Mit eisernem Fleiße und großer Anerkennung arbeiteten um 1860 herum zwei Landsleute in Rom, nicht eigentlich Estländer, sondern Livländer, aber beide Söhne des uralten estnischen Bodens, auf dem das Zusammenleben der Deutschen mit den Autochthonen auch ohne Blutmischung immer an geistig bedeutenden, insbesondere an künstlerisch begabten Söhnen, sehr fruchtbar war. Beide waren gleichaltrig, in unmittelbarer Nähe von Fellin geboren, Alexander von Bock auf einem Herrengut, Johann Köhler im Bauernhaus von Tennasilm. Beide hatten um die künstlerische Laufbahn zu kämpfen, Bock, weil die Kunst seinen Verwandten als ein allzu niedriger Beruf erschien, Köhler, weil sie ihm als Beruf zu hoch stand. Nach manchen schweren persönlichen Kämpfen trafen sich die jungen Männer auf der Kunstakademie in Petersburg. Fortan sollte ihr Lebensweg äußerlich der gleiche sein: von der Akademie prämiirt, nach Rom stipendiirt, dort in fleißiger Arbeit rasch aner-

Digitized by Google

kannt, dann nach Petersburg zurückgekehrt, Professore an der Kunstakademie, vollauf beschäftigt und als Künstler hochangesehen und hochgeehrt.

Ihre Heimat, ihr künstlerischer Bildungsgang, ihr äußerer Lebensweg waren also annähernd dieselben. Sie waren befreundet und vielleicht unter den Künstlern jener Zeit in Rom der Kunstbegeisterung am nächsten. Aber sie waren von Charakter und Temperament grundverschieden.

Bock war eine kontemplative, stille Natur, ein Mann des Friedens, der Demut, der aufrichtigsten Frömmigkeit. Seine Kunst folgte Idealen, es gestaltete sich jedes Werk, auch wenn es eine Porträtbüste war, zu einem ernsten Stil.

Köhler war leidenschaftlich, streitbar, zu nationalen und sozialen Kämpfen allezeit bereit; er wurde schon in Rom damit geneckt, daß Püsterich, der alte Wendengott, auch sein Gott sei, und er hatte nichts dagegen, weil Religion ihm Pfaffentum und Pfaffentum die verabscheuungswürdigste Geistesdespotie war. Er, der in der Fremde seine Muttersprache fast verlernt, wurde in Petersburg ein begeisterter Priester seiner Nationalität. Seine Kunst war durchaus der Naturtreue, der äußersten Wahrheit der Erscheinung zugewandt, aber die bewundernswerte Technik, die er in diesem Streben sich erworben, ließ ihn doch von den Wegen des Schönen, von der Reinheit der Farbe, von der Kraft des Lichtes nicht abweichen. Wie Bock ganz der Schönheit in der Form lebte, so Köhler ganz der Schönheit in der Farbe.

Digitized by Google

7. Kapitel.

Die Schmiede. — Spitznamen. — Ehrennamen. — Dörptsche Freundschaft.

Im Oberpollinger in München ging es an einem Augustabend des Jahres 1858 ganz besonders munter her. Man pflegte damals in München früh zu Bette zu gehen, die Polizeistunde wurde gewissenhaft eingehalten, das Straßenleben erlosch mit der elften Stunde. Jetzt war Mitternacht nahe, doch acht junge Leute behaupteten noch ihre Sitze, denn sie waren ja in ihrer landsmannschaftlichen Verbrüderung überall zu Hause, also auch in dem Gasthause, in dem sie vor einigen Tagen sich ein Stelldichein gegeben. Es war damals noch ein billiger Gasthof mit anspruchslosem Bierlokale, und deshalb war es hierzu geeignet und gewählt Die acht kamen vom Rhein, aus dem Schwarzwald, aus Heidelberg — mehrere von ihnen direkt aus Estland, Estländer waren sie alle — mehrere freilich im weiteren Sinn auf estnisch-livländischem Boden, einer in Petersburg geboren, aber mit einer persönlichen Ausnahme waren sie in Dorpat Estonen gewesen. Diese Ausnahme bildete der jüngste von ihnen, der damals 20jährige Eduard von Gebhardt, bis dahin Schüler der Petersburger Kunstakademie, der jetzt seine Studien fortzusetzen nach Deutschland gekommen war und die Ferien der deutschen Akademien zur Umschau in den verschiedenen ausländischen Galerien benutzt. Die Petersburger Eremitage war ihm eine Vorschule gewesen; jetzt hatte er Amsterdam, Haag, Harlem, Rotterdam, Brüssel, Antwerpen, Gent und Brügge besucht, — wie

Digitized by Google

leuchteten seine Augen, als er den Genter Altar der Eyks und den Ursulaschrein des Memling erblickte! — Dann Aachen, Köln, Mainz mit den dortigen Kunstwerken und Kunstschätzen, den Rhein zu Schiff und zu Fuß am rechten wie am linken Ufer kennen gelernt, und nun auch noch die Pinakothek und Glyptothek, die Fresken des Cornelius und die Arkaden Rottmanns. „Zuviel, zuviel", rief er schon damals, und hat das auch später wiederholt. Aber dem Jüngling war nicht bloß ein offener Sinn für die Kunst verliehen, sondern auch jene Selbständigkeit des Charakters, die diejenigen Eindrücke am tiefsten erfaßt und am treuesten festhält, welche ihrem Wesen am engsten verwandt sind. Gebhardt, der bisherige Zeichenschüler einer — allerdings sehr viel leistenden aber modernen — Akademie, brachte den van Eyks, dem Memling, dem Roger und Messys ein inniges Verständnis und allen ernsten Kunstwerken ein warmes Herz entgegen und hat das Buch, das ihm damals aufgeschlagen wurde zu raschem Durchblättern, von jener Zeit ab immer und immer wieder aufmerksam gelesen. In München aber erklärte er selbst, trotz Holland und Belgien und Köln und Düsseldorf, die Sprache der Kunst noch nicht zu verstehen. Er suchte auf der nunmehr beginnenden Wanderung die Natur und die Gelegenheit, Natur zu zeichnen und zu malen. Er trennte sich bald von den älteren Genossen und lebte mit dem ernsten Eifer, der ihm von je eigen war, auch in dem Monat bis zur Eröffnung des Karlsruher akademischen Kursus ganz diesem seinem Studium.

Weniger streng dachten die sieben ältern Landsleute. Sie hatten meist Universitätszeit und Rigorosum und einige Zeit praktischer Lebensarbeit hinter sich. Wenn sich ihnen der Jugendtraum einer Reise jetzt erfüllte, so waren sie geneigt, dieselbe als Erholung zu fassen, was immer eine größere Befriedigung bereitet, als die Vorwegnahme eines Genusses ohne einen Schein von Verdienst. Auch ist der Studentenzeit eine gewisse Einseitigkeit und Starrheit der Vorstellungen eigen, welche die Freiheit des Empfangens neuer Eindrücke beeinträchtigt. Der Student ist in der Übung, fremde Wahrnehmungen und Meinungen zu seinen eigenen zu machen. Er steift sich auf vorgefaßte Vorstellungen, er kennt zwar das folgsame Lernen vom Katheder und aus den Büchern, aber an das Leben

Digitized by Google

eigene, geklärte Fragen zu stellen, ist er noch nicht gewohnt. Wer dagegen mit diesem praktischen Leben, seinen Pflichten, seiner Verantwortung und seiner Beschränkung schon Rede und Gegenrede getauscht hat, wer sich schon thätig und bewegend in dem großen Räderwerk gefühlt hat, der vernimmt mit unbefangeneren, mit durstigen Sinnen, mit größerem Verständnis und höherer Freude, was ihm das Leben an neuen Gaben oder an neuen Fragen entgegenträgt. Es war für jeden Einzelnen der Sieben und für die ganze Gesellschaft ein Glück, daß sie fast alle schon im arbeitenden, erwerbenden, praktischen Leben gestanden hatten.

Jener lustige Augustabend im Oberpollinger hatte den Kreis geschlossen, der sich nach früheren Verabredungen in München vereinigen sollte. Am Nachmittag waren zu den früher Eingetroffenen noch Alexander Schmidt und Alexander Harder gekommen. Der letztere war dem Freunde nach Swinemünde entgegengereist. An diesen beiden war uns ganz besonders gelegen.

Die Wanderung der sieben Studiengenossen durch Tirol und Schweiz, vielleicht das zumeist typische Bild von „Estländern auf Reisen" hat eine Vorgeschichte, welche nicht Revaler, sondern Dorpater Erinnerungen wachruft.

Am Embachufer, der Steinbrücke nahe, stand das Haus des Prof. Alexander von Schrenck. Nach dem Flusse hin hatte dieser ein kleineres, einstöckiges Häuschen hinzugebaut, das er mit einer damals seltenen Sorgfalt zu zwei hübschen Studentenwohnungen hatte herrichten lassen. Es hieß, er vermiete sie nicht Jedem, doch hatte er den drei Schmidts, den Brüdern Georg und Friedrich und ihrem Vetter Alexander, die unteren vier Zimmer, dem Estländer Nikolai von Seydlitz die obere Mansarde eingeräumt. Der Professor kannte sie alle als höchst honorige, fleißige Burschen. Er war zum Teil mit ihnen befreundet. Die Wissenschaft (Geologie) verband hier besonders Lehrer und Schüler.

Schrenck hatte sich nicht getäuscht: in seinem kleinen Häuschen am Embach ist viel gearbeitet, aber viel auch an reinen studentischen Freuden und echtem Freundesverkehr genossen worden. Das Häuschen und dessen Insassen als Kollektivum hieß bald die „Schmiede".

Digitized by Google

Der Name der Familie Schmidt hatte schon in der frühern Generation weit und breit einen guten Klang. Ganz besonders das Pfarrhaus auf Mohn, wo der Superintendent von Ösel, Gottlob Alexander Schmidt nicht sowohl den Typus eines Landpredigers im Stile von Wakefield, sondern den eines wahrhaften Hohenpriesters und Patriarchen verkörperte. Auf dieser abgeschlossenen Insel, die wochenlang im Jahre keinen oder nur gefahrvollen Verkehr mit dem Festlande hat, auf der zu jener Zeit nur ein einziger Mann höherer Bildung lebte, die sich in Tracht und Sitten der Bewohner sowohl von denen der Wiek, wie von denen Ösels ferngehalten hat, dort führte neben aller Thätigkeit, welche der Beruf und die amtliche Stellung forderten, neben gründlichen historischen und archäologischen Arbeiten und naturwissenschaftlichen Studien der ehrwürdige Mann fünf hochbegabte Söhne bis in die höhern Klassen des Gymnasiums, vier heranwachsende Töchter zur höhern weiblichen Bildung. Nie konnte das Verhältnis der Kinder zu den Eltern, zu dem Vater, der an Gestalt, Gemüt und Wahrheitssinn Luther ähnlich war, wie zu der Mutter, die an Gaben des Verstandes und Herzens, an innerstem Herzensfrohmut der „Frau Rath“ ähnelte, pietätvoller, vertrauens- und liebevoller sein, als hier. In diesem schlichten Pastorenhause erwuchs ein Geschlecht von tiefster Wahrhaftigkeit, von gesundem und kräftigem Wollen, von jenem freien Ernste, welcher die Basis der rechten Heiterkeit und reiner Lebensfreude ist.

Schon das Studentenleben der drei Brüder Eugen, Oswald und Alexander mußte die schönsten Hoffnungen auf diese Männer setzen lassen: Eugen wirkte zwar später außerhalb der Provinzen, Oswald aber als Rechtslehrer und Rechtsgelehrter und Alexander als Physiologe blieben zu Nutz und Ruhm unserer heimischen Universität ihrer Heimat treu.

Alexander war seit der Niederlassung der drei Schmidts im Schrenckschen Hause am Embach das unbedingt anerkannte Haupt der „Schmiede“.

Er hieß schon seit seinem Eintritt in das Revaler Gymnasium nur noch „Offerus“. Wohl nicht bloß, weil er die übrigen Sekundaner an Körperlänge überragte. Er „thät“ zwar nicht „gern befehlen“, aber er befahl durch seine Überlegenheit, die ihm selbst

Digitized by Google

bescheidener Weise gar nicht zum Bewußtsein kam. Es hat sich gleichaltrige Jugend wohl selten so willig dem unwillkürlichen Kommando unbestreitbarer Überlegenheit des Geistes und Charakters gefügt, wie diesem „Heid' aus Kanaans Geschlecht."

Als rechte Brüder standen ihm die beiden Vettern Georg und Fritz zur Seite. Es ging dieser Familie bis ins zweite und dritte Glied eine Eigenschaft ab, die andern große Gefahren bringt: die Eitelkeit. Keinerlei Eitelkeit, weder die äußere der Erscheinung, noch die des Geistes oder Einflusses, noch die Eitelkeit der Liebe und Verehrung bestand bei den Schmidts: sie hätten sehr wohl — wie es sonst bei gliederreichen Familien mit hervorragender Begabung häufig ist, auch ohne persönliche Eitelkeit der Familieneitelkeit unterliegen können, die nur zu oft als Eltern- oder Kindes- oder Geschwisterliebe oder als lobenswerter Familiensinn sich brüstet. Davon wußten die Schmidts nichts, und doch hätte leicht der Georg auf den Fritz, der Fritz auf den Georg und beide auf den Alexander stolz und eitel sein können. Sie erhoben aus den Vorzügen der andern keinen Zoll für sich, sie spiegelten sich nicht in fremdem Glanze und machten aus ihrer verwandtschaftlichen Liebe kein Geschäft. Dazu war dieses Geblüte zu wahrhaft, zu anspruchslos, zu tüchtig.

Die Schmidts waren im unbestreitbaren Besitz von Spitznamen. Richtiger von selbst erworbenen Eigennamen. Nicht etwa, weil es Schmidts zu jener Zeit viele gab, nicht bloß zum Unterschied von diesen Gleichnamigen, nein, es war, als genügte für sie nicht der angeerbte Familien-, nicht der mitgegebene Taufname. Man wollte diese ausgeprägten Persönlichkeiten auch persönlich benennen, und bemühte sich zugleich darum — wie es bei Erteilung und Benutzung solcher Beinamen zu sein pflegt — eine gewisse Vertraulichkeit und nähere Beziehung zu dem Namensträger an den Tag zu legen, ihm selbst sich scherzhaft zu nähern, nach außen hin sich mit seiner Intimität zu schmücken. Nur Leute mit lächerlichen Schwächen und Leute mit ausgesprochener Individualität tragen ihre Spitznamen in weitere Jahre hinaus. Beweis hierfür ist gerade die vollkommene Äußerlichkeit und Bedeutungslosigkeit der meisten Spitznamen. Die künstliche Konstruktion der Bei- oder Spitznamen der Pegnitzschäfer hat

Digitized by Google

im bürgerlichen Leben ebensowenig Anklang und Verbreitung gefunden, wie die submarinen Titulaturen der gemütlichen und witzigen rigaschen „Krakenbank.“ Die beiden Vettern des Offerus hießen der „Rote“ und „Littum“, der „Rote“ wohl nicht bloß um der Farbe seines Haares willen, sondern weil ihn die Natur auch mit den Gaben bedacht hatte, welche sich die damalige Tageslitteratur nicht anders als unter rotem Haar vereinigt vorstellte: Scharfsinn, Witz, rücksichtslose Verspottung der Sentimentalität, der Phrase und der Denkfaulheit und ein wenig Bosheit dabei. Seltsam — kein Theolog im achten Semester war so bibelfest, als der „Rote“, was ihn zum Schrecken der Gläubigen machte. Und kein Waisenknabe hätte mit größerer Pietät und größerem Ernste die täglichen Andachtübungen mitangesehen, die einige Jahre später der alte Hauswirt in Wyschni-Wolotschok im Speisezimmer des rothaarigen Doktors gerade zu dessen Speisestunden vornahm. Derselbe „Rote“, den die Einen als einen Cyniker mieden, schätzten Andere schon als Studenten um der Zartheit und Rücksicht seines Gemütes willen. Wiedersehen läßt die Menschen sich erkennen; es giebt Begegnungen, nach denen man wohl zu sich selber sagt: wenn sie doch nicht stattgefunden, und es giebt Begegnungen, bei denen das zurückgehaltene Gefühl in unbewachter Kraft hervorbricht. Wer den Roten in dem anspruchslosen und glücklichen Hausstand wiedersah, den er sich tapfer mit seiner tapfern Gattin, einer Tochter des Mohn'schen Pastorenhauses, in der Fremde gegründet, der erkannte, daß auch unter rotem Haar, bei scharfem Verstand und Neigung zu rücksichtslosem Spott ein reiches, weiches und treues Gemüt leben könne.

„Littum“ hieß des „Roten“ Bruder Fritz nach dem Refrain eines Liedes, das er gesungen, aber nur eben weil dieses einfache Lied der freudigen Anspruchslosigkeit dieser seltenen Nathanaelnatur, dieses Mannes des Friedens und des reinen Gemüts, entsprach. „Littum“ wirkt heute noch als Akademiker und berühmter Gelehrter in Petersburg. Die Gäste des Geologenkongresses von 1897 haben auch den Ruf seiner Liebenswürdigkeit, den er sich schon früh bei uns gegründet, in die Ferne getragen.

Auch Du, mein alter Nikolai Seydlitz mußt Dich mit kurzer Erwähnung und kurzem Gruß begnügen. Du könntest mir ja

Digitized by Google

noch, dieweil auch Du frisch unter den Lebenden wandelst, scharf in die Parade fahren, wollte ich hier von unserem Zusammenleben bei Stolzenwald erzählen, von unseren Disputationen, von unseren gemeinsamen Reisen — einmal kamst Du aus Persien und trugst Kosakentracht, und einen schönen Vollbart, was den Postexpeditoren von Iggafer bis Strelna außerordentlich imponirte, — nimm vorlieb mit diesem Gruße und wecke Dir selbst die schönen Erinnerungen an die „Schmiede".

Wie hat sich der Kreis gelichtet, der nicht etwa die „Schmiede" war, sondern dessen Kern sie nur bildete! Sie war keine Partei und keine Clique, keine geschlossene Absonderung, keine Gruppe der älteren oder begabteren Studenten. Die „Schmiede" war der Ort, wo alle Abende ein Glas Thee, fast alle Abende auch Brot dazu und zu jeder Zeit das Vorbild tüchtigen Studentenlebens in Fleiß, Streben, Freundschaft und Frohsinn zu finden war. Daß solche Qualitäten die Anziehungskraft nicht ins Ungemessene, ins „eigene Allzuviel" verstärkten, dafür sorgten jener Sarkasmus des „Roten", die ernste, friedliche Anspruchslosigkeit „Littums", die unbewußte Überlegenheit des „Offerus". Das waren die Hüter an der Thür des fleißigsten, fröhlichsten, einflußreichsten und bescheidensten Burschenzentrums, das damals in Dorpat bestand.

Wer in der „Schmiede" häufiger verkehrte, spürte bald, daß dort ein besonderer Geist wehte. Er mochte nicht immer Gefallen an demselben finden, aber Niemand war auf diesen Geist eingeschworen, Niemand war gehindert, mit anderer Denkweise dort einzutreten. „Des Hauses stille Sitte" übte dort doch ihren Einfluß. Während der „Rote" sich von strengem Tagesarbeiten am Abend in übermütigen Diskursen mit jungen Theologen zu erholen und zu ergötzen und diese zu erschrecken liebte, fand eine wirkliche, überhebende Gotteslengnung gerade in der „Schmiede" ernste Rüge. Während jedem Witz und jeder Neckerei die Wege offen standen, scheute sich A. G., der Meister auf dem Gebiet der Witze, der pikanten Anekdoten und Cancans hier sein volles Licht leuchten zu lassen. Auch die Kontroversen über den Konvent und über den ganzen Burschenstaat bewahrten hier ihren sachlichen Charakter, und doch ging gerade von der „Schmiede" jahrelang ein großer Einfluß nicht bloß auf die

Digitized by Google

Korporation der Estonia, sondern auch auf den gesammten Burschenstaat aus. Diese Gesellschaft, in der natürlich auch mitunter Maßlosigkeiten sich äußerten, war in ihrer Einwirkung auf die Burschenwelt maßvoll und doch durch und durch reformatorisch.

Wer des schönen Freundschaftslebens in der „Schmiede" gedenkt, dem tritt nächst den Bildern der Genannten das Bild Alexanders von Harder vor die Seele.

Für viele Estländer bedeutet dieser Name den hülfsbereiten Freund. Ein engerer Kreis ehrt sein Gedächtnis in noch höherem Sinne. Hülfsbereit war Harder allezeit und ein treuer, wahrhaft treuer Freund war er auch. Aber er war noch mehr: er war eine selten fein- und zartfühlige Natur, der es Bedürfnis war, Liebe zu erweisen.

Je reicher die Geistesanlagen und je tiefer das Seelenleben des Menschen, um so deutlicher treten die Unterschiede hervor, in welchen die Natur die Bedingungen der menschlichen Entwickelung geschaffen hat. Unter den Gegensätzen des männlichen und des weiblichen Gemütes zeigt sich keiner so früh und so deutlich, wie das verschiedene Verhältnis der Geschlechter zu der Empfindung der Liebe. Der Jüngling kennt in den Jahren der erwachenden Eigenart keinen stärkeren und keinen schöneren Trieb, als zu lieben, die Jungfrau ahnt und ersehnt ihr höchstes Glück in dem Geliebtwerden. Erst im zweiten Kapitel der geheimen Geschichte des Herzens tritt für jenen die Forderung auf, geliebt zu werden, für diese das Seelenbedürfnis, selbst zu lieben. Um so fester hängen dann diese Gefühle, die sich bald zu verschmelzen scheinen und doch immer selbständig in den Menschengemütern herrschen, mit ihrer erworbenen Macht an dem einen und an dem anderen Geschlecht des Menschtums. Dieser Doppelnatur, die wir Mann und Frau nennen, danken wir Schwachheit und Leidenschaft, viel Glück und viel Schmerzen, hohe Beseligung und tiefes, unheilbares Seelenleid.

Harder hatte in seiner innig von ihm verehrten Mutter das Beispiel einer außerordentlich tiefen Herzensgüte, unermüdlicher Hülfsbereitschaft und größter Anspruchslosigkeit. Man kannte und benutzte ihre Wohlthätigkeit in Petersburg, man pries sie später in Ingelheim als die „gütige Fee des Rheingaus", man rechnete selbst in

Digitized by Google

dem reichen Frankfurt überall, wo Not zu bekämpfen war, auf ihre thatkräftige Teilnahme. Es konnte nicht überraschen, daß der Ruf ihrer Wohlthätigkeit auch mißbraucht wurde und daß nicht selten Elemente die letztere auszunutzen suchten, welche die beanspruchte Teilnahme nicht verdienten. Beispiele der Art hatte auch der Sohn in früher Jugend mitansehen müssen. Aber wie die Mutter auch dort, wo ihr die Verschwendung ihres Gutthuns an einen Unwürdigen unläugbar wurde, sich dadurch in Wohlthätigkeit und Menschenliebe nicht irre machen ließ, sondern die Leute doppelt bedauerte, die bei äußerer Not auch innerlich verkümmert waren, so machte auch der Sohn seine Liebe nicht von dem Maße der Gegenliebe abhängig: er gab eben sein volles Herz ohne Mißtrauen, doch nicht ohne eine gewisse bescheidene Rückhaltung hin und war fast überrascht, wenn ihm gleiche Liebe entgegenkam. An Zartsinn war er seiner Mutter gleich. Wie sie, betrachtete er jede an ihn gerichtete Bitte wie ein Zeichen des Vertrauens, das ihm Verschwiegenheit auferlegte. Es kam der verehrungswürdigen Frau aus aufrichtigem Herzen, wenn sie für eine Gelegenheit, rechte Wohlthat zu erweisen, nur Dank hatte. Als einer Schülerin in einer Petersburger Anstalt plötzlich beide Eltern gestorben waren, führte die Schulvorsteherin — auch ohne persönliche Bekanntschaft — eine der Waisen der Frau von Harder zu. Diese übernahm sofort freudig die Erziehung der Kleinen und ließ jener Direktrice noch nach Jahren ihren Dank sagen. Und der Sohn war glücklich, als unerwartet ein alter Studiengenoß ihm eine längst geliehene Summe mit den Worten brachte: „Das ist die letzte aller meiner Schulden.“ Aber die Äußerungen seiner Liebe oder seines Liebesdranges konnten mannigfacher sein, als die Mutter sie in ihren Unterstützungen und Geschenken übte. Dahin rechne ich nicht bloß seine unermüdliche, fast weiblich zarte Sorgfalt, die er schon als Fuchs und auch in späteren Semestern in der Pflege kranker Kommilitonen bewies, ich zähle dahin auch die Dienste, denen sich die Füchse nicht gerade mit freudigem Eifer zu unterwerfen pflegen, wie das heimliche Waffenschleppen, nächtliche Beschaffung von Bier u. s. w., zu denen aber Harder in seinem ersten Semester sich um so eifriger meldete, je unerfreulicher sie waren.

Digitized by Google

Wer hieraus folgern wollte, Harder sei allzu dienstbar und willfährig im Studentenleben aufgegangen, der schösse weit vorbei. Harder war ein fröhlicher, witziger Gesell, zu übermütigen Streichen aufgelegt und in harmlosen Neckereien erfindungsreich, aber zugleich ein fleißiger Besucher der Kollegien und ein ernster Arbeiter, maßhaltend auf Kneipen und Kommersen, liebenswürdig in den Philisterien. Er hatte nicht bloß eine reiche Belesenheit und vielseitige Interessen, sondern auch eine nicht alltägliche Sprachkenntnis; er sprach englisch, französisch, russisch wie seine Muttersprache, später auch italienisch. Schon als Knabe hatte er weite Reisen im Ausland gemacht, wie er sie in den Universitätsferien als Student wiederholte. Das gab seinem scharfen Beobachtungssinn reiche Belehrung, seiner Unterhaltung für Ernst und Scherz unerschöpflichen Stoff. Sein Herz drängte ihn dazu, an das Gute in der Menschheit zu glauben, auf den Sieg alles Guten fest zu bauen und in dieser Liebe zum Allgemeinen und in dem Vertrauen auf diese Vorbestimmung sein eigenes Glück zu sehen. Er war also Idealist.

Zu diesen Eigenschaften und Anlagen entwickelte sich in ihm eine Kraft, die in gleicher Selbstlosigkeit und Reinheit nicht so häufig ist, als gewöhnlich angenommen wird: die Kraft ernster, dauernder Freundschaft.

Jeder freut sich und rühmt sich guter Freunde. Jugend ohne Freundschaft scheint keine Jugend, Mannesalter ohne Freundeskreis ein aussichtsloser Lebenskampf, dem Greise geben Erinnerungen an Liebe und Freundschaft den letzten Gruß des Glückes.

Und doch sind wir zwar alle dazu berufen, aber nicht alle dazu auserwählet, rechte Freundschaft zu empfangen und rechte Freundschaft zu üben. Sie ist nicht das feurige Bündnis zweier Herzen aus verschiedenen Trieben, wie die Liebe, sondern die feste klare Einigung männlicher Kraft und Treue. Sie ruht auf Gemeinsamkeit der Gesinnung in der Gegenwart, auf Gemeinsamkeit des Urteils über die Vergangenheit und auf Gemeinsamkeit der Ziele für die Zukunft. Sie faßt das Leben von der ernsten Seite der Pflicht, und die Überzeugung von der gegenseitigen, unbedingten Wahrhaftigkeit für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schließt sie zu dauernder Treue fest zusammen.

Digitized by Google

So idealer Freundschaft sind nicht alle gewachsen, die sich im „Landesvater“ lebenslängliche Brüderschaft gelobt. Auch kann nicht Jeder sie erreichen. Es giebt Menschen, Länder, Zeiten, welche für die Freundschaft empfänglicher, leistungsfähiger, begeisterter sind, als andere. Zu den Ländern, in welchen die Vorbedingungen der Freundschaft vielfach vorhanden sind, ja, im Charakter der Gesellschaft zu liegen scheinen: das Vertrauen von Mensch zu Mensch und die natürliche Treue der Gefühle, gehört Estland. Es darf bei dieser Gelegenheit wohl ausgesprochen werden, daß es gerade der Bevölkerung dieser Provinz besonders eigen ist, Treue in der Freundschaft zu wahren.

In diesem Sinne war Alexander von Harder, der zwar in Petersburg geboren war, aber aus Estland stammte, der besten Estländer einer. Und so war es natürlich, daß er und Alexander Schmidt die maßgebenden Teilnehmer an der großen Wanderschaft waren, welche uns vom Oberpollinger aus durch Oberbayern, Tirol und Schweiz führen sollte.

Digitized by Google

8. Kapitel.

Wandern in Eſtland. — Volk. — Die Schmiede auf Reiſen. — Tirol in Eſtland. — Eſtland in Tirol. — Stiftungstag in den Wolken.

Vor vierzig Jahren war die Tradition noch nicht erloſchen vom Wandern zu Fuße. Es geſchah ſelten, aber es geſchah doch noch mitunter, daß am Schluſſe des Semeſters ein Student zu Fuße von Dorpat nach Hauſe wanderte: der landſchaftliche Charakter unſerer Provinzen und die Verkehrsbedingungen regten die Luſt zu ſolchen Kraftanſtrengungen nicht an, meiſt war es der leere Beutel, der dazu zwang. Ein Vergnügen war ſolch eine Partie höchſtens in den erſten zwei oder drei Stunden der Freude an der Bewegung. Dann wurde der Weg langweilig und das Gekläff der Karjakranſe in den Dörfern unerträglich. Die Landſtraße war tot, nur ſelten ein Bauerngeſpann, deſſen Inſaſſe beim langſamen Schritt ſeines müden Pferdchens, nicht ſelten nach erkleclichen Branntweinslibationen ſchweren Schlafes ſich erfreute. Im Kruge ſah man auch wache Menſchen, aber nicht die liebenswürdigſten. Unſer eſtniſches Landvolk war damals ſtreit- und händelſüchtig. Es kam vor, daß Wanderer, die einſam ihres Weges zogen, aus purer Raufluſt überfallen wurden. In dem Kriegsjahr 1854 hatten Bauern ſogar den friedlich marſchirenden Cras Martenſon gebunden und in eine Scheune geſperrt, weil er eine grüne Mütze habe, und weil alle ſolche die Brunnen vergifteten. Kam der „Reiſiſaks“ auf ein Gut oder in ein Paſtorat, ſo wurde er bis auf weiteres in die Geſindeſtube gewieſen, weil er für einen Bettler gehalten wurde, bis der Gutsherr oder der Paſtor ſelbſt erſchien

Digitized by Google

und den Gast freundlicher begrüßte. In Oberpahlen gab es — alter Sitte treu — häufig Schlägereien, in Weißenstein zwar die liebenswürdigste Gastfreundschaft, aber infolgedessen einen längern und teurern Aufenthalt, auch in Wesenberg mußte oft der Gastfreund um das Trinkgeld für das Stubenmädchen angepumpt werden — und so erwuchsen dem Fußwanderer in Estland überall auf den Landstraßen wie in den Städten Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten.

Nun aber eine Reise im Ausland! Welch ein Taumel des Glückes erfaßte den frischgebackenen Doktor oder Kandidaten bei der Erfüllung solcher Hoffnungen und Pläne! Von Königsberg bis Basel, vielleicht über Basel hinaus, vielleicht gar nach Paris — welche Kette reicher Städte, welche Fülle von Kunst und Verkehr, von Wissenswertem und von Vergnügen! Und nun das Land, die weißen und grünen Seeen, die reißenden Ströme und stillen Wälder! Und das frische Wandern und Steigen, das Grüßen über die Ebene hin, von Berg zu Berg, die Rast im Thal, die sanfte Nacht in der einsamen Mühle, — kein Krugsdünnbier mehr, sondern echtes Münchener, kein Sickelscher Landesvaterwein, sondern goldner Rüdesheimer, kein Mustlanömme-Krug, sondern Wirtshäuser „Zum goldenen Pfropfenzieher“ und reinliche Sennhütten auf der Alm! Und endlich gar die Menschen! Das Volk!

Das Volk — was war das? wie dachte sich der Balte, der nie über „Hungerburg“ und „Nimmersatt“ herausgekommen war, das „Volk“, von dem soviel in Geschichte und Zeitungen, in verehrendem wie in verächtlichem Sinne die Rede war? Melchior Grimm, der Freund der großen Kaiserin Katharina II., gab in seiner ungedruckten, aber fürstlichen Herrschaften in Kopieen zugesandten Correspondance (Redakteur Jakob Meister; auch die russische Kaiserin gehörte zu den 15 bis 16 Abonnenten) folgende „définition du Peuple“:

Je suis tout et je ne suis rien,
Je fais le mal, je fais le bien,
J'obéis toujours, quand j'ordonne,
Je reçois moins que je ne donne;
En mon nom on me fait la loi.
Et quand je frappe c'est sur moi.

Digitized by Google

Richard Wagner dagegen läßt eine gemeinsame Not die Menge zum Volke machen, Parrhasios malte den Demos zugleich „jähzornig, ungerecht, unbeständig und gütig, mitleidig, erhaben und niedrig, mutig und flüchtig", ein Bild, das sehr lehrreich gewesen sein muß, aber leider nur noch aus dem Berichte des Plinius bekannt ist. Was ist Volk? Auf dem Gymnasium lernten wir: populus und plebs, δημος und ὄχλος. Und um den Sinn dieser Vokabeln, um den Gebrauch dieser Bezeichnungen wütete ja schon lange ein Kampf, der ja auch unsere Heimat nicht unberührt ließ, dort aber die Grenze des Doktrinarismus nicht überschritt.

Mit eigenen Augen ein leibhaftiges Volk zu sehen, das vor allem hofften auch wir von der Reise, ganz besonders von einer Fußreise,

„Wandre zu Fuß, wandre zu Fuß,
So vernimmst du Menschengruß"

klang uns in den Ohren. In der „Schmiede" waren Reiselust und Wanderlust besonders gepflegt worden. Der „Rote" war durch seinen ärztlichen Beruf zuerst in die Fremde geführt, unserem „Littum" stand seine erste große sibirische Reise bevor, „Offerus" hatte bereits als Landarzt fungirt, Harder nacheinander Italien, Holland und Belgien bereist, Eduard Ungern studierte orientalische Sprachen in Berlin, Eduard Hörschelmann (Gamma) bildete sich, nachdem auch er auf dem Lande praktizirt, in Graefes Klinik zum Augenarzt aus, ich selbst war nach mehrjähriger Berufsthätigkeit schon seit einem Jahr in Deutschland — so trafen denn unter den acht in München fünf Studiengenossen zusammen, welche specifisch der „Schmiede" angehört hatten: man hätte fast sagen können, die „Schmiede" begebe sich jetzt auf die Wanderschaft, denn auch von den zwei übrigen Dorpatensern stand Georg Krich dem Kreise am Embachufer nicht fern, und August Pezold hatte schon 1853 die Universität verlassen, also bevor es eine „Schmiede" gab.

Nicht um eine Musterreise zu schildern, zähle ich hier die Teilnehmer auf. Auch bei diesem im Ganzen so glücklich zusammengefügten und glücklich vollführten Unternehmen fehlte es an selbstverschuldeten Störungen, an Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten nicht, aber so sehr überwog der gemeinschaftliche Genuß, der ernste

Digitized by Google

Ertrag, die Fülle schöner Erlebnisse jede Verstimmung, daß den drei noch lebenden Teilnehmern Freuden und Mühen jener Wanderwochen wohl noch in schönster und dankenswertester Erinnerung der Jugendzeit stehen. August Pezold und Eduard Hörschelmann sind auch tot, Krich, Ungern und der Berichterstatter atmen noch das himmlische Licht. Nur einer von jenen acht hat später in der engsten Heimat (Estland) dauernd gewirkt.

Bis Rosenheim führte uns am 18. August die Bahn. Dann begann der Marsch in die Berge. Krich, als dem bewährten Leihkassenvorsteher in Dorpat, wurden die ökonomischen Pflichten, und da der Finanzminister überall die wichtigste, aber auch die meistbeschäftigte Person in der Regierung ist — ebenso — mit parlamentarischer Unterstützung der Übrigen — die Disposition und Leitung des ganzen Unternehmens anvertraut. Er bereitete sich wissenschaftlich für jeden Tag vor und ließ sich den neugekauften Bädeker in Innsbruck schwarz einbinden und mit einem großen goldnen Kreuz auf dem Deckel schmücken. Auf diese Weise entgingen er und seine Gesellschaft der unwürdigen Bettelei, welcher der Reisende in den Kirchen ausgesetzt war: wir konnten unsrer künstlerischen Andacht vor schönen Altarbildern und in hohen Kirchenschiffen ungestört uns hingeben, wenn auch der erfahrene Meßner in roter Amtstracht wohl nicht immer an unser Gebetbuch glauben mochte. Auf anderen Gebieten wurde ähnliche Sparsamkeit geübt, der Reiseplan war umfassend, er rechnete auf 6—7 Wochen Wanderns.

Wir gelangten glücklich über den Achensee ins Innthal. Hier hatten wir Freunde zu besuchen. Um 1840 herum war eine Gesellschaft Tiroler Sänger und Sängerinnen in die Ostseeprovinzen und nach Reval gelangt, verständige Männer, verständige Frauen, gute Musikanten und gemütvolle Menschen: sie duzten alle Welt und küßten beim Abschied Jung und Alt. Die Leute wurden besonders in Fellin, dann in Reval hochgefeiert. Sie sangen nicht bloß im Konzertsaal, sondern auf Einladung auch in Privathäusern. Solche Abende, zu denen der Gastgeber auch seine Freunde lud, waren höchst lustig. Tanzten zuerst nur die Tiroler, so tanzten am Ende auch die Revalenser. Ich habe damals zum ersten Male in meinem Leben ehrwürdige Leute walzen sehen.

Digitized by Google

Diese alten Bekannten wollten wir jetzt in ihrer Heimat besuchen.

Waren diese Rainer und Leo das Volk? Ihre herzliche Biederkeit, ihre Freiheit im brüderlichen Verkehr mit Hoch und Nieder, ihr derber Humor und ihr kräftiger Gesang hatten höchst ideale Vorstellung vom „Volk“ geweckt. Etwas hiervon war bei uns hängen geblieben.

Im Zillerthal wohnten diese Sänger jetzt als behäbige Bauern, als welterfahrene Glieder ihrer Gemeinden. Die hübsche Schwester Crescenz war bald nach ihrer Rückkehr gestorben.

Freuten wir uns auf diese Bekannten, deren schlechte lithographische Gruppenbilder vielfach in Reval Verbreitung gefunden hatten, so war die Freude der Brüder Kaspar, Hauser und Anton nicht geringer: es stiegen in ihrer Erinnerung die Bilder freundlichen Entgegenkommens, unerwarteter Ehrungen, imponirender Persönlichkeiten vor ihrem Gedächtnis auf, und wir wurden, auch wer früher noch kein Wort von diesen ersten Nationalsängern gehört, mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit empfangen. Eduard Gebhardt, der sich in dem Kreise der viel älteren Dorpatenser nicht recht behaglich gefühlt hatte, beschloß zu ernsterer Arbeit in einem jener herzlichen Tiroler Häuser zu bleiben: er hat dort seine ersten, hübschen Ölstudien, Porträts der Familienglieder, gemalt und jene schlichte Herzenswärme gefunden, welche in der Fremde seinem Gemüt doppelt wohlthat und ihn über die Gefahren, die dem einsamen Künstler von zwanzig Jahren drohten, so glücklich, so rein und reich hinwegführte.

Wir Älteren faßten in Zell Posto. Regen, dann Schneewetter traten ein und verleideten uns das Wandern. Aber unser Wirt Felix Rainer und seine fröhliche Frau wußten Rat. Sie luden Mädchen und Burschen zum Tanz, wir lehrten diese walzen, sie lehrten uns den Schuhplattler tanzen — beiläufig: wir thaten unseren Lehrmeisterinnen gerade nicht große Ehre an — und sangen Schnadahüpfeln, die natürlich meist improvisirte Schelmereien waren. Zu jeder helleren Stunde wurden Ausflüge gemacht, endlich aber nicht ohne aufrichtige Herzlichkeit Abschied genommen. Wir glaubten schon einen annähernden Begriff von dem „Volk“ gewonnen zu haben.

Digitized by Google

Wie wir damals weiter marschirten über Innsbruck, durch das Oetzthal — (Frau von Hillern schildert später den Weg, den wir genommen, in der Geyerwally) wir aber bekämpften dort die uns überkommende Ermüdung mit improvisirten Neckereien im Gassenhauerton:

Zwischen Zieselstein und Sölden
Zeigte Gamma sich als Helden,
Denn umgeben von Gefahren
Raucht er östreich'sche Zigarren —
Solch ein Mut ist sehr viel wert,
Wenn man in die Berge fährt u. s. w.

Der eine Spottvers weckte andere: wo Frau von Hillern Gefahren gesehen; z. B. am Oetzthalferner — wanderten wir singend, neckend, doch auch mitunter stillestehend in Bewunderung der großen Gebirgsnatur — unseres Pfades. — Wie uns weiter unser Weg, Krichs Disposition und die Schranken unserer Beutel führten, das aufzuzählen würde heute nur ermüden, wo man die Welt nicht mehr nach Schritten, sondern nach Bahnstunden durchmißt und die Menschen im Bahnabteil wie an der table d'hôte nur als unbequeme Beeinträchtigung des Raumes kennen lernt und — verwünscht.

Uns sieben Wanderern öffnete die Welt damals freilich in anderer Weise ihre Fenster und Thüren. Es that gut, daß einzelne sich zuweilen von der Gesellschaft lösten und allein ihre Wege gingen, daß die Höhenkletterer und Schwindelfreien sich bis zu den Firsten des Montblanc wagten, andere als „An See" Geborene sich von den Gestaden des Genfersees nicht trennen konnten, daß überhaupt auch hier — wie dazumal in der „Schmiede" — kein Zwang des Zusammenseins bestand. Um so fröhlicher war, wenn verschiedene Gruppen Verschiedenes gesehen und erlebt hatten, die Wiederbegegnung. Was konnte es für die sieben Estonen Erfreulicheres geben, als den Hauptfeiertag ihrer Korporation, den Stiftungstag, auf einer bedeutenden Bergspitze der Schweiz, im Angesicht der höchsten Alpenkette vereint zu feiern?

Am 7. September alten Stils brachen wir noch vor Sonnenaufgang von Meyringen auf, wanderten den Reichenbacher Fällen vorüber, frühstückten im „Steinbock", jetzt wohl Rosenlauibad, und

Digitized by Google

wandten uns von dort dem Rosenlauigletscher zu. Wir hatten das ungeheure Meer, das von der Höhe sich herabzuwälzen und wie in plötzlichem Tode erstarrt zu sein schien, andächtig bewundert, waren die glatten Stufen im hellgrünen Krystall des Eises emporgeklettert und über einen Teil des blendenden Schnees dahingegangen, hatten unterirdisches Rauschen und Brausen vernommen und waren dann — als für rechte Gletscherpartien weder mit der genügenden Zahl von Führern noch mit den nötigen Apparaten versehen — wieder zum festen Steingeländе zurückgekehrt. Der lange Offerus war uns voran auf eine Moräne gestiegen und rief uns von droben zu, daß die Allitteration fast wie ein estnisches Lied klang: „Watage mis kennat tibbut tullewat".

Und auf dem schmalen Pfad an uns vorüber stiegen zwei hübsche blonde Mädchen, die halb abgewandt, doch mit verhaltenem Lachen unsere Grüße erwiderten, dann auf einem Tragstuhl von zwei kräftigen Männern getragen, eine stattliche Dame, das Gesicht thalwärts gewandt und von einem breitrandigen Strohhut fast verdeckt — endlich keuchend und pustend, Hut und Schweißtüchlein in der Linken, einen großen Alpenstock mit viel eingebrannten Namen in der Rechten ein älterer Herr. Stehen bleiben, einen von uns scharf fixiren, ihm um den Hals fallen — das vollzog sich zu unserer Überraschung in Minutenschnelle. „Wo kommst Du her? wie kommst Du hierher?" und ähnliche Fragen. „Nun mußt Du noch einmal hinauf zu meiner Frau und meinen Töchtern" — und der liebe gemütvolle Konsul aus P., an dessen gastfreier Tafel jener Dörptsche Student freundliche Aufnahme, exquisiten Wein und zum Schluß ein herzliches und zärtliches Schmollis fand, führte zwei von unserer Gesellschaft den Weg zum Gletscher zurück, wo denn die stattliche Mutter und die lieblichen Töchter, die Offerus eben „niedliche Vögelchen" genannt, die Landsleute mit einer Wärme begrüßten, wie sie nur freudige Überraschung zu Tage treten läßt. Diese kleine und kurze Begegnung, denn wir Zurückgebliebenen mußten unseren Weg bergan wieder aufnehmen, während die Familie aus P. sich wieder thalwärts wandte, schien uns für den ganzen Tag bedeutsam. Waren es auch nicht Landsleute aus der allerengsten Heimat, Heimatgenossen waren sie doch, und am kühlen

Digitized by Google

Rosenlauigletscher hatten wir die Wärme landsmannschaftlicher Herzen verspürt.

Wir haben noch öfter „sedda kallis-maakeelt“ auf ihre Kraft probirt, von niedlichen und lieblichen Mädchen herzliche Begrüßung zu erhalten, doch nie mehr mit dem gleichen erfreulichen Erfolge, wie an jenem gesegneten Stiftungstage.

Ja, ein gesegneter Tag war's.

Vorwärts ging es in prachtvollem, kühlen Septembersonnenlichte. Zu unserer Linken die ganze Kette vom Schreckhorn bis zur Jungfrau, schneeleuchtend im tiefen Blau des Himmels, vor uns und zu unserer Rechten üppig grüne Matten, in der Ferne tiefunten von Zeit zu Zeit ein glänzender See. Wir zwei Zurückgebliebenen eilten zwar, denn heute wollten wir durchaus mit den Bundesbrüdern den Abend feiern. Aber auch im raschen Zuschreiten genossen wir das unendlich großartige Bild der Bergnatur. Wir hörten in der Ferne donnerartiges Dröhnen, es waren Lawinen, die vom Wetterhorn niedergingen, wir sahen sie hinabstäuben; dem Entfernten scheinbar in weiche Flocken aufgelöst, in Wirklichkeit noch immer kompakt und gefährlich genug, wecken sie im Fallen und Rollen gewaltigen Hall und Wiederhall von den Bergen. Und in dieser Umgebung einen so trefflichen, herrlichen Freund zur Seite! Wer solchen Tag vergessen könnte, wäre nicht wert, je einen ähnlichen zu erleben.

Müde, ja marode — nicht ohne auf der allerletzten Strecke abwechselnd einen Gaul zu Hülfe genommen zu haben, ward die Anstrengung unserer Eile reich belohnt. Mit Sinken der Sonne erreichten wir das Wirtshaus auf dem Faulhorn, und wenige Minuten darauf standen wir auf der Kuppe und sahen mit den Freunden über die niedrigeren Spitzen hin das Gebirg mit den himmelanragenden Zinken und Zacken. Hier war nicht Ort noch Zeit zu Redereien und Wanderreimen, — wir waren alle von der Größe ringsum ergriffen und zu Andacht gestimmt.

Die Sonne senkte sich blutrot in eine tiefblaue Nebelschicht, plötzlich und dämmerungslos ward es dunkel, aus den Thälern brauten graue Wolken hinauf und hüllten das Land in dichte Schleier.

Digitized by Google

Da — es lodert wie Feuer auf hoch in der Luft ein glühend roter Schein, neben ihm ein zweiter, jetzt flammt eine ganze Kette von Bergen, wie durchschienen von purpurner Glut auf, die langsam sich von der Höhe herabzusenken scheint, dann wogt es blau aus den Thälern empor, das Rot weicht, die Berge sind nicht mehr durchsichtig, nicht mehr aus brennendem, glühendem Gestein, noch ein heller Hauch, der über sie hinschwebt — und dunkel heben sich die Umrisse der Alpen von dem grünblauen, sternenreichen Himmel ab.

Wir sieben Freunde feierten an diesem Abend den Stiftungstag der Estonia. Wir waren jung.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Alpenglühen. — Es wird dunkel. — Wieder das Volk. — Keine Politik in Dorpat. — Aber Gemeinsinn überall. — Heimatfrieden.

Nur noch einmal sah ich auf jener Reise das Alpenglühen. Ich hatte mich auf einige Tage von den Freunden getrennt und stand abends einsam auf der Terrasse der Martinskirche in Vevey. Der Blick war damals noch offen, der Genfersee, die dent du Midi, die Savoyer Alpen, die Sankt Bernhardgruppe ließ sich von dort überschauen. Mich plagte an jenem Tage ein herzliches Heimweh, wie es ja in der schönsten Umgebung am heftigsten aufzutreten pflegt. So nahm ich denn den Wechsel um mich her wenig wahr, bis aus dem Halbdunkel des Abends plötzlich ein zauberhaftes Glühen der Berge aufflammte. Es ist kein Bild, das sich als dauernd darstellen ließe, die Wirkung liegt im unerwarteten Wandel von Dunkelheit zu Licht, von Licht zu Nacht. Als das wunderbare Schauspiel so rasch, wie es gekommen, wieder geschwunden war und ich mich in der ganzen Wehmut der Einsamkeit zur Rückkehr in die Stadt wandte, legte sich mir eine Hand auf die Schulter: „N'est-ce pas, c'est sublime", sagte ein alter Mann, dessen gefurchtes Gesicht ganz Rührung und Andacht schien. Er erzählte mir dann, daß er Vevey in früher Jugend verlassen, einen großen Teil seines Lebens im Auslande zugebracht habe, von Heimweh ergriffen vor einigen Jahren hierher zurückgekehrt sei und seither an jedem Abend zur Martinskirche emporsteige in der Hoffnung, seine geliebten Berge in Abendglühen zu sehen. Wir hatten ein weiteres Gespräch über Heimat und Vaterland — man weiß,

Digitized by Google

daß die Schweizer in der brünstigen Verehrung dieses ihnen einheitlichen Begriffs ein hohes Glück besitzen.

Wieder trafen wir sieben in Genf zusammen, unverabredet, im Theater. Unsere Reisevakanz ging zu Ende, die Kollegia, welche die Freunde noch auf deutschen Universitäten besuchen wollten, der Kursus meiner Akademie sollten beginnen, und ein Bedürfnis nach Arbeit mußte ja den Wochen des Genusses folgen. Am Genfersee begann das Abbröckeln unserer Gesellschaft, in Straßburg trennten sich die letzten, die noch zusammengehalten hatten, und wenige Wochen später waren wir nach allen Richtungen der Windrose auseinander geblasen.

Und das Fazit dieses Genusses? Denn auch der Genuß muß ein Fazit ziehen lassen.

Nicht um wissenschaftlich pedantisch zu ergründen, was das Wesen des Volksbegriffes sei, waren wir ausgezogen. Wir alle hatten aber empfunden und oft genügend an den Abenden der Schmiede ausgesprochen und besprochen, daß es ein verhängnisvolles Manko in unserm provinziellen Leben sei, daß bei uns über diesen Begriff keine Übereinstimmung und keine allgemeine Würdigung desselben bestehe. Der landläufige Sprachgebrauch bezeichne mit diesem Worte nach gesellschaftlichen und kulturellen Anschauungen nur einen Teil der Bewohner eines bestimmten Landesgebietes, das doch durch Natur- und Staatsgesetze, Konfession, vielhundertjährige Geschichte gemeinsame Lebensbedingungen und Interessen eine unteilbare Einheit bildet. Und diesem einen Teil wird unbewußt, absichtslos und nur gegenwillig mit der ausschließlichen Bezeichnung „Volk“ das Zugeständnis des Grundrechts am Lande und seiner natürlichen Anwartschaft auf die Sammlung wie auf die Verwertung aller materiellen und geistigen Kräfte des Landes, ja auf die Bestimmung der wichtigsten und höchsten Interessen der örtlichen Gesammtheit gemacht. So kommt es, daß die Estländer die Esten, die Kurländer die Letten, die Livländer im nördlichen Teil ihrer Heimat die Esten, im südlichen die Letten das Volk nennen. Und Estländer, Kurländer, Livländer meinen dabei das Eine: Volk ist ihnen der national konservirte Bauerstand. Und daß dieser „Stand“ eben „Volk“ heißt, daß er national konservirt ist, das ist im Guten und Schlimmen

Digitized by Google

Verdienst und Schuld jener, die sich nicht unter ihre eigne Definition des „Volks“ rubriziren lassen wollen.

So anfechtbar solche Auffassung des Begriffes Volk sei, sie ist noch weit mehr verwerflich. Sie scheidet eine Reihe von gesellschaftlichen Gruppen, die Stände der Bildung, der geistlichen und geistigen Arbeit, der unternehmenden Kräfte, der größeren unpersönlichen Aufgaben aus dem Rahmen des Volkes aus; sie nimmt der wirklichen Einheit der Bewohner desselben Landgebiets die Elemente der höhern Kultur und damit die Fortentwicklung, d. h. das Recht der Existenz.

Aber dieselbe falsche und schädliche Auffassung ist nicht willkürlich. Sie ist nur der Ausdruck eines alten Risses, der durch die Bewohnerschaft der baltischen Provinzen geht und für dieselben verhängnisvoll ist. Koloniales Leben ist seiner Natur nach nur ein Übergang. Der Ansiedler bequemt sich dem neuen Lande an, oder er zieht dasselbe zu sich hinüber, in jedem Falle ist Assimilirung der alten und der neuen Elemente, Verschmelzung zu der Einheit des richtigen Begriffs von „Volk“, die Lebensbedingung einer territorialen Völkermischung.

So ungefähr hatte sich uns — wenn ich mich recht erinnere — in der Heimat die Vorstellung vom „Volke“ herausgebildet. Es war eine Negation, wir waren darin einig, was „Volk“ nicht bedeuten sollte, aber was es bedeute, was es vermöge, was es für Bestimmung und Anspruch habe, darüber waren wir weder einig noch klar. Hier begann auch die politische Seite der Frage, und — die Wahrheit zu bekennen — wir waren, wie die ganze Studentenschaft Dorpats nicht bloß, weil der Komment es uns verbot, sondern aus eigner und allgemeiner Disposition, außerordentlich fern von jedem Politiktreiben. Hierfür weckte erst das Reisen im Auslande unser Verständnis.

Das hatten wir auf unserer Wanderschaft gelernt, daß dem Begriff „Volk“ weder jene herabsetzende Beschränkung innewohnt, welche der provinzielle Sprachgebrauch ihm giebt, noch jene Verklärung, in welche fremdländische politische Bestrebungen ihn zu hüllen pflegten. Die Tiroler Bauern und die Schweizer Führer, die Gebildeten, denen wir begegnet, den Professoren und den Advo-

Digitized by Google

katen, den Wandergesellen und den Handwerksmeistern, den beurlaubten Offizieren und den landischen Junkern — allen war bei oft sehr ausgeprägtem Standeshaß und Standesdünkel doch das Bewußtsein des natürlichen und pflichtgemäßen Zusammenhanges aller Faktoren und Lebensorgane des staatlichen Körpers durchaus klar. Es gab vor 40 Jahren trotz Lassalles Reden und Brochüren noch keine Gruppe, welche das Volk in Atome und das damals nur im Ideal bestehende Vaterland in Splitter hätte zertrümmern wollen. Das war's, was uns in den baltischen Provinzen damals schon lehrreich werden konnte.

Und auch ohne direktes Zuthun jener Sieben gelangten solche Lehren auch bei uns zu praktischer Geltung. Am Ende der fünfziger Jahre erwachte auch in Estland ein lebendiger Gemeinsinn, ein Drang nach einer von Allen zu leistenden, Allen zu gute kommenden Arbeit. Das ist das Jahrzehnt der freudigsten und hoffnungsreichsten Entwicklung in Reval und Estland. Wir werden in den nächsten Kapiteln einen Teil der besonders thätigen und hingebenden Kämpen für das Gemeinwohl in ihren freien Stunden, wie in ihrer Arbeit uns in Erinnerung rufen.

Und soll ich nun sagen, was der Nachhall dieser Reisefreuden und anderer Reisefahrten in den folgenden Jahren sein mußte? Das Bedürfnis nach Arbeit, nach Ordnung und Verwertung des Erworbenen, nach Anwendung des Gelernten und Anstrebung der geschauten besseren Zustände.

Ob auch „Estländer auf Reisen" das Herz zu den Phantasiegebilden Jean Pauls zieht, oder nach Neapel oder nach Vevey oder zu den Hochaltären der Alpen, wo auch immer das Wort euch von allen Seiten entgegentönen wird, das Rousseau in der Bewunderung seines Clarens den ganzen Süden sprechen läßt, das zärtlich verwöhnende Wort: „Aimez-moi", da verlernt die Sprache des Nordens nicht, dem ihr angehört, die strenge Mahnung des Ärmeren: „Aidez-moi" und gebt eure Liebe und eure Kraft, das Licht, das die schöne, weite Welt in eure Herzen gegossen, und die erhöhte Lust am Mitschaffen und Mitbauen des Guten, gebt euch selbst eurer nordischen Heimat und eurem Volke!

Digitized by Google

So mancher ist einst jubelnd hinausgezogen und glaubte im Frühlingsgebrause die Töne des gewaltigen Sturmliedes zu vernehmen:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben!“

Und wenn ihm dann auf langer Lebensreise viel Sonnenlicht und Wogenschlag zu Teil geworden, und er den Blick nun zurückwendet auf das Errungene, Gewonnene und Geschenkte, da möge ihm das bescheidene Lied des Dankes und der Sehnsucht nach Frieden durch die Seele tönen:

„Weit und schön ist die Welt, doch o! wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.“

Digitized by Google

Petenbergs Keller.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Schlittenfahrt im Juni. — Taschenspielerei. — Durch Nacht und Sturm. — Versöhnungsgrog.

Pfingsten 1898.

Wie leuchtet das frische Grün ringsum, wie süß duften die Blüten, wie weich und lau weht der Frühlingswind! Wie könnte es anders sein im wunderschönen Monat Mai, da Altvater die Welt schmückt mit aller Schönheit, der bräutlichen Liebe des Koit und der Aemarik zu Ehren!

Und doch glänzt nicht jeder Mai in solchem Schmuck, nicht immer sehen wir dämmerungsfroh Abendglanz und Morgenlicht sich die Hände reichen und den Liebeskuß tauschen. Auch unsere kurzen Nächte können dunkel, auch unser Mai kann rauh und stürmisch sein. Wir Alten haben es erlebt und werden es nicht vergessen, daß einmal der Winter in Estland beinahe bis in den Juni hinein das Regiment führte. Von diesem lang andauernden Winter, von seinen Folgen im Schlimmen und Guten, von sorgenvollen und fröhlichen Stunden, welche unsere Erinnerung an ihn knüpft, darf heute hier wohl die Rede sein.

Es sind gerade 31 Jahr her, man schrieb in Reval den 20. Mai, im Auslande den 1. Juni. Es war 5 Uhr Nachmittags, die Stunde, in welcher sich am Sonnabend ein Kreis von Männern in einem der Häuser beim Catharinenthaler Salon zu einer Tasse Kaffee zu versammeln pflegte. Gewöhnlich trafen sie sich schon auf dem Wege dahin, und so auch an jenem Sonnabend 1867. Zuerst der Leiter einer Privatknabenschule in der Neugasse und

Digitized by Google

der damalige Redakteur der „Revalschen Zeitung“. Auf dem Marktplatz stießen der Direktor und ein Oberlehrer der Domschule zu ihnen, bald darauf der Typus gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit, ein junger Mann, der sich zum Antritt einer bequemen und hohen Beamtenstellung in Odessa rüstete. Bei der gegenseitigen Begrüßung machte der sonst so vorsichtige Domschuldirektor eine unfreundliche Bemerkung über den sechzigsten Grad, der noch im Juni Massen von Schnee herabgeschickt habe, was den patriotischen Schuldirektor aus der Neugasse tief verletzen mußte. In seinem nordischen Patriotismus ging er dem Manne, der noch nicht verlernt hatte, nach dem Stil und den klimatischen Usancen des Westens und Südens zu rechnen, mit der ihm eigenen Wärme zu Leibe und pries die Vorzüge des späten Winters und des alten Stils für gewisse Fälle, zum Exempel für den heutigen, der es Reval gestatte, an demselben Tage eine flotte Schlittenpartie zu unternehmen, an dem man in Frankfurt schon vergessen, wie Schnee aussieht und sich im Stadtwald vor den Sonnenstrahlen zu schützen sucht. Er schlug vor, eine solche Schlittenfahrt heute, am 1. Juni neuen Stils, sofort zu unternehmen und, da die Mehrzahl ja ohnehin in Pelze gehüllt sei, sofort einzusteigen. Und hierbei winkte der energische Meister der Schule in der Neugasse nach der Richtung hin, wo eine Reihe von Fuhrleuten schon auf den Bock ihres Schlittens gesprungen war und die kleine Gruppe der Männer mit zuvorkommender Aufmerksamkeit und mit der Ungeduld der Konkurrenz beobachtet hatte. Kaum war ihnen ein Zeichen gegeben, das ihre Dienste zu fordern schien, so sprengten sie los und jagten mit schleudernden Schlitten auf Jene zu, ihrer 6 Schlitten auf 5 Personen. Der Direktor vom Dom hatte sich rasch und gern gefügt; der Redakteur schlug vor, auch den allgemein verehrten Syndikus der Stadt mit den Reizen einer Schlittenfahrt im Juni zu versuchen, und eine Viertelstunde später jagte die kleine Expedition in dem Tempo, das in Rücksicht auf die Zufriedenheit der Fahrgäste den Fuhrleuten Revals bei guter Bahn als das einträglichste sich erweist, die Narvsche Straße entlang. Der Syndikus hatte sein Aktenheft zugeklappt, Abschied genommen von Weib und Kind und in einem der beiden Schlitten Platz genommen. Uber das Wohin war nicht lange debattirt

Digitized by Google

worden. Der Direktor der Neugasse hatte den Fuhrleuten kurz und bündig das Ziel bestimmt: „Duntenkrug, dort warten!“

Die Pferde griffen munter aus, die Glocken an ihrem Geschirr erhoben ein gleichartiges Geklirr, in dem der einzelne Klöppelschlag kaum mehr zu unterscheiden war, Schneeballen, weich und hart, rein und unrein flogen von den Hufen der Rosse emporgeschleudert, über die Fahrgäste hin, die Narvsche Straße, die noch mit Brettern vernagelten Villen am Strande zogen rasch vorüber, der Wind strich mit der ganzen Frische der reinen Winterluft um Ohren und Schläfen der Fahrenden. Die ganze Lust des Nordländers an der raschen Bewegung im Freien, der volle Reiz des Fluges durch die stille, weiße Landschaft, über die schon eine dunkle Wolkenwand sich zu erheben begann, der unbegrenzte Blick, der sich bei Erreichung des Glints über das eisbedeckte Meer aufthat, wo nur dunkle Streifen auf offenes Wasser schließen ließen, endlich ein dumpfes Getöse, das wie ein großes Kanonenschießen in weiter, weiter Ferne klang und von Zeit zu Zeit über das schollige Eismeer donnerte, — das alles mußte auch den süddeutschen Domdirektor rasch mit dem 60. Breitengrade und dem Freunde versöhnen, der dessen Verteidigung in so drastischer und aktueller Weise übernommen.

So war denn eitel Lust und Fröhlichkeit bei den sechs Revaler Herren, als sie in das große, fast möbellose Zimmer des Duntenkruges eingetreten waren. Zwar wollte der Wirt ihnen den bestellten Grog im kleineren Buffetzimmer serviren, sie aber zogen es vor, bei geringerer Temperatur und minder schlechter Luft in dem „Saal“ zu bleiben, in dem sonst tanzlustige Revaler Familien die Polka zu schwingen pflegten. Ein Tisch und die nötigen Stühle wurden hereingetragen, der dampfende Grog erschien, und eine Munterkeit beherrschte bald die Gesellschaft, wie sie nur in sehr vertrautem Freundeskreis, in ungewöhnlicher und von allen kleinen Lebensverdrießlichkeiten befreiter Umgebung möglich ist. Als der Wirt eine Lampe auf den Tisch stellte und fragte, ob nicht noch ein zweiter Grog gefällig sei, erhob sich kein Widerspruch.

Statt des Wirts trug ein den Meisten fremder Mann, offenbar auch ein Gast, heißes Wasser herbei und bat, den Herren ein Glas präpariren zu dürfen. Er sei der Weinhändler Petenberg aus dem

Digitized by Google

Börsenkeller und habe hier einen Cognac aus seiner Niederlage. Das war eine gute Empfehlung, denn kannte damals auch noch nicht jeder „trinkbare" Mann den Petenberg von Angesicht oder dessen Keller von Augenschein, so wußte doch jeder, daß Hartmuth und Fahrenholtz, Landesen und Ferberg kein besseres Getränke führten, als der Wirt im Börsenkeller. Auch von einigen persönlichen Eigenschaften dieses Mannes, die später erwähnt werden mögen, war manches bekannt geworden. Die sonst so exklusive Litteratengesellschaft im Duntenkruge nahm keinen Anstand, für Herrn Petenberg einen Stuhl und ein Glas an ihren Tisch stellen zu lassen, doch nicht ohne daß der Domdirektor und sein Oberlehrer eine kleine Mißstimmung unterdrückt hätten.

Mit feierlichem Ernste begann Petenberg sein Schenkenamt. Die frischen Gläser und Löffel wurden aufmerksam auf ihre Reinheit und das Wasser auf seine Temperatur geprüft, eine Flasche herangeholt und mit einem besondern Korkenzieher behutsam geöffnet, und dann der Cognac ganz langsam und vorsichtig Löffel für Löffel in die Gläser gegossen. In der That — das Getränk war köstlich, blumig, wohlschmeckend, erwärmend und doch weit weniger kräftig, als man sonst in Reval seinen Grog zu trinken pflegte.

Es ist die Gabe der guten Getränke daß sie, in ersprießlichem Maße genossen, ein stilles Behagen wecken, die Gemüter zu freundlichem Gleichmut und zu ruhigem Austausch stimmen und der Unterhaltung somit größere Tiefe verleihen. Bei dem guten Grog Petenbergs wandte sich auch das Gespräch der sechs Männer ernsteren Gegenständen und mancher Sorge zu, die an dem provinziellen Horizont als dunkle Wolke emporzusteigen begann. Mit der Sorge, die allen nahestand, kam aber allmählich doch der Widerspruch, da sich jeder in seiner Weise über sie und über ihre Gefahren auszusprechen und Anerkennung seiner subjektiven Meinung zu fordern begann. Den sechs Freunden war es um Streit nicht zu thun; man hielt lieber zurück, als den Widerspruch zu verfolgen, und das Gespräch büßte an Lebhaftigkeit ein, was es an Liebenswürdigkeit festhielt. In einer der kleinen so entstehenden Pausen erhoben sich plötzlich in dem entferntesten und dunkelsten Winkel des Tanzsaals laute, eifernde Stimmen, nicht zwei, nein drei und mehr Leute

Digitized by Google

waren da wohl in Streit geraten. Wie kamen sie herein? wo saßen sie? Man leuchtete mit der Lampe in alle Winkel, sie waren leer. Petenberg hatte unterdeß den Kopf auf den Tisch gelegt und schien fest eingeschlafen.

Kaum hatte die Gesellschaft etwas betroffen wieder Platz genommen und über den Schlafenden als Trunkenen einige unwillige Worte gesprochen, als von der Musikantenbühne im Saal erbärmliches Kindergeschrei ertönte, aber auch dort kein Mensch, dann klopfte es draußen an die Scheiben, Herr Petenberg solle herauskommen, und mit freundlichstem, nüchternstem Gesicht sprang dieser jetzt augenblicklich auf und eilte fort. Im dritten Kunststückchen hatte er sich verrathen: „Bauchrednerei", rief der Syndikus zuerst, und die andern stimmten lachend zu. Petenberg kam zurück und bat dringend seinen Scherz entschuldigen zu wollen. Man lachte, widerstand aber seiner Aufforderung zu einem weiteren Glase Grog, berichtigte trotz seines Widerspruchs — denn der Cognac sei speziell seiner gewesen — beim Wirt die Zeche und bestieg wieder die Schlitten.

Es war unterdeß dunkel geworden: die Wolkenwand hatte den ganzen Himmel überzogen, er erschien fast schwarz. Der Schnee allein gab ein mattes Licht; die dunkeln Flecken auf der grau erscheinenden Eisfläche des Meeres schienen größer geworden zu sein. Über das Land schnob ein scharfer Wind, gleich vor dem Kruge war die vor wenigen Stunden wohleingefahrene Straße durch ein frisches Schneetreiben bedeckt, über die Fläche des Laksbergplateaus huschten Schneegestalten.

Die Rückfahrt ging nicht so lustig von statten wie die Hinfahrt, der Weg war vielfach verstümt, bald nur wenige Schritt weit zu sehen. Die Geschirrglocken gaben ihre Schläge in meßbaren Intervallen.

Da kam ein anderer, rascherer Glockenschlag hinter jenen her. Ein leichter, kleiner Schlitten, mit einem geschwinden Klepper bespannt, von einem pelzvermummten Insassen geleitet, fuhr den beiden Schlitten der Sechse vorüber, vollkommen frei von jener Unsicherheit, welche die Fuhrleute im Schneesturm ergriffen hatte. Und nachdem er im Schneetreiben verschwunden, prasselte es plötzlich vor

Digitized by Google

den nachfolgenden Schlitten auf, Schwärmer flogen in die Luft, rote, grüne römische Lichter, dann bengalische Flammen, deren niedergefallene Funken noch sprühten, als die Schlitten der Sechse schon an ihnen vorübergefahren waren. Es war eine ambulante Illumination, eine voranziehende periodische Beleuchtung des Weges, eine sichere Führung zur Stadt.

Und solche that not. Je mehr man sich der Stelle näherte, wo die Straße vom steilabfallenden Glind hinab zum Strande führt, also zum eigentlichen Laksberg, um so verstümmter war der Weg, um so gefährlicher eine Abweichung von demselben nach rechts oder links. Die Fuhrleute mäßigten noch mehr den Schritt ihrer Pferde, der Wind schnob mit empfindlicher Schärfe um die Gesichter der Fahrenden, die aller Geduld bedurften, um das verlangsamte Tempo der Fortbewegung nicht durch Mahnen oder Schelten zu beschleunigen. Da hebt sich aus dem schattenlosen Grau ein dunkler Körper ab, gewinnt Form, wird freudig erkannt: das kleine Gespann von vorhin, das des Weges so sicher schien, und ihn offenbar den Nachfolgenden zeigen wollte. Und aus dem kleinen Schlitten leuchtet es wieder hell empor, übergießt die Schneehaufen rechts und links und die fast verwischten Spuren der Fahrstraße mit phantastisch rotem Schein, und bewegt sich langsam voran, um den Fuhrleuten die Bergpassage zu sichern.

Hatte auf der schutzlosen Fläche oben der Wind gepfiffen und geheult, die Augen der Fahrenden zu Thränen gebeizt und ihnen Nasen und Ohren empfindlich gekniffen, so war es am Fuße des Berges, im Schutze der laublosen aber dichten Bäume Catharinenthals still und verhältnismäßig warm. Weiter in das Meer hinaus war nun in überraschend kurzer Zeit die ganze Eisdecke fortgetrieben, ein dunkler Wasserstreifen schlug mit hohlen Tönen an den Strand und spritzte rauschend über die großen Steine. Auch der Weg war ein anderer, als der dort oben. Fast keine Spur von Schnee mehr, die Schlitten knirschten langsam über den bloßgelegten Sand und durch die Pfützen. Statt der scharfen Eissplitter und nassen Flocken, die oben den Fahrenden ins Gesicht gepeitscht waren, rieselte hier ein kalter Regen. Erst beim Buxhöwdenschen Hause an der Narvschen Straße flackerte und schmauchte eine ärmliche

Digitized by Google

Laterne, bis dahin ging es in langsamem Schritt durch tiefes Dunkel, das nur um so dunkler erschien, wenn die Leuchtkugeln und römischen Lichter des unbekannten Vorfahrers ausgesprüht hatten. Im Bereich der ersten Laternen hielt das lichtspendende Gespann. Der Mann, der es lenkte, schlug seinen Pelzkragen zurück, es war Petenberg, der seiner Lust am Feuerwerkern, die ihm in späteren Jahren so verhängnisvoll werden sollte, wie seiner allezeit lebendigen Dienst- und Hülfsbereitschaft heute die Zügel hatte schießen lassen. Jetzt trat er an die Schlitten der Sechse heran und lud die Herren in bescheidener, aber dringender Weise ein, nach dieser langwierigen kalten Fahrt statt des ihm vorhin zurückgewiesenen Grogs eine Flasche Wein in seinem Keller zu trinken. Er habe, so wandte er sich an die beiden Scholarchen vom Dom, jetzt einen wahrhaft guten Rheinwein und bitte ihn als Entschuldigung früheren Unrechts den Herren vorsetzen zu dürfen. Es sei noch gar nicht spät u. s. w. Nicht ohne Bedenken gegen das letztgenannte Argument wurde ihm Zusage erteilt. „Nur keine Empfindlichkeit!" flüsterte der junge Freund, der nach Odessa abreisen sollte, den beiden Herren vom Dom vertraulich zu. Und sie stimmten bei, denn die Tücken des nordischen Winters hatten die Vergnügungsfahrer an diesem Mai- oder Junitage härter angefaßt, als im Dezember oder Januar. Erlittenem Frieren und kalter Durchnässung alle gefährlichen Folgen zu nehmen und die bedrohte Gesundheit sicher zu stellen, ist dem Nordländer kein Mittel so probat und so willkommen, als ein guter, Herz und Leib erwärmender Trunk, zumal in später Sonnabendstunde. Auch unter andern Umständen sind Revals Litteraten allezeit der selbstgerechten Abstinenz ferngeblieben. Unsre sechs sahen an dem erwähnten winterlichen Mai- oder Junitage keinen Anlaß, dieser liebenswürdigen und vergnüglichen Tradition zu widerstreiten.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Man lebt ſich ein. — Ein Schulkollegium. — Blume des Weines.

Als ihre Schlitten ſie vor die ehrwürdige Börſenhalle führten, fanden die Herren ſchon einen Knaben damit beſchäftigt, den kleinen Klepper Petenbergs von dem abgebrochenen Kanonenrohr loszubinden, welches als Pfoſten das Thor zum „Gange“ zwiſchen Lang- und Breitſtraße zierte, und um welches Petenberg die Leine ſeines Geſpanns geſchlungen hatte. Der Knabe wurde mit Pferd und Schlitten heimgeſchickt, Petenberg ſelbſt übernahm wieder die Leitung ſeines Kellers. Drunten fanden die Gäſte ihn ſchon an einem Telegraphenapparat: er meldete eben ſeiner Frau elektriſch, daß er, glücklich vom Duntenkruge zurückgekehrt, heute erſt ſpät in ſeine Wohnung — die lag auf der früheren Reperbahn — kommen werde: eine elektriſche Verbindung zwiſchen Mann und Frau, die erſte in Reval, nach der kurzen Überſpannung der Stadt mit Telegraphendrähten für elektriſche Uhren im Jahre 1857! Für die Geſchichte des Unternehmungsgeiſtes in Reval ſind dieſe beiden Verſuche nicht ohne Intereſſe; auch an dem früheren Uhrentelegraphen hatte derſelbe Petenberg lebhaften Anteil gehabt.

Die erwähnten Litteraten lernten ihn alſo an dem einen Abend als Bauchredner, als Feuerwerker, als Elektrotechniker, aber auch als guten Mundſchenk und hülfsbereiten Menſchen kennen. Bald ſollten ſie erfahren, auf welchen andern Gebieten derſelbe Mann ſich nicht ohne Erfolg verſucht hatte.

Der Keller war matt erleuchtet, eine Lampe hing von dem Gewölbe des Hauptraumes herab. Ihr ſchwaches Licht traf alters-

Digitized by Google

graue Wände, das geräumige Nebenzimmer, das später Versammlungszimmer der Petenberg'schen Gäste wurde, existirte noch nicht, auch in den Räumlichkeiten für die Fässer und Flaschen war nicht für ein Verweilen der Gäste gesorgt. In dem einzigen benutzbaren Raum befanden sich außer dem telegraphirenden Petenberg noch zwei lebende Wesen: das eine, ein großer erbsfarbener Kater, schnurrte ruhig auf dem schwarzen, lederbezogenen Sopha fort, als die neuen Gäste eintraten, das andere drückte sich scheu noch tiefer in den dunkelsten Winkel. Es war ein kleiner, dürrer, bleicher Mann mit dünnem, weißem Haar, in schwarzem Anzug, dem man es ansah, daß er an Werk- wie an Feiertagen getragen werde und deshalb besondere Pflege seines Besitzers genieße: er war ärmlich und reinlich zugleich. Der einsame Zecher hatte eine bestaubte, staniolverstöpselte Rheinweinflasche und einen Römer ältester Form und Farbe vor sich — wie Petenberg ihn nur favoriten Stammgästen zur Verfügung stellte. Diesem alten Herrn war die Invasion der Sechse gar nicht recht, aber er blieb still in seinem Winkel sitzen.

Ein fröhlicher Nachttrunk wurde eingenommen. Petenberg selbst trug Flaschen verschiedener Marken herbei, die er der Prüfung der Gäste empfahl. Hierbei kam zu Tage, was vorhin zu dem Worte: Keine Empfindlichkeit! Anlaß gegeben. Als vor mehreren Jahren an der Domschule — veranlaßt durch den Exzeß eines Knaben, den die oberste Schulleitung nicht mit genügender Strenge zu strafen vermochte, — ein Abgang fast des ganzen Lehrkörpers stattgefunden hatte und Ersatz durch inländische Lehrkräfte nicht beschafft werden konnte, war es dem Kuratorium der Domschule gelungen, in Deutschland eine Zahl junger Männer für ihre Anstalt zu gewinnen. Es waren tüchtige, ja zum Teil hervorragend tüchtige Pädagogen und Gelehrte unter ihnen, vorerst aber fehlte ihnen jeder kollegiale Zusammenhang und jede kollegiale Tradition. Erst in Reval lernten sie sich gegenseitig kennen; fremd unter einander, fremd vor allem gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen, den provinziellen Anschauungen, den Elementen, an denen sie ihre pädagogische Kraft üben sollten. Diese Männer, ihr Direktor zumeist, hatten die außerordentlich schwierige Aufgabe, um für das Leben wirken zu können, sich durchaus fremdartigen Lebens-

Digitized by Google

bedingungen zu fügen. Und in der gleichen Lage, in der sie sich alle befanden, fehlte ihnen doch das Band gegenseitiger Sicherheit, das sie zu einem Ganzen, zu einem Kollegium hätte machen müssen. Sie alle verstanden bald, daß die revalsche Frage: wie haben Sie sich „eingelebt"? richtig gestellt sei. Um ein Sicheinleben, um ein langsames Hineinwachsen in die fremden Verhältnisse, um ein Einswerden mit dem neuen Boden ihrer Thätigkeit handelte es sich, und in einer Geschichte der Domschule wird dieser Cötus der Domlehrer einst darob ganz besondere Anerkennung finden müssen, daß ihm das „Einleben" zum Besten seiner Lehrwirksamkeit, wie zur Ehre der Schule verhältnismäßig rasch gelang. Das Hauptverdienst hieran fiel dem Direktor dieses jungen Lehrkörpers zu, der mit außerordentlichem Eifer und großem Geschick seine Kraft daran setzte, seine Lehrer zu einer Gemeinschaft und zu einem Ganzen zu verbinden und sie zugleich in dem fremden Lande heimisch zu machen. Es war Crößmanns vollbewußtes Streben, in der seiner Leitung übergebenen Schule dem Lande zu dienen, und seinen Kollegen den Dienst in diesem Lande leicht zu machen. Er sah in seiner direktorialen Stellung neben der speziell pädagogischen und administrativen Verpflichtung die Aufgabe der doppelten Repräsentation: den Lehrkörper wollte er gegenüber dem Kuratorium und der Gesellschaft vertreten, und die Gesellschaft im weitesten Sinne vertrat er den Lehrern gegenüber. Insbesondere galt sein Bemühen in erster Zeit dem engeren Zusammenschluß des Lehrkörpers — man vergesse nicht, daß dieser Lehrkörper aus deutschen Kleinstaaten sich zusammenfand im Jahre 1860, in der Zeit der größten Zerfahrenheit Deutschlands — vor dem schleswig-holsteinischen, vor dem preußisch-österreichischen, lange vor dem deutsch-französischen Kriege, ja, vor jenem Fürstentag in Baden-Baden, wo Napoleon III. geglaubt hatte, durch sein bloßes Erscheinen, alle deutschen Vereinigungsbestrebungen zu zerreißen. Es waren das ideale, und deshalb festere Bande, als Napoleon sie vermutete. Süd- und Norddeutsche, Hessen und Sachsen schwärmten und sangen zwar von einem einigen Vaterland und von einer künftigen Wiederkehr des alten Barbarossa und seines Kaiserreichs, aber sie waren, selbst wo sie sich im Auslande trafen, fast ebenso uneins, fast ebenso in kleine gesellschaftliche

Digitized by Google

Kreise, Vereine und Stammtische zersplittert, wie Deutschland selbst in Königreiche, Herzogtümer u. s. w. Ein seltsamer Widerspruch, aber er trat fast überall zu Tage, wo Gruppen von Deutschen im Auslande lebten: in Petersburg, wie in Rom, in London wie in Odessa. Alles politische Empfinden und Sehnen gipfelte in dem Traum von einem einigen Deutschland, und alle praktische Begegnung ließ sogleich die Ecken und Schärfen der Stämme oder der Staatsangehörigkeit der Einzelnen auf einander stoßen.

Der Lehrkörper der Domschule war damals, wie schon erwähnt, aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt. Die Zahl der Inländer war aus dem oben angeführten Grunde sehr klein, die Ausländer stammten aus dem Norden und Süden, aus dem Osten und Westen Deutschlands, aus der deutschen und französischen Schweiz. Diese Elemente zu einem festen Organismus zu verschmelzen, der seine allezeit schwierige, damals ganz besonders erschwerte Stellung zu höherem Ansehn und größerer Wirkung der Schule auf die Lernenden und auf deren Eltern festigen sollte, das war des neuen Direktors Ziel und Plan gewesen, und dieser Aufgabe nachzugehn, war er in hohem Grade geeignet, weil er neben seiner beruflichen auch eine große gesellschaftliche Begabung besaß. Dazu die imposante Erscheinung, der kühn geschnittene Kopf auf dem kraftvollen und doch geschmeidigen Körper, die Gewohnheit, in höheren Gesellschaftskreisen sich zu bewegen und die freundschaftlichen Beziehungen, die er zu seinen frühern Freunden und Bekannten in Frankfurt und Gießen noch aufrecht erhielt, vor allem das vornehme Maß in seinem Wesen, Urteilen, Reden — das alles machte ihn zum geeigneten Vermittler zwischen seinen adeligen Committenten und Vorgesetzten und den landfremden, eigentlichen Arbeitern an der Schule, den neuengagirten ausländischen Lehrern.

Dieser Mann, von den Ufern des Mains, aus dem Lande des Weines in den Norden versetzt, an Genüsse der Geselligkeit gewöhnt, behagliche Lebensschönheit suchend, fand sich mit dem Kreise seiner Mitarbeiter jetzt vielfach ganz fremdartigen Gewohnheiten und Liebhabereien gegenüber. Insbesondere behagte den Männern, die aus Weinlanden kamen, der in der Stadt Reval übliche Grog ebensowenig, wie der auf dem Dom gebietende Thee. Sie wollten bei

Digitized by Google

ihren Zusammenkünften und Gesellschaften des Weines nicht entbehren. An Weinhäusern fehlte es natürlich in Reval nicht, aber man trank daselbst nur schwere und gekünstelte Sorten und bezahlte sie teuer. Nichts aber erscheint dem Weinländer als ein so schweres Unrecht an der Natur und an den Menschenrechten, wie ein Zusatz von Spiritus oder Zucker zu seinem Wein und eine falsche Etikette. In jener Domlehrerkolonie erhoben die Süddeutschen laute Klagelieder, als sie auf den Weinkarten die Weinpreise lasen, Zornesausbrüche erfolgten, als sie für teures Geld sich die angekündigten Weine hatten kommen lassen, und zerstörend klang in ihr „Einleben", in ihre Berufsthätigkeit, in ihre und ihrer neuen Heimat Zukunft Ludwig Börnes einziges Gedicht hinein:

Ein Land ohne Wein?
Nein, nein, nein!

Da war es nun der Direktor gewesen, der sich seiner selbst und seiner Schar erbarmte und sie vor den Kopfschmerzen des Revaler Abendgrogs, wie vor den allzu großen Ansprüchen an ihre Beutel schützte: er wandte sich an einen Freund in Deidesheim und in wenigen Wochen traf ein großes Ohmfaß Pfälzer Weines in Reval ein, dessen Inhalt ehrlich unter den Kollegen verteilt und — getrunken wurde. Darob erwachte natürlich der Zorn der zunftmäßigen Weinhändler, welche den Direktor der Domschule auf nicht konzessionirten, patentlosen, heimlichen Spirituosenhandel verklagen wollten, mit ihrer Klage aber abgewiesen wurden, weil alle gesetzlichen Zoll- und Acciseforderungen erfüllt, und der Wein nicht an die einzelnen Empfänger verkauft, sondern von ihnen allen gemeinsam bezogen und nur unter sie verteilt worden war. Die zünftigen Herren nahmen in anderer Weise ihre Genugthuung. Auf einem Maskenball in der Gilde des heil. Kanut erschien ein Bacchuszug und ein Faß, herangeschoben von den kenntlich karrikirten Lehrern am Dom, auf der Höhe des Fasses aber thronte mit Thyrsosstab und Becher der Direktor. Die Mißstimmung Revals gegen die Ausländer fand an diesem Scherz ein gewaltiges Behagen, und schon hieß es, die Fremden würden wohl heimwandern müssen. Die Antwort der Verhöhnten war, daß den Veranstaltern des Bacchuszuges am folgenden Tage in höflichem Tone, die Adresse des Pfälzer Produ-

Digitized by Google

zenten, zur Verfügung gestellt wurde, um dessen Weines willen die Kundschaft der Herren vom Dom den Revaler Händlern bis dahin versagt war. Entschuldigungen erfolgten, billige Deidesheimer wurden verschrieben, von den Frühstücksherren bei Fahrenholtz und Ferberg mit dem Wohlwollen entgegengenommen, das der Revalenser von damals keinem Weine versagte, bald aber wieder von dem Sherry, der mehr wärmt, oder dem Rotwein, der gesunder ist, verdrängt; als Abendtrunk konnte der kalte, bleiche Pfälzer sich ohnehin mit dem heißen Grog nicht messen, der nicht bloß dem 60. Breitengrad, sondern auch dem Geschmack des Einzelnen sich so trefflich anpaßte. So stellte sich denn das Geschäft mit dem hellen Wein von Neustadt für den Revaler Weinhändler schlecht, und die Herren Ausländer blieben in dem Bezuge ihres Getränkes fernerhin unbehelligt.

Als die den „Ausländern" unfreundlichen Revalenser jenen Bachuszug aus dem Canutus belachten, galt für den Urheber dieser Verspottung Petenberg. Daher das Mißbehagen, das bei seinem Erscheinen im Duntenkruge zwei von den Ausfahrern beschlich, und daher die Überwindung derselben bei der Bitte Petenbergs, in seinen Keller hinabzusteigen, und daher endlich jene Mahnung unseres liebenswürdigen Odessaer Regierungskandidaten: „Nur keine Empfindlichkeit."

Eine solche zeigte sich auch nicht. Es geht ein merkwürdiger Zauber schon von dem Duft, von der Blume des Weines aus. Sie weckt Erinnerungen an alle schönen Stunden, die je mit Weinesgenuß verbunden waren: der echte, reine, goldene Rüdesheimer ließ, schon ehe von ihm getrunken worden, die Wonne der Jugendfreiheit der wandernden Studenten am Rhein in den Herzen wach werden. Fast alle die Männer, denen Petenberg seine Schätze in grünen Römern vorsetzte, hatten einmal bei ähnlichem Weinesduft von der Höhe des Niederwalds über den weingesegneten Rheingau blicken dürfen und manches Glas dieses flüssigen Goldes an Freundesglas erklingen lassen. In dieser Stimmung vergaß sich jede erlittene Unbill bald, auch das Abenteuer der Winterfahrt zur Frühlingszeit. Diese Stunden in Petenbergs Keller übten die Macht, jene sechs enger zusammenzuführen und sie sich noch mehr der Gemeinsamkeit

Digitized by Google

ihrer Freuden und ihrer Pflichten gegen die alte und neue Heimat bewußt werden zu laſſen. War ihnen allen und jedem von ihnen die Aufgabe geſtellt, zu der einen Arbeit an ihrem Lande Geſinnungsgenoſſen zu werben und Mut und Freude zur Arbeit gegenſeitig zu erhöhen, ſo war dieſer Tag wahrlich kein verlorener. Als ſie in fröhlicher Stimmung, an Leib und Seele durchwärmt, die Kellerſtufen emporſtiegen und Petenberg, der als Wirt ſeine Gäſte mit dem Beſten ſeines Kellers bedient, ſich ſelbſt aber bei dem Sonderling in dem dunkeln Winkel zurückgehalten hatte, — hinter ihnen die Thür ſchloß, da ſahen ſie ſich erſtaunt in der ſo raſch veränderten Welt um: der Wind hatte ſich gelegt, der Himmel war hell, die Luft milde geworden. Und als die zwei Schulherren vom Dom von der alten Dompenſion aus noch einen Blick über die Bucht ſandten, da war das Meer weithin eine dunkle Flut, aus welcher einzelne helle Schaumwogen aufſpritzten, und am Horizont zog ſich von Weſt nach Oſt der goldene Morgenſtreif. Es war Koit, der die Leuchte in Hand und Hut der Aemarik gab.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Not im Anzuge. — Predigt in Tönen. — Bowlenrezept.

Es war September geworden: ein böser, nasser Sommer war dem langen, harten Winter gefolgt. Der Landmann sah mit ernsten Sorgen in die Zukunft.

Vielleicht gerade um der schweren Zeit willen war der „Adel" fast vollzählig zum Septembertermin nach Reval gekommen. Man konnte mit den Geschäften nicht den Nachbar belasten, man mußte sie selbst besorgen. Und man hatte gerade, um sich der trüben Stimmungen und Ahnungen zu entschlagen, Frau und Töchter mit in die Stadt genommen. In der Langstraße herrschte ein ungewöhnliches Getreibe, in der sonst so stillen Breitstraße sah man wieder die alten Kutschen, die in den Schuppen auf dem Dom auf die städtischen Besuche und Visitenfahrten ihrer Herrschaften warteten. Der Theaterdirektor hatte drei neue Schauspielerinnen engagirt, um seinem Kunstinstitut neue Zugkraft zu verleihen, und vor der Lehmpforte produzirten sich ein Albino aus dem Feuerland und ein Menschenfresser vom Kap. In den städtischen Kreisen debattirte man über die Gemeinschädlichkeit einer Bahn nach der Residenz, welche die Revaler Kaufleute unfehlbar „zu Prikaschtschiks" von Petersburg machen oder den ganzen Handel nach Baltischport verlegen werde. An Deidesheimer oder Niederwald dachte Keiner, aber ein undefinirbares Angstgefühl trieb alle Welt doch in die Vergnügungen des Tages hinein.

Digitized by Google

Da kündigte Theodor Stein ein Konzert an in der Börsenhalle.

Daß er im März und September gern konzertirte, geschah um der Einnahme, aber mehr noch um der geistigen Anregung und Erhebung wegen, die er selbst aus seinen Konzerten schöpfte. Theodor Stein war eine Künstlernatur, die zu ihrem Schaffen einer empfänglichen, seelenverwandten Gemeinde bedurfte. Wenn er spielte, wollte er gehört werden. Er versenkte sich ganz in seine Kunst, aber es verlangte ihn nach Herzen, die sich mit ihm von ihr erheben ließen. Der flüchtige Ton forderte, daß er von Vielen genossen, Vielen eine Freude oder ein Weckruf sei. Vor einem fremden, kalten Publikum hat Stein die ganze Begeisterung seines musikalischen Schaffens nie ausgeben wollen: darum erwärmte er sich und Andere in seinen kleinen Hauskonzerten mit geladenen und eingeführten Hörern. Aber im März und September kamen frühere Schüler und Schülerinnen wieder zur Stadt, da versammelte er sie gern zu einem Feste, das seine Kunst ihnen bot, da war es seine von ihm herangebildete, ihm so liebe Gemeinde, die er zu musikalischem Liebesmahl wieder vereinte.

Wie schlimm auch die Zukunft aussehen mochte, Steins Konzert übte auch im September 1867 die alte Anziehungskraft. Man hatte ihn gebeten — und er war nach einigem Sträuben darauf eingegangen, in diesem Konzert wieder einmal zu improvisiren. Stein war kein Virtuos in dem Sinne, daß er die höchste Kunstleistung in der Überwindung der größten technischen Schwierigkeiten gesucht hätte. Er beherrschte den Flügel trotz der Petersburger Berühmtheiten, die Reval mitunter als Konzertgeber besuchten, aber sein Ziel war nicht die Beherrschung des Instruments. Er wollte für die wenigen Stunden seines Konzerts die Gemüter beherrschen, daß sie ihn auch noch in der Zukunft als den begeisterten Interpreten der musikalischen Schönheit anerkannten und sich von derselben ganz erfüllen ließen. Es war wunderbar, daß dieser Mann, der als Kind schon Kunstreisen gemacht hatte und bewundert worden war, von seinen Jünglingsjahren ab in der kleinen Stadt, die Reval war, als er daselbst Aufenthalt nahm, der ein bleibender wurde, bis in ein reifes Mannesalter — fast 30

Digitized by Google

Jahre lang den musikalischen Geschmack beherrschte und doch weder in Einseitigkeit, noch in Morosität, noch in Selbstüberschätzung verfiel. Trotz aller Verehrung, die sein Spiel ihm erwarb, trotz aller Huldigungen, die ihn umschmeichelten, trotz seiner unbedingten Superiorität über die anderen berufsmäßigen und dilettantischen Kräfte der Stadt hatte Stein sich wahrhaft künstlerisches Streben und jene Frische der Empfindung gewahrt, welche die trägsten Gemüter in Bewegung setzt, weil sie selber nie zur Ruhe kommt und nie sich selbst Genüge thut. Es sprudelte aus ihm hervor in Ton und Wort: mochte man ihm morgens begegnen, nach wenigen Worten der Begrüßung drängte sich ein Scherz, oft ein höchst ernsthafter Gedanke über seine Lippen; saß er abends müde, nach Erteilung von 8 und 10 Lektionen im Kreise seiner Familie, so spann er lebensvolle Erinnerungen, fröhliche Schilderungen, originelle Anschauungen in lustiger oder ernster Unterhaltung aus. Nur für den Streit war er nicht zu haben, weder in Worten, noch in Gedanken. Diese Art der Erregung störte sein künstlerisches Empfinden, verletzte den Kern seines Gemüts.

So war er in Reval einer der beliebtesten und gesuchtesten Gesellschafter geworden und hatte sich in den 30 Jahren dieses Exils und dieser nur selten unterbrochenen geistigen Isolirung unverkümmert und unversauert erhalten. Das Geheimnis dieser geistigen Zähigkeit war der Reichtum seiner Schaffenskraft.

Glücklich, wem im Gemüt ein Quell eigener Gedanken sprudelt, dreimal glücklich, wem die Gabe verliehen, diese Gedanken in Formen zu fassen, welche sie Anderen wert und bedeutungsvoll machen. In Steins Herzen sprudelte dieser Quell, und die Musik war es, in welcher er sein Empfinden und Denken zu Anderen sprechen ließ. Unzählige Male hatte Stein Beethovens Sonaten gespielt, in keiner aber sich wiederholt. Immer wieder Neues fand er in ihnen, und immer wieder Neues gab er aus ihnen den Hörern. Aber am kräftigsten schlug bei ihm die schöpferische Ader, wenn er sich am Flügel den eigenen Gefühlen und Gedanken überließ. Das unvorbereitete, ganz dem Augenblick entspringende künstlerische Schaffen war seine besondere Gabe. So sehr waren ihm die Gesetze und Bedingungen des Generalbasses und der Harmonie zu

Digitized by Google

eigen geworden, daß er ohne Rechnen und Korrektur schwierige, verschlungene Kompositionen schuf, die jedoch überall und immer den Charakter der Klarheit in den Tongebilden bewahrten. Er selbst nannte dieses sein Schaffen nicht Phantasiren, sondern Improvisiren.

Er improvisirte gern vor wenigen, gemütsverwandten Freunden, ungern im öffentlichen Konzert. Reval war musikalisch, nicht zum wenigsten durch Steins Verdienst. Kündigte ein Konzertprogramm an: „Improvisation . . . Th. Stein," so gab's bei allen Musikfreunden freudige Erregung. Auch im September 1867 war der Börsensaal bis auf den letzten Platz angefüllt. Es lebten damals in der Stadt wie auf dem Lande viel hochgewachsene Männer und viel schöne Frauen. Ist sonst der Anblick einer großen Menge ungefällig, ja meist unschön, so war die im Konzerte Steins sich versammelnde Gesellschaft in ihren festlichen Kleidern, vielfach in glänzendem Schmuck, ein wahres Schaugepränge. Die Stimmung, welche das Auge vorbereitend weckte, sollte das Ohr steigern und vollenden. Stein, der — wie alle Musiker — den Einfluß des Festlichen und Schönen als besondere Anregung zur Produktion empfand, war auch in dem erwähnten Konzert auf der Höhe seiner künstlerischen Begeisterung und riß das Publikum zu ungewohnten Dankes- und Beifallsbezeigungen hin.

In der üblichen Pause herrschte lebhafte Bewegung im Saal. Auf allen Gesichtern strahlte Freude und Erhebung. Jeder wollte dem Nachbar seine höchste Befriedigung, seine Bewunderung, sein bestes Verstehen des Künstlers aussprechen und Jeder fand hierbei warme Zustimmung. Stein betrat das Podium wieder und nahm aus dem Publikum die Zettel in Empfang, auf welchen die musikalischen Themata bezeichnet waren, die der nun folgenden Improvisation zu Grunde gelegt werden sollten. Zwei oder drei von den vorgeschlagenen Melodieen markirte er auf dem Klavier, dann fuhr er sich rasch mit der Hand durchs Haar und lächelte: aha, ich hab's. Dann kam ein Präludium, eine jener angegebenen Melodien tönte hinein und schien wieder in der Fülle der Töne zu verklingen, da erhob sich die zweite, bescheiden zuerst und wie aus der Ferne. Waren das nicht bald wieder die Töne der ersten, mit denen sich

Digitized by Google

die der zweiten verschlangen, der Grundton eines beliebten schwermütigen Volksliedes mit den Takten eines Wiener Walzers und wie nun beide in dem Ohr der Hörer sich immer enger verbunden, wieder auseinander gegangen und wieder sich verschlungen hatten, da klang es wie ernster Glockenschlag hinein, der Choral nahm die Herrschaft, um ihn rankte sich wehmütig und sehnsuchtsvoll das Volkslied, gegen ihn verklang in der Ferne der lustige Reigen. Und in immer neuen Tönen wallten Schmerz und Freude und ernste Erhebung, Klage und Jubel und Mahnung des Ewigen durch einander, immer wieder fand der Tondichter die Versöhnung der Gegensätze, die Übergänge der Gefühle, den Reichtum eines empfänglichen Herzens. Eine alte fromme Dame trocknete sich die Augen und sprach — es war das Höchste, das sie zum Lobe des Künstlers sagen konnte: „Das war ja eine Huhn'sche Predigt."

Es war still, ganz still im Saal, als Stein geendet hatte. Er hatte sich verbeugt, war vom Podium hinabgestiegen und in das Publikum getreten, dessen Reihen ihm mit augenscheinlicher Ehrerbietung den Durchgang öffneten. Da erst brachen Bewunderung und Beifall laut hervor und sich erhebend applaudirte das Publikum dem davoneilenden Künstler.

Er mußte den ganzen Saal durchschreiten, denn an dem Ende, wo das Podium errichtet war, gab es weder einen Ausgang noch ein Seitengemach. Mit Thränen in den Augen schaute ihm seine Gattin nach, mit Freudenthränen, denn sie war es, die seinen Genius in schweren Zweifelstunden ermutigt und gepflegt hatte, die ihm als eine Frau zur Seite stand, welche die Schwächen ihres Mannes zwar kannte, aber als Schwächen trug, doch seine Kraft des Herzens und Geistes und seine Kunst wie heilige Gaben hütete und nährte. Sie hatte ein Recht an diesem Abend stolze Freudenthränen zu vergießen, denn sie durfte sich sagen, sie habe Teil daran, daß ihr Mann zugleich so weich und tief, so fröhlich und übermütig und so ernst und kraftvoll empfinden und schaffen könne.

Aber das Recht des Stolzes auf ihn nahmen auch Freunde in Anspruch. „Heute gehörst Du uns", riefen sie ihm zu, als er den Saal verlassen wollte, und sie redeten ihm zu und gewannen auch die Zustimmung der geehrten Frau Adelheid, welche dem

Digitized by Google

Triumph ihres Mannes heute das Opfer brachte, ihn gerade in seiner schönsten Gemütserhebung Anderen zu überlassen. Stein war nie so glücklich, nie so sprudelnd in Einfällen und launigen Erzählungen, nie so ganz Künstler, wie nach eben vollbrachter Kunstleistung.

Wie im Meere die Wogen, die ein Sturm aufgeregt, noch steigen und schäumend sich brechen, auch wenn die Kraft, die sie erweckte, der Wind, vorübergezogen, so hob und senkte es sich auch in den Gemütern der Hörer, nachdem die Gewalt, die sie aufgerüttelt, die Musik verhallt war. Das war eben die Bedeutung Steins für das damals so stille, so schlafbefangene Reval, daß er die Gemüter nicht bloß für die Dauer des Konzerts, sondern dauernd zu wecken vermochte, daß sie eine Nachwirkung seiner Kunst in sich verspürten, daß sie das Nachwogen als innerstes Bedürfnis empfanden. In kleinen wie in großen Menschenkreisen ist die Anrufung des Geistes, der sie einigt und mit gleichem Fühlen Alle erfüllt, eine gute, fruchtbringende, mindestens eine vor der Verkümmerung und Vertrocknung der Gesellschaft schützende That. In diesem Sinne brauste Steins Kunst mit unermüdlicher Kraft fast ein Menschenalter hindurch über Reval hin und blies viel Philisterstaub und Philisterwust und manchen Fäulnis- und Moderduft fort, daß wieder frischere Triebe keimten und die Lebenslust erwachte.

Noch feuchten Auges hatte Frau Adelheid ihren Verzicht geübt und ihre Konzession gegeben — ohne eine solche wäre Th. Stein auch an diesem Abend für die Freunde nicht zu haben gewesen. Jetzt hieß es: wohin? Daß es in Reval schon vor 30 Jahren nicht an geeigneten Lokalen fehlte, wird auch das Epigonengeschlecht von heute nicht in Zweifel stellen wollen, aber so sauber es hier und so gemütlich es dort aussah, so trinkbar an einer Stelle der Wein oder so gepriesen an einer anderen die Bowle sein mochte, heute mußte etwas Apartes geschehn und ein ganz besonderes Lokal gewählt werden. „Kinder", sagte Stein, dem an diesem Tage natürlich eine diktatorische Gewalt zustand, „wir gehn zu Petenberg hinunter." Denn der Konzertsaal, der gewölbte, mittelalterliche Saal der Großen Gilde, der jetzt auch als Börse dient, lag unmittelbar über dem „Börsenkeller", dem Lokal Petenbergs.

Digitized by Google

Und wir stiegen auf Steins Wunsch und Geheiß zu Petenberg hinab.

Doch als wir — eine große, gemischte und doch gleichgestimmte und innerlich verbundene Gesellschaft, Adel, Bürger, Litteraten, Kaufleute, alle Stein-Enthusiasten, etwa 18 Mann hoch, in das obengeschilderte Kellergemach traten, saßen schon Leute an den zwei vorhandenen Tischen, Leute, die nicht im Konzert gewesen waren und mit denen wir also heute die gleiche Luft nicht atmen konnten. Einige schwere, kalte Regentropfen fielen in unsere warme Begeisterung: also doch fort, fort in die Lehmstraße oder in das „Land Kanaan", oder zum „Schneider" oder gar in die „Klubbe", vor deren Thür doch ein Teil unserer künstlerischen Gemeinde des Schwarzenhäupterklubs als Nichtmitglieder hätte umkehren müssen, und einen Revaler Klub gab es damals noch nicht. Doch ehe wir einen Beschluß gefaßt, hatte Petenberg Rat geschafft: ein Nebenraum, gefüllt mit allerlei Gerümpel, eine Abteilung einer Gewölbezelle, altersgrau, spinnbewebt, nicht ohne Modergeruch, war von ihm, seinem Knaben und einem richtigen Hausknecht in überraschender Eile ausgeräumt, gekehrt, mit einem langen Tisch und zwei langen Bänken versehen, einige Lampen waren herbeigeschafft, und mit neu erwachter Lust schoben wir uns alle — mehr hätten auch keinen Platz gehabt —, auf die beiden Bänke und jubelten unserm lieben Syndikus zu, als er — als letzter — mit einem Glase erschien, das einer Bowle ähnlicher sah, als einem Pokal. Es bedurfte einiger Kraft, den mächtigen Kelch zum Munde zu führen, denn er enthielt in Petenbergs eigener Festmischung 2—3 Flaschen Burgunder und eine Flasche Champagner. In schwungreichen Worten brachte unser Syndikus dem Freunde Stein den Dank Aller dar, von Hand zu Hand, von Mund zu Mund wanderte der Gral dieser Tafelrunde und verwandelte allmählich die gleichmäßig erhobene Stimmung in freundschaftliche Fröhlichkeit. Wer dabei war, wird dieses Abends nicht vergessen haben, — aber wer von jenen auf der Höhe der Lebenswoge kann noch von ihm sagen und zeugen? Jene sechs vom 24. Mai sind fast alle abberufen und abberufen fast auch alle die 18 vom September 1867. Auch Stein ruht, der begeisterte Priester seiner Kunst, und wehmütig schauen

Digitized by Google

die zwei oder drei Überlebenden jenen frohen Freunden und Gesellen der ersten Versammlung in Petenbergs Keller nach.

Seit jenem Abend ward nämlich der kleine abgeteilte Raum zu einem Versammlungsort der Männer, die bei gutem Wein eine stille Stunde der Erholung oder eine fröhliche der Freundschaft widmen wollten. Seit jenem Abend gewann Petenbergs Keller für die ganze Männerwelt, also auch für die Frauenwelt, die Bedeutung, daß sich ohne Gefahr der Verunglimpfung oder Verleumdung Männer aller Stände in ihm treffen und wenn sie dagewesen, ohne Vorwurf sagen konnten: „Ich war bei Petenberg."

War so in guten Stunden das erste Korn zu einer Einigung aller guten Kräfte in die so arg zerrissene und zerstückelte Kleinwelt Revals gestreut, so sollten bald schwere, sorgenvolle Zeiten an diesen Beginn der Einigung anknüpfen und sie als eine Bedingung des Gesammtwohls von Stadt und Land fordern und selbst heranziehen. Das Jahr 1867 lehrte die Leute, in jedem Glase Wein eine Mutschöpfung zur Arbeit, in jedem Genuß eine Vorbereitung zu künftigen Entbehrungen zu sehn: die Not, die dieses Jahr über Estland brachte, traf das Land nicht unvorbereitet.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Französische Ideale und revalsche Gemütlichkeit.

Von diesen trüben Tagen ein ander Mal! — — — —

Ein Mann von Geist und Verwöhnung, der zu Hause sich auf Kameelsäcken und Sammetpolstern dehnt und dem seine liebe Frau mit zarten Fingern den Zucker in den Morgenmokka taucht, geht — wenn er gute Unterhaltung sucht, gern in schmucklose Räume, wo harte Stühle und dunkle Wände seiner harren. Leute von feinem Geschmack und raffinirter Empfindlichkeit gegen alles Unschöne fühlen sich — wenn sie sich eine besondere Freude leisten wollen — in einem schlichten Bauerwirtshaus, in einem Esterhazykeller, in einer Weißbierstube behaglicher, als in dem ihnen sonst so geläufigen Luxus eines Prachthotels. Pomp und Prunk geben den Hintergrund und die Umgebung zu einer Unterhaltung nicht ab, die Geist und Gemüt erfreuen soll. Wer solche sucht, geht lieber in den Blauen Esel, als zu Dusseaux, lieber in die Jenenser Zeise, als zum Berliner Dressel, lieber in die trattoria Sabina als zu Spillmann, lieber zu Petenberg als — es nimmt das doch Niemand übel? — als in den Revaler- oder Aktienklub. Hat Goethe die Campanella in Rom berühmt gemacht, Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann die Weinstube Lutter und Wegener, Shakespeare die Taverne „at the Mermaid", Fausts Auerbachs Keller u. s. w. u. s. w., so haben diese großen Herren doch kaum als Weinkenner für diese Kneipen Reklame geübt. Auch nicht, weil diese dort oder hier einsam poetische Werke geschrieben hätten, (selbst Hauffs „Phantasieen" sind nicht im Bremer Ratskeller entstanden)

Digitized by Google

sind die Kneipen beim teatro Marcello, hinter dem „Globe“ und auf dem Leipziger Marktplatz Ziele der Wallfahrt für die Verehrer jener Geister geworden. Man sucht sie auf, um die äußere Umgebung kennen zu lernen, in welcher zeitweilig ein Goethe oder Shakespeare einige Mußestunden in ansprechendem Kreise verlebte. Die Wände dieser Tavernen erzählen von dem Behagen, das noch heute, wie einst, in ihnen herrschte, und das jene Gewaltigen überdauert hat, die sich einst desselben freuten, wie wir Nachgeborene das gleiche Behagen dort wiederfinden. Wände, Ausstattung, Maße dieser Räume berichten uns von den Dahingegangenen, und um so treuer, um so lebendiger wird diese Erzählung, je mehr die Beschränkung der Verhältnisse des Inhabers jede willkürliche Veränderung, jedes Zugeständnis an den Geschmack neuer Generationen erschwerte. Jene berühmt gewordenen Kneipen bezeugen zugleich in der anspruchslosen Form, die ihnen geblieben ist, wie anspruchslos die Leute waren, die sie berühmt gemacht, und daß es gerade die einfachste Lebensform ist, welche den Geist am meisten anzieht und erfreut.

War denn die Gesellschaft in diesen Räumen immer so anregend, gab es immer dort Männer, welche diese Gesellschaft über das Niveau der übrigen lokalen Kreise erhoben, verkehrten bei Lutter und Wegener, in der „Mermaid“ ꝛc. wirklich Leute, welche den genialen Männern ihrer Zeit am ehesten ebenbürtig schienen, ihren Stuhl würdig einnehmen konnten?

Wer den Reiz einer gewohnten Kneipe je erfahren, weiß, daß zu ihrer Anziehungskraft es der großen Trümpfe im Spiele der Geister nicht bedarf. Man will dort keinen Streit, keine Überhebung des Einzelnen, kein Fremdsein, keine glatten Förmlichkeiten. Man will das Vertrauen zu unbeengtem Austausch der Gedanken, zu freundlichen Neckereien und anderen Wetzungen des Witzes, man hängt fest an der Voraussetzung eines gemeinsamen Urbodens der Gesinnung und Gesittung. In ein Wort faßt der Estländer diese Forderungen zusammen: er sucht in seiner Kneipe die „Gemütlichkeit.“

Wenn diese Zeilen die wohlverdiente internationale Anerkennung finden, welche ihre Übersetzung in alle lebenden Sprachen

Digitized by Google

notwendig macht, so wird der Russe wie der Franzose, der Engländer wie der Italiener an den vorstehenden Sätzen einen harten Knochen finden. „Gemütlichkeit", was ist das? Lexika her! Добродушие — bonté de coeur — tenderness of mind — (im italienischen Wörterbuch fehlt auch das deutsche Wort) oder чувствительность, sensibilité, sensibleness oder расположение, disposition und endlich comfort!!! —

Nun sagt, Ihr alten Gäste in Petenbergs Keller, welche von diesen Bezeichnungen drückt jene Behaglichkeit ohne Trägheit, jene Selbstbeschränkung ohne Versimpelung, jene Friedfertigkeit ohne Gesinnungsschwäche, jene Nachsicht ohne Verzicht auf Kritik, jene Anspruchslosigkeit ohne Verbauerung, jene verbindende Freude am fremden und eigenen Witze aus? welche weiß das alles zusammenzufassen und Allen verständlich und klar zu machen, wie das deutsche Wort und mehr noch der estländische Begriff: Gemütlichkeit.

Halten wir Rundfrage bei der Sprache und bei der Geschichte der Völker: was ist Euer höchstes Ziel und Streben? so heißt es einmütig: die Freiheit. — Wohlan, was ist Freiheit? Da hat's ein Ende mit der Einmütigkeit — da sprechen sie alle in fremden Zungen, da führen sie alle die verschiedensten Vorgänge, die Thaten und Ereignisse der entgegengesetztesten Art an. Da verstehen sich Athen und Sparta nicht mehr, nicht Brutus und Cato, nicht Cromwell und Robespierre u. s. w. u. s. w.

Fragt dann noch einmal: was ist Gemütlichkeit?

Gemütlichkeit ist die bescheidene, liebenswürdige Form des gegenseitigen Wohlwollens, der Gleichstellung aller, des patriotisch-familiären Vertrauens — — zu allermeist verbunden mit gesellschaftlichen Genüssen. Gemütlichkeit ist die Freiheit des Estländers.

Zur rechten Gemütlichkeit gehört aber auch gemeinsame Freude, gemeinsamer Genuß. Ein solcher ist für Männer geistiger Arbeit ein guter Wein. Zu dem gemeinsamen Genuß gehört die Ruhe und Sicherheit vor unliebsamen Störungen. Diese Ruhe findet der vielbeschäftigte Mann in der engen gleichgestimmten Gesellschaft der kleinen Weinstube. Zu der Ruhe gehört das

Digitized by Google

Bewußtsein der erfüllten Pflicht, das sichere Gefühl, nichts zu versäumen, und die Furchtlosigkeit gegenüber den Kritteleien und Mißdeutungen des Philisters.

Bedingung zu einem gemeinsamen Genuß ist ferner die freundliche Beziehung der Genossen, d. h. der Genießenden, zu einander. Sie müssen — wie schon erwähnt — sich gegenseitig gut sein; wohl ihnen, wenn sie sich herzlich befreundet sind — am Besten — wenn sie sich brüderlich verbunden fühlen — wenn zu der Freiheit die Brüderlichkeit sich gesellt.

Und um die blutbefleckte Losung aus dem vorigen Jahrhundert ganz auf die kleinen friedlichen Verhältnisse einer stillen Kellerzelle anzuwenden: zu der estländischen Gemütlichkeit gehört auch die Gleichheit. Nichts thörichter im Grunde, als der Gedanke, wo Gleichheit sei, könne Freiheit bestehn, oder wo Freiheit vorhanden, könne von Gleichheit die Rede sein. Hat schon Freiheit stets Bewegung und Kraftwechsel der Körper und Geister, stete wetteifernde Anstrengung, also stete Veränderung im einzelnen, zur Vorbedingung — wäre nicht sonst im Kerker das Ideal der Freiheit? — so müßte die Gleichheit — wo sie je denkbar wäre — noch rascher dem steten Wechsel erliegen. Selbst die kräftigsten Gefühle der Brüderlichkeit vermöchten sie weder äußerlich noch innerlich aufrechtzuerhalten. Die Rücksichten dieser Brüderlichkeit werden auch dem Gemüte, das ihr freudig alle Opfer am eigenen Wesen und Begehren bringt, zu Widersprüchen gegen die Freiheit des Individuums. Es hat für die Bezeichnung eines glückseligen Zustandes, eines Zieles für die Gesellschaft und den Staat von Menschen ein widerspruchsvolleres Dreiblatt nicht erfunden werden können, als das der Liberté, Egalité, Fraternité.

Auch den großen Wort- und Bluthelden der französischen Schreckenszeit scheint der Zweifel an ihrem berauschenden Stichwort nicht ganz fern geblieben zu sein. Voltaire hatte zwar égalité und liberté als Ziel der Menschheit zusammen genannt. Aber die Gleichheit war proklamirt und die Freiheit errungen. Man war noch nicht befriedigt, und half sich mit der Ergänzung: „la justice“. Es kam die große offizielle Freiheitsfeier (10. August 1792), und die Proklamation, welche hiezu der Jakobiner Roger verfaßt hatte;

Digitized by Google

man jubelte nach ihr der liberté, égalité und vertu zu. Symbolisch wurde zugleich nach des berühmten David Vorschrift — er war der künstlerische Arrangeur des Festes — die égalité dadurch ausgedrückt, daß die freien Vertreter des Volkes, die Deputirten auf dem Marsfelde gebückt unter einer Setzwage hindurch zum Altar des Vaterlandes wallten. Und bald darauf taucht als Ersatz für vertu die fraternité in dem dreifachen Zauberwort auf, endlich mit der blutigen Zugabe: „ou la mort.“ Und in dieser Vervollkommnung regierten die drei so gewaltig, daß die Mitglieder des Konvents Barère und Vadier Stiefel und der citoyen Egalité Hosen aus der Haut der Guillotinirten tragen konnten, die in einer Fabrik in Meudon zum Gebrauch gegerbt wurde, ein Gewerbebetrieb, den als höchst nützlich mit 45000 Frks. zu subventioniren der Nationalkonvent einstimmig beschloß. Das übertraf den alten Ziska, der seine Haut über eine Trommel spannen ließ, um auch nach dem Tode seine Hussiten zum Kampf zu rufen. Auch die Frauen wußten aus dem Regiment der drei großen Heilsbegriffe ihren Vorteil zu ziehn: Madame Lejeune, Gattin des Konventsgliedes, trug als modernen und patriotischen Schmuck zwei niedliche kleine Guillotinen in den Ohrläppchen. Erst 1794 lassen die Männer vom 9. Thermidor die Bedräuung mit dem Tode fallen.

„Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt. Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett drinnen zu liegen.“

Als Goethe diese Worte schrieb, ahnte er nicht, daß zwanzig Jahr später ein Blutkoller Tausende ergreifen sollte, den Römerpatriotismus in Szene setzen zu wollen.

Und doch ist die Möglichkeit, diese drei zu vereinen, kein bloßer Wahn. Wo sie nicht der Kriegsruf zum Umsturz der Weltordnung sind, sondern die Mahnung zum Frieden, wo nicht das brutale Beweismittel der Guillotine, sondern ein herzlicher Händedruck den Widerstreit endet, da kann — abgeschlossen gegen die Vergewaltigungen der Gefühle und Urteile durch die herrschsüchtige Gesellschaftsmeinung, wie gegen persönlichen Haß und Neid und Hochmut — sehr wohl eine kleine Welt geschaffen werden, die frei-

Digitized by Google

lich still, beschränkt, von kürzester Dauer scheint, und doch fortleben kann in freundlichen Bildern, Denen, die sie geschaut, zu erhebender Erinnerung, Denen, die ihr fremd blieben, zu freundlicher Mahnung und ermutigendem Hinweis.

Von einer solchen kleinen abgeschiedenen Welt ist hier die Rede und von den realen und praktischen Lebenskräften, die in ihr Erholung und Frische zu neuer Arbeit in der größeren Welt des Kampfes und Strebens suchten.

Immer wieder werden Männer, die innerlich frei, Anderen weder untergeben noch vorgesetzt, wohl aber sich mit ihnen brüderlich verbunden fühlen, nach Stunden verlangen, wo sie der äußern Schranken der Arbeit und Gesellschaft und Vorsicht entledigt, ganz den Trieben des Gemüts und der Geselligkeit folgen können, die als stille Sehnsucht oder freundliche Selbstbescheidung in jedes Menschenherz gelegt sind und nur in einer Zeit explosiver Gewaltthätigkeit zu staatlichen Idealen gestempelt wurden. Was der Einzelne für sich verlangt und nur durch viel innere Arbeit an sich selbst und starke Hingabe an Andere erwirbt, das könnte eher als Menschenpflicht, wie als Menschenrecht gefordert und proklamirt werden, wozu jedoch weder Kongreß noch Constituante die geeignetsten Instanzen wären. Vielleicht wäre viel Böses verhütet worden, wenn die Société fraternelle der Pariser Marktweiber und ihre Affiliirten im Klosterklub Jakob, die amis de l'égalité et de la liberté, jene dreifache Losung im privaten Leben erprobt hätten, ehe sie dieselbe als volltönende Parole für alle Vaterlandsliebe ausgaben. Denn die beschränkende und regulirende Macht der Wirklichkeit wäre selbst mit ihren kleinsten Mitteln doch der berauschenden Gewalt der Phrase nicht ohne Wirkung entgegengetreten. Die sozialen Träumer, die — wie Zola noch von der heutigen Generation sagt —, „in einem brennenden Liebesbedürfnis das allgemeine Glück fordern," wären vielleicht an ihrer Leidenschaft der Weltbeglückung, d. h. an der „idealen Anarchie" früher irre geworden, wenn sie auf den flachen Sand des Strandes, statt gegen die Klippen des Felsenufers, geworfen worden wären. Auch die wildeste Woge verschäumt leise und freundlich, wenn sie über glatten Strand rollt. Dieselben Wasser, die in Kampf und Sturm als

Digitized by Google

wilder Gischt aufspritzen, säumen den Ufersand mit kleinen glänzenden Perlen. So giebt es Triebe in dem Menschenherzen, die hochaufschwellen und am Fels empor, gegen den Himmel selbst schäumen und endlich doch wieder mit schillerndem Gekräusel sanft und genügsam vom Strand ins weite Meer zurück ebben.

Von dem Donner der Wogen vernahm man in Petenbergs Keller nichts, wohl aber gab es da freundliches Spiel besänftigter Wellen; Leidenschaft wütete dort nicht, aber in der kleinen Bewegung der Geister, die dort verkehrten, lebte ein Zug, welcher sie die großen Stürme draußen verstehen ließ. Es ist nicht das Verlangen nach Ruhe, was den Philister macht, sondern die Trägheit, die ihn blind und taub und stumpf gegen alle fremden und großen Regungen werden läßt. Auch der Philister kann streitsüchtig sein und zettelt nicht selten um erbärmlicher Kleinheiten willen Zank an, wie wiederum Leute des Friedens wohl in tiefen eigenen Herzenskriegen ringen und an den zeitlichen wie ewigen Kämpfen der Menschheit den innerlichsten Anteil nehmen können. Manche Stunde in jener düsteren Kellerzelle ist solchem ernsten Insich- und Mitkämpfen geweiht gewesen.

Freilich nicht im Sinne jenes Barons Klotz, dem das hohe Glück des französischen Bürgerrechts zu teil ward, ein Glück, das von dem unerschütterlichen Anspruch der „Franken“ auf Überlegenheit gegenüber andern Völkern Zeugnis ablegt. Denn dieses Glück wurde nicht bloß dem „Anacharsis Cloots“ aus Cleve zu teil, sondern zu gleicher Stunde (am 6. Aug. 1789) auch „Klopstoc“ und dem „sieur Gille“ oder „Gilleers“, „publiciste allemand“. Man denke sich jene Nationalversammlung, welcher der von dem französischen Bürgerrecht betroffene deutsche Baron Klotz für diese ihm erwiesene Ehre „den Dank des menschlichen Geschlechts“ ausspricht und zugleich ewige Treue schwört: „à la nation universelle, à l'égalité, à la liberté, à la souveraineté du genre humain. Gallophile de tous les temps mon coeur est français, mon âme est sansculotte“. Vier Jahre darauf hat die nation universelle diesen armen Narren guillotinirt.

Bald darauf konnte jener sieur Gille die schmerzvolle Frage stellen:

Digitized by Google

Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? — —

Und wenn Schiller selbst diese Frage beantwortet:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!“ —

dürfen wir da nicht auch den Stunden eine ernste Erinnerung weihn, in welchen den friedebedürftigen und freiheitsehnenden Herzen die Wohlthat freundschaftlichen Verständnisses zu Teil wurde? Der donnernde Sturm der großen Revolution und das leise Flüstern beruhigter Wellen in unserer kleinen und engen Heimatwelt scheinen in keinem Punkte einen Vergleich zu gestatten. Aber jene Bewegung verliert an Majestät und Grauen, wenn wir die Riesen an blutigen Thaten als stumpfe Zwerge an menschlichen Gefühlen erkannt haben. Und diesen *menschlichen* Gefühlen, diesen Forderungen des Gemüts, diesen sanften Segnungen übereinstimmender Seelen und Geister gebührt ihr Recht. In diesem Sinne halte ich meine Erinnerungen an die Stunden und an die Freunde in Petenbergs Keller fest.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Freunde in Freud und Leid. — Nachklänge tüchtigen Manneswirkens.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Mit diesen prophetischen Worten der schwer gekränkten Dido sprang ein kleiner, schwächlich aussehender Bursch, in der schweren Pauktakelage den Speer schüttelnd, auf die Mensur. Ein Hüne an Gestalt, berühmt und gefürchtet als Paukant, stand ihm der Kurländer Alfred Rehberg gegenüber, der soeben im Propatriaskandal einen der besten Paukanten der Estonia hatte abtreten lassen. Johann Getz war dessen Substitut. Nach wenigen Gängen war die Ehre der Estonia gerettet, Rehberg trug — wie er selbst später sagte, — den Namen seines Gegners „als Fraktur auf dem Buckel".

Johann Getz war nichts weniger, als ein Raufbold. Wie vielfach Andere, die zur Zeit der Propatriapaukereien sich mit den Vertretern anderer Korporationen — meist mit Glück und Ehre — maßen, ist auch er nie in die Lage gekommen, eine persönliche Beleidigung mit der Klinge büßen oder strafen zu müssen. Er hatte früh einen Beruf ergreifen müssen, war Lehrling in einer Apotheke in Narva gewesen, und dann erst in das Gymnasium in Reval eingetreten. Er war daher seinen Schulkameraden an Jahren, an persönlicher Reife voran. Als 23jähriger bezog er die Universität, in Anlage und Entwicklung bereits ein ernster Mann. Und doch voll Lebensfrische und Freudigkeit, von unauslöschlichem Humor und außerordentlicher Liebenswürdigkeit. Er, der schon in seinem

Digitized by Google

Fuchssemester nicht bloß Bursch war, sondern wirklich studierte, wurde als Brander zum Oldermann gewählt und hat im weitern Verlauf die verantwortlichen Ämter der Korporation mit strenger Arbeit zu vereinen und mit Ehren zu erfüllen gewußt. Auch den Fechtboden hatte er nicht versäumt, Beweis hierfür jene Wahl zum Substituten in der Pankerei mit der Curonia, die damals — wie zumeist — treffliche Schläger vorschicken konnte. Aber der kleine Mann, dem der große Paukhelm über dem lächelnden Gesicht Ähnlichkeit mit einem der aeginetischen Kämpfer um die Leiche des Patroklos verlieh, hatte recht gesagt: er wurde Rächer der Korporationsehre.

Wie Getz damals freudig den Hieber ergriff, griff er in allen Lebenslagen rasch und mutig zu und wußte überall sein Ziel zu erreichen. Es ist ihm von dem Vielen, das er ernstlich gewollt und begonnen, wohl nur Weniges nicht in vollem Maße geglückt. Auf ihn paßte neben mancher andern guten Bezeichnung in vollem Maße die des Tüchtigen. Kein Scheinen noch Selbstrühmen, kein Vergeuden der Kräfte auf kleine oder unnütze Dinge, keine Klage, wenn auch ihm ein inniger Wunsch vom Schicksal unerfüllt blieb. Getz' Tüchtigkeit war der Grund seiner Zufriedenheit. Diese Zufriedenheit war mit steten Vorwärtsstreben verbunden, wie sein Ernst mit seiner Heiterkeit. Der Zufriedene ist der rechte Arzt für seine Umgebung. Um Getz herum mußte alles gesund sein oder gesund werden. Gesundheit war der Charakter seines Empfindens, seines Urteils, seines Wollens — Gesundheit war die Luft seines Lebens, seines Hauses.

So war Getz nach Anlage und Studium ganz Pädagoge. Eine natürliche Befähigung, erzieherisch zu wirken, ist ja bei allen Menschen als Lebensbedingung vorausgesetzt. Der Vater, mehr noch die Mutter haben keine höhere Pflicht, als die Erziehung ihrer Kinder, und üben diesen Beruf meist unbewußt, als ein ganz selbstverständliches, natürliches Verhältnis zu ihren Söhnen und Töchtern, ohne klares Ziel, ohne Methode — oft ohne daran zu denken, daß schon ihr eigenes Gehaben, ihre Lebensführung und ihre Pflichterfüllung erzieherisch wirken sollen. Absichtslos und gedankenlos gehen sie hierbei gute oder auch schlechte Wege. Oft ist

Digitized by Google

es staunenswert, daß Kinder trotz des widerspruchsvollen Willens und der thörichten Lebensweise der Eltern noch so erfreulich sich entwickeln. Das „Erbgute“ im Menschen ist aber zäh und wird mit jedem Kinde neu geboren, sonst stünde es schlimm mit der Entwickelung der Welt. Aber auf dieses „Erbgute“ sich verlassen, ihm alles Werden und Wachsen der Menschheit anheimstellen, das wäre ein Verzicht auf Fortschritt und ein Selbstwiderspruch. Die reichere Natur will nicht bloß selbst zum Bessern gelangen, es drängt sie vielmehr, auch andere dahin zu führen. Dieser größere Drang ist eben ihr größerer Reichtum. In Mosis Geboten wie in unsern Katechismen steht wenig von den Pflichten der Erziehung, weil das Verlangen zu erziehen eben Voraussetzung alles elterlichen Empfindens, die natürliche Bedingung des Besitzes von Kindern ist.

Ein solches Empfinden war unserm Getz nicht erst mit der Gründung des eigenen Hausstandes gekommen. Auch hatte er das Glück überhaupt nicht, eigene Kinder zu erziehen. Von Jugend auf aber war der obenerwähnte Drang, junge Gemüter zu leiten und zu bereichern, in ihm lebendig. Er war Lehrer und Erzieher mit wahrem Feuereifer, aus tiefstem Herzensbedürfnis heraus. Alle Lebenspflicht, aller Beruf stand vor ihm in erzieherischer Bedeutung. Zu den drei großen Erziehern, welche ein Stolz der Ostseeprovinzen waren, zu Albert Hollander, August Hippius und Alexander Krannhals muß als vierter Johann Getz gesellt werden.

Sein Wirken verbreitete sich über viele Gebiete, überall im Sinne der Anregung, Leitung und Mitarbeit. So gehörte er zu den Stiftern der Revaler freiwilligen Feuerwehr, wohl der ersten in Rußland; sein Verdienst war vornehmlich die Gründung eines Gewerbevereins. An der Bildung des Lesevereins, der Jahre lang Estland, Stadt und Land, mit reichem gutem Lesestoff versah, an der Gründung des estländischen Provinzialmuseums hatte er lebhaften Anteil. Die estländische litterärische Gesellschaft erlebte unter seiner Leitung einen neuen, höchst erfreulichen Aufschwung. Zugleich war sein Haus der Sammelpunkt aller Derer, die in jener freudigen Zeit provinzieller und lokaler Reformbestrebungen die allgemeinen Interessen hochhielten und förderten. Eine liebenswürdige, gemüt-

Digitized by Google

reiche und geistesklare Gattin vertrat nicht nur Mutterstelle bei den ihrem Hause anvertrauten Pensionären, sondern gab dort auch einer heitern, ungezwungenen Geselligkeit Raum.

Es war natürlich, daß eine so tüchtige Lehrkraft und eine so seltene Persönlichkeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkte. Getz wurde — nachdem er seine Privatanstalt nur 7 Jahre geleitet, — zuerst als Gymnasialdirektor nach Arensburg und bald darauf als Direktor des Wiedemann'schen Privatgymnasiums nach Petersburg berufen, wo ein schwieriges, weites Arbeitsfeld seiner harrte. Die Freunde in Reval betrauerten tief seinen Weggang, die Abschiedsfeier gab Zeugnis hierfür, und schmerzlich vermißten ihn die Männer, die seit jenem begeisterten Abend sich öfters zwanglos und unregelmäßig, aber immer freudig in Petenbergs Keller trafen.

Nur eine sehr kurze Thätigkeit war Getz in Petersburg beschieden. Wenige Monate nach Übernahme der dortigen Arbeit ereilte ihn ein rascher Tod. In der Heimat sollte er ruhen, der die Hauptkraft seines Lebens gegolten, wo ihn ein eng in Liebe verbundener Verwandtenkreis und die Freunde ernster und heiterer Stunden innig betrauerten. An seinem Grabe rief ihm Crößmann Worte der Liebe und warmen Anerkennung nach. Bei Schnee und Sturm hatten sie ihn in Ziegelskoppel zur Ruhe gebettet. Der ihm die letzten Freundesgrüße nachgesandt, kehrte erkältet in die Stadt zurück. Man fand ihn am andern Morgen gelähmt neben seinem Bette. Auch Crößmanns Wirken war so ein Ziel gesetzt. Zwar konnte er nach einigen Monaten in seine alte Heimat gebracht werden, aber auch deren milderes Klima gab ihm die Gesundheit nicht wieder. In einem kleinen Badeort des Odenwalds, wo er Wiederherstellung gesucht, erlöste ihn ein Jahr später der Tod.

Ruhet sanft, ihr Männer der schönsten Arbeit, der Arbeit an werdenden Menschenherzen, der Arbeit, die euch schon beglückte, weil ihr säen konntet: die Saat, die ihr gestreut, ist noch nicht vergangen, wenn sie heute auch nur noch in alternden Herzen sprießt.

Auch Du bist heimgegangen, Du treuer Arbeiter an dem Wohl Deiner Mitbürger, an dem Gedeihen Deiner Vaterstadt. Du sel-

Digitized by Google

tenster aller Gäste in Petenbergs Keller, der jede Lebensstunde strenger Pflichtübung schuldig zu sein meinte und selbst den vorgeschriebenen Erholungsgang zu peripatetischen Belehrungen der Männer verwandte, welche Werkzeuge Deiner Arbeit am Gemeinwohl sein sollten. Wie froh begrüßten Dich die Freunde, wenn Du ihnen einmal ein kurzes Stündchen schenktest, wenn Du mit dem Frohsinn des Kindes den improvisirten Schnurren oder den allezeit witzigen Erzählungen lauschtest, die Freund Stein in so reichem Vorrat auf Lager hatte. Wenn Du dann von ganzem Herzen lachtest, daß Dir die Thränen über die Wangen rieselten oder gar an die Brille sprangen, dann empfandest auch Du, daß in dem kleinen Kellerraum, den der Volksmund häßlich genug „das süße Loch" nannte, ein Quell der Frische und Gesundheit, der Freiheit und Freundschaft, der vollkräftigen Gemütlichkeit sprudele. Deiner aber wird Keiner vergessen, mit dem Du jung warst, mit dem Du die Sorgen und Pflichten des Mannesalters trugst, und Keiner von den Jüngern, die in Dir das Vorbild des Lebens für die Gemeinde und die Ehre der Gemeinde selbst sahen. Diese Gemeinde, die Heimat, wird Deinen Namen, Oscar Riesemann, allezeit in dankbarer Verehrung nennen.

Nicht besser glaube ich, dieser Verehrung auch an dieser Stelle Ausdruck zu verleihen, als mit den Worten, welche am 1. August Arthur Ploschkus im Auftrage und Namen des Revalschen Stadtamts dem Freunde ins Grab nachrief:

„Unser Riesemann ist nicht mehr! Der würdigsten Männer einen riß der jähe Tod hinweg aus unserer Mitte, — der Bürger einen der besten trugen wir hinaus an den stillen Ort, von wo es keine Rückkehr giebt. Was war's, daß dem Mann in allen Kreisen der Stadt, ja über Stadt und Land hinaus so hohe Achtung gezollt wurde? Woher die allgemeine Bestürzung, als dieses Herz stille stand und die Trauerbotschaft von Haus zu Haus sich fortpflanzte? Woher zur Stunde das niederbeugende Gefühl, als trügen wir mit ihm ein Stückchen unserer guten alten Stadt zu Grabe? — Nicht an sich die Gaben und Talente, mit denen die Natur ihn so verschwenderisch ausgestattet hatte, bedingten den Wert seiner Persönlichkeit, — sie waren ein Geschenk des Himmels, und der Dahingeschiedene

Digitized by Google

wäre sicher der Letzte gewesen, der sich hieraus ein Verdienst hätte herleiten wollen. Vielmehr, wie dieser gottbegnadete Mann in der ihm eigenen harmonischen Ausbildung von Geist und Charakter das ihm anvertraute Pfund verwaltete, danach erwägen wir, was wir besessen und was wir jetzt verloren. Wir wissens, was es heutzutag gilt, und dürfens laut an diesem Sarge bezeugen: daß in ihm das politische und kommunale Gewissen zu lebensvollem, unverfälschtem Ausdruck, gewissermaßen zur Verkörperung gelangte, daß der sittliche Gehalt vor Allem, wie sein ganzes Leben, so auch im besonderen seine öffentliche Wirksamkeit kennzeichnete. Gewissenssache war's ihm in noch jungen Jahren, sich dem Dienste seiner Vaterstadt zu weihen und anderweitige Anerbietungen, die ihn zu Ansehn und Ruhm hätten führen müssen, von der Hand zu weisen. Pflicht, heilige Pflicht war's ihm, sei es als Leiter, sei es als Mitarbeiter in allen Wechselfällen des kommunalen Lebens auszuharren, auszuharren auch da, wo er so manches Werk, an das er sein Herzblut gesetzt, schließlich mußte scheitern sehn. Aus jener Gewissensstellung erklärt sich auch die rücksichtsvolle Pietät, mit der er an der historischen Vergangenheit der Heimat hing und die Schätze und Errungenschaften der Vorzeit wie seinen Augapfel zu hüten und zu pflegen suchte; sie verlieh ihm jenen konservativen Sinn, der — dem Umsturz feind — dem Neuen nur zum Ausbau und zur Belebung des Bestehenden eine Berechtigung zugestehen wollte, dem Unvermittelten aber mit einem gewissen Mißtrauen begegnete. Daher die Aufopferung und Treue, die hingebende Liebe, mit der er jede von ihm vertretene Sache zu seiner eigenen persönlichen machte und hinwiederum sich selbst ganz für die Sache einsetzte. Daher die Begeisterung, mit der er allüberall für Wahrheit und Recht das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale warf, den ganzen Zauber seiner Beredsamkeit aufbot, die tiefe Abneigung andererseits gegen alles Halbe, Unechte, gegen Schein und Blendwerk.

Konnte es einem solchen Manne an allgemeinem Vertrauen fehlen? Konnte es da anders, als für etwas Gewohntes, ja Selbstverständliches gelten, daß man in allen wichtigen Fragen und Phasen des städtischen Lebens seinen Rat und seine Erfahrung,

Digitized by Google

seine Energie und Arbeitskraft in Anspruch nahm? Gewiß hat auch er nach Menschenart so manchmal geirrt, das Richtige nicht immer getroffen: vom Rechten ist er nie gewichen. Uns starb ein seltener Mann, ein Mann, ganz und voll.

Mit dem liebevollen Schmerz Deiner Gattin und Kinder, mit den Thränen Deiner zahllosen Freunde — nimm hin, teurer Entschlafener, Dank und Verehrung Deiner ganzen Vaterstadt! Nicht sollen stolze Hymnen Deinen Ruhm verkünden, nicht Marmor und Erz Deinen Namen verherrlichen, — im Herzen der Mitbürger ist Dir ein Denkmal gesichert, in dem Dein Vorbild fort und fort leuchten wird.

Ruhe aus von Deinen Werken, schlummre sanft in Deines Gottes Frieden, will's Gott, so giebt es ein Wiedersehen!"

So sprach Arthur Ploschkus am 19./31. Juli 1880 vor einer Trauerversammlung, wie sie zahlreicher, gemischter, bewegter wohl in Reval nicht gesehen war. Der schier endlose Wagenzug (man hat 150 Kutschen gezählt), der an das Gefolge der Männer sich schloß, konnte nur einen äußerlichen Maßstab für die allgemeine Teilnahme aller Klassen bieten. Und Ploschkus, der jüngere Freund und Mitarbeiter Riesemanns, der in obigen Worten diesem und sich selbst ein so schönes und wahres Zeugnis gegeben, mußte bald darauf die ihm so teure Heimat, das auch ihm so liebe Arbeitsfeld verlassen, um in südlicherm Klima Heilung körperlicher Leiden zu suchen. Er fand sie nicht. Sieben Monate, nachdem er jene Worte gesprochen, im Februar 1881 schloß er, der 37jährige, in Mentone, zu neuem Schmerze der Heimat, die Augen, „wills Gott zum Wiedersehn" mit dem verehrten, vorbildlichen Freunde.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Dir treuer Genosse Hildebrand, war damals ein Wanderleben beschieden. Deine Studien führten dich von Archiv zu Archiv und so für kurze Zeit auch nach Reval. Überall hobst du Schätze für deine Wissenschaft, die Geschichte der baltischen Heimat. Überall, auch hier hinterließest du, wenn du Abschied nahmst, Freunde. Dein unermüdlicher Fleiß, deine strenge Selbstzucht und Ordnungsliebe, dein kindlich frohes Gemüt und vor allem deine gewissen-

Digitized by Google

hafte Wahrhaftigkeit schufen dir überall Anerkennung. Ja, deine peinliche Korrektheit in Forschung und Schrift, deine Unduldsamkeit gegenüber der Phrase und dem Schein machten dich anderen bisweilen unbequem. Die Setzer gerieten in Verzweiflung, wenn sie nach mühsamen Korrekturen einen fehlerfreien Satz zu Stande gebracht zu haben meinten, und du entdecktest beim ersten Blick eine verkehrte Letter oder eine falsche Majuskel oder Minuskel oder den Ausfall eines Kommas, — auch deine guten Freunde durften mit Sicherheit darauf zählen, daß du ihnen kein unüberlegtes Wort, keine Beschönigung, Vertuschung, Unrichtigkeit oder wie all die Druckfehler im gesellschaftlichen Verkehr heißen, schenken werdest. Das geschah alles aus absoluter eigener Wahrhaftigkeit ohne persönliche Überhebung, ohne Absicht der Beschämung des andern: wer diese Wahrheitsliebe in dir erkannt, der fühlte deine Anwesenheit als eine lebendige Mahnung. Du warst das Korrektiv in der Unterhaltung — und warst doch eine grundbescheidene, ganz selbstlose, allem Ehrgeiz und aller Herrschsucht fremde Natur. Du warst als Mensch, wie in deiner Arbeit, in der Wissenschaft der Geschichte, ein Priester der rücksichtslosen Wahrhaftigkeit und doch kein Sklave des Hochmuts. Du warst ein treuer, warmer Freund — in den wenigen Stunden deiner Erholung ein fröhlicher Genoß und gabst auch in diesen dich ganz und wahr hin. Ein früher Tod hat dich von deinen Büchern, aus dem Glück eines jungen Hausstands dahingerafft. An deinem Sarge wurde ein Neugeborenes getauft — die Hochachtung, die der Vater erworben, wird deinen Waisen ein Segen sein.

Endlich stellt sich auch dein frisches Bild vor die Erinnerung des Überlebenden, du Sonntagskind, Paul von Baggo-Hufwudt, dem alle gute Gaben in die Wiege gelegt waren, Kraft und Schönheit, Lebensmut und Sinn für alles Gute und Schöne, ein warmes Herz und ein tapferer Mut, und vor allem der Adel ritterlicher Gesinnung. Du hattest damals den Ernst der Arbeit, die Last der Sorge, den Schmerz eines Verlustes noch nicht kennen gelernt: Du warst in den Augen der Welt ein Glücklicher, dem nicht einmal der Neid den Weg vertrat: aber dein Bestes war, daß dich dieses Glück nicht satt, nicht anmaßend, nicht übermütig gemacht

Digitized by Google

hatte. Du hatteſt immer Zeit und zu jeder Zeit frohe Laune und offene Sinne, und wie du dich jeder guten Geſellſchaft freuteſt, ſo warſt du guter Geſellſchaft jederzeit willkommen. Auch dir ſind die ernſten Stunden ſpäter nicht ausgeblieben — ruhe nun auch du, lieber Paul, in Frieden!

Doch — wollen die Schatten denn heute nicht von meinen Erinnerungen weichen? Die Reihe der lieben, guten Genoſſen, denen Petenberg einſt den Wein kredenzt, iſt noch lange nicht zu Ende; es erheben ſich noch die Geſtalten des unvergeßlichen Alexander Schmidt, dem ſchon früher innige Worte geweiht waren, des wahrhaften Freiherrn Alexander Uexküll und vieler, vieler anderer Freunde, vieler auch, die nur kurze Zeit in Reval weilten und die „beſte Geſellſchaft“ begrüßen wollten. Zu dieſem Kellerraum hatte jede Geiſtes- und Gemütsregung, jede Lebensluſt und jeder Lebensernſt Zutritt; nur einer Geſtalt, ſo keck ſie wohl in andre Kreiſe trat oder wohl auch als erheiternd willkommen geheißen wurde, war die Thür verſchloſſen: in dieſen Kreis trat nie die Frivolität. Die Art von Gemütlichkeit, welche hier das Regiment führte, duldete die leichtgeſchürzte Spötterin nicht neben ſich. Wer mit dieſer zu kokettiren liebte, machte hier mit ſolcher Liebſchaft keine Geſchäfte.

In Petenbergs Keller erwies ſich die Thatſache, daß die rechte Heiterkeit erſt gedeiht, wo rechter Ernſt iſt und der rechte Ernſt die beſte Heiterkeit an der Hand führt.

Digitized by Google

6. Kapitel.

Vorderthür und Hintertreppe. — Muster eines Weinschenks. — Maß und Unmaß. — Unmaß und Maß. — Mißbrauch und Dank.

Es darf jedenfalls als ein gutes Zeugnis für die Gesellschaft im Keller gelten, daß die Männer keine Scheu trugen, sich zu den Besuchen daselbst zu bekennen. Der Revalenser jener Zeit liebte es im allgemeinen, seine Erholungsstunden in ein mystisches Dunkel zu hüllen. Er brüstete sich daheim nicht mit der Zahl der Gläser Sherry oder Portwein, die er zwischen Geschäft und Mittag eingenommen, und hinterließ daheim nicht die Angabe, daß er von 6 bis 8 Uhr abends im Lande Kanaan zu sprechen sei oder bei Hecken. Er zog den Thüren, über welchen ein geschnitzter Bacchus oder eine vergoldete Riesentraube hing, die bescheidene Seitenthür vor, deren ein rechtschaffenes Weinhaus im Interesse des Verkehrs nicht wohl entbehren kann. Regnete es, so blieb die vom Vordach geschützte Stufe der Hauptthür trocken und reinlich, schneite es, so drückte keine Gallosche ihre breite Spur in den glänzenden Schnee der Vortreppe. Unter Umständen scheute der gute Bürger um des tugendlichen Anstands willen auch einen Umweg, z. B. durch die Fuhrmannsgasse, nicht. Was brauchte die Welt da draußen jeden Mann zu kennen und zu notiren, der sich einen Frühtrunk gestatten wollte? Wer Paläste kennt, weiß ohnehin, daß das Hauptportal mit dem Teppichläufer nicht wohl von jedem benutzt werden soll, und daß die Leute, die auf Hintertreppen zu uns kommen, weniger zu genieren pflegen, als solche die stürmisch vorn schellen. Auch haben das Geheimnis und die Bewahrung der Diskretion ihre Reize.

Digitized by Google

Wie jede alte gute Sitte hat auch dieses züchtige Verhältnis zum Weinhaus seine Anfeindung erlebt. Und hier kam selbst bei den Petenbergern ein Funke heimlichen Revolutionsgeists zum Vorschein. Jedermann weiß, daß das Großgildenhaus im Mittelpunkt der Stadt, an der meist frequentirten Stelle derselben liegt. Es gehörte Mut, ja eine Art Trotz dazu, gerade hier, von der offenen Langstraße aus, unter dem Schild „Weinhandlung" hin stolz und steif die Stufen zum Keller hinabzusteigen — aber es haben das doch diejenigen fertig gebracht, die bei Petenberg die „estländische Freiheit", die Gemütlichkeit suchten.

Seelenkämpfe — wie auch hier einer durchgefochten werden mußte zwischen Rücksicht auf den Ruf der Tugend und angeborenem sündlichem Trotz gegen das Pharisäertum — solche Seelenkämpfe beschwichtigen sich am leichtesten, wenn statt des einen wahrhaftigen Grundes mehrere fingirte angerufen werden. „Ich handle aus folgenden Gründen" sagt man, wenn man den einen wirklich maßgebenden Grund verbergen will. So gab es denn auch verschiedene Gründe, die zu erwägen waren, wenn es galt die Vorder- oder die Hinterthür zu Petenberg zu wählen. Die bloße Seelenstärke hätte es vielleicht nicht gethan. Auch ein äußerer Umstand machte sich zu Gunsten der Vordertreppe und also zu Gunsten der persönlichen Courage auf Kosten verschämter Tugendhaftigkeit geltend. Das war die Enge der Hinterthür zu Petenberg.

Nicht als ob jene Gäste alle Enacksöhne oder Äbte von Sankt Gallen gewesen wären, wohl aber ist das Hintertreppchen, das vom „Gang" hinunter führt, so steil und niedrig, daß auch Männer kleinsten Kalibers beim Hinab- oder Hinaufsteigen sich hüten müssen, mit dem Kopf an die ausragenden Steine zu stoßen. Ob der Baumeister, der vor 600 Jahren die Gewölbe des Kellers schlug, auch dieses Schlupfpförtchen projektirt hat, — vielleicht belehrt uns bald die dritte Lieferung der „Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval" darüber — ob man erst später beim Umbau des weiland Schotelmundschen Hauses einen direkten Ausgang aus dem Keller für nötig erachtete: genug, dies Nadelöhr ist so eng bemessen, daß es sicherlich zu keiner Zeit für den Verkehr von Wüstenschiffen oder faßschrotenden Küfern geeignet war. Wer sich dort hinabzwängt,

Digitized by Google

trägt am Ellenbogen, an der Schulter und ganz sicher am Hut ein Kennzeichen davon. Als Petenberg zu Ehren des wachsenden Verkehrs diese Mauerspalte weißeln ließ, zeigten Junggesellen oft tagelang an ihren Hüten die Petenberger Kokarde, den weißen Abwisch aus dem Nadelöhr. Dies zu vermeiden, schien den diskret angelegten und so reinlich wie sparsam gearteten Gästen des Kellers wünschenswert; von dem erstrebten Geheimnis konnte angesichts dieses bald allgemein bekannten Abzeichens nicht mehr die Rede sein, und so fand der Mut jener Männer in dem Kalkanstrich des Hintertreppchens einen entscheidenden Hilfsgenossen, woraus sich die Notwendigkeit der Weißelung enger Gänge und niedriger Pförtchen zu Weinkellern mit Evidenz ergiebt.

Was nun auch den Ausschlag geliefert habe, die Revaler Gesellschaft, welche ihrerseits die verschämten Weinhausbesuche mit der gütigen Miene hingenommen hatte, als bemerke sie von ihnen nichts, ließ sich von dem Mute mehr imponiren, als von der Vorsicht, und hob auch fürder gegen die anstandswidrige Offenheit der Besuche in Petenbergs Keller keinen Stein. Ja, es geschah das damals Unerhörte: mehrere Damen der guten Gesellschaft begleiteten ihre Männer zu kleinen Frühstücken, bei denen Petenberg die Austern höchst geschickt zu öffnen wußte und einen Chablis oden Yquem leistete, wie ihn selbst der Prinz von Wales nicht besser trinken soll. Und diese Damen stiegen offen von der Langstraße hinab und fröhlich zur Langstraße hinauf und verschwiegen nichts von der heitern Stunde, die sie dort unten im Keller verlebt. So war Petenbergs Keller schon im Jahre 1869 vollkommen legitimirt und rezipirt.

Eine der unliebenswürdigsten Schwächen, mit welchen der Wirt eines Gast- oder Weinhauses belastet sein kann, ist der Wahn, auch gesellschaftlich mit wohlgemeinten Worten und leibhaftiger Gegenwart den Besucher erfreuen zu müssen. Soweit geht aber streng genommen die moralische Pflicht des Wirtes nicht. Stellt der Mann, der uns eben erst das Glas gefüllt hat und nach einer Viertelstunde unser Geld empfangen wird, in diesen 15 Minuten sich neben den Gast oder gar neben die Gäste, die vielleicht gerade zu ungestörter Zwiesprache das Lokal aufsuchten, so wird ihn auch

Digitized by Google

die größte Höflichkeit nicht davor schützen, von den Gästen mitunter als ein zudringlicher Patron betrachtet zu werden. Ich kenne schon Weinwirte, die gute Tropfen schenken, ihren Gästen alle Freundlichkeit und Ehre erweisen, aber meist leere Stuben haben. Diese Leute haben ihre Kundschaft fortgefragt, oder fortgeschwatzt, fortgelächelt oder fortgedienert. Andere Kunden giebt es freilich auch, welche vom Weinwirt allerlei zu erfragen, vornehm mit ihm zu plaudern wünschen, sein Dableiben als eine ihnen gebührende Ehrerweisung fordern. Endlich giebt es auch solche, welche nicht gern mit ihren Gedanken allein sind oder auch keine Gedanken haben, wenn sie allein sind. Diese verschiedenen Kategorien von Besuchern müssen auf verschiedene Art behandelt und befriedigt werden. Der Weinwirt, der Natur und Wunsch seines Gastes rasch erkennt und sein Verhalten ungekünstelt darnach einrichtet, wird das Zeugnis wohl verdienen: „taktvoll im Beruf."

Dies Zeugnis gebührte in hohem Grade Petenberg. Waren Freunde zu traulichem Zusammensein in den Keller getreten und war ihre Bestellung ausgeführt, so war Petenberg für sie verschwunden und kam erst wieder auf ihren Ruf zum Vorschein. Andere wollten unterhalten sein, Petenberg stand ihnen in bescheidener Weise zur Verfügung; noch andre wünschten Auskünfte, Petenberg konnte die zuverlässigsten geben u. s. w. Aber auch diejenigen, welche ein ernsteres Gespräch zu führen geneigt waren, hatten oft ihre Freude an dem wohlunterrichteten, strebsamen und vielseitigen Manne.

Von seiner elektrotelegraphischen Anlage, von seiner Feuerwerkerei wie von seinen bauchrednerischen Späßen ist bereits die Rede gewesen. Hier mag noch seiner Lust an der Beobachtung der Natur erwähnt werden. Namentlich die Entwicklung der Pflanzen und Tiere beschäftigte ihn lebhaft. Immer hatte er einen Vorrat naturwissenschaftlicher Fragen, die ihn in Anspruch nahmen. Jahrelang unterlag die Entwickelung der Zimmerfliege seiner Untersuchung; von dem Tierleben wußte er viel Interessantes aus eigener Wahrnehmung zu erzählen, die Katzen in seinem Keller hatte er zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Wenn er ganz allein war, musizirte er wohl. Andre Mußestunden widmete er der Schriftstellerei.

Digitized by Google

Er war estnischen Ursprungs, hatte aber — wie seine Geschwister — eine deutsche Bildung erhalten. Die estnische Sprache beherrschte er in seltenem Maße. Er schrieb und dichtete estnisch: ein Litterarhistoriker dieses Idioms wird Petenbergs volkstümliche Schriften nicht unerwähnt lassen.

Neben diesen Liebhaberkünsten vernachlässigte Petenberg weder seine kommunalen Pflichten noch seinen geschäftlichen Beruf. Jene gehörten zu der Zeit, von der hier die Rede ist, noch geschlossenen Versammlungen und Kommissionen an, einer Zeit, in welcher Einzelne freilich viel Last und Verantwortlichkeit trugen, die größere Masse der Bürger aber nur nominell und ohne das Recht eigener Initiative in der Gemeinde fortlebte. Für seinen eigentlichen Beruf, d. h. für den Weinhandel, war Petenberg von der Natur sehr glücklich angelegt. Er besaß die Schärfe der Sinne, welche ihn in den Stand setzte, den Wert seiner Ware richtig zu schätzen. Er hatte oder, wie der technische Ausdruck lautet, er war vor allem eine feine Zunge.

Eine feine Zunge — das ist nicht bloß eine gute Gabe der Natur — es ist auch eine Kunst, sie zu üben, zu bewahren und zu entwickeln. Da gilt es nicht bloß, das eiserne Schlüsselchen und das dünne Lederband herauszuschmecken, wie einst die Mönche zu Eberbach gethan; die feine Zunge weiß nicht bloß sofort, ob der Wein rein oder gemacht, gut oder schlecht ist, sondern auch, wo und wann er gewachsen. Es gehört ein Studium dazu, unter den vielen „Lagen“ des Rüdesheimer die Entscheidung zu treffen oder auf den Nagel das Jahr des Wachstums anzugeben. Ja, es gehört eine Art Gymnastik des Mundes dazu, den Wein durch alle Geschmacks- und Geruchsorgane zu führen, mit spitzen Lippen zu schlürfen, oder breit zur Kehle fließen zu lassen, zu rechtem Zweck den richtigen Punkt des Gaumens zu konsultiren oder der Nase das entscheidende Kriterium zu überlassen. Es bedarf ferner der Vorbereitung zu einer solchen Untersuchung, der Enthaltung von gewissen Speisen und Getränken und Zigarren, einer besonderen Temperatur, die jedem Wein gleichsam persönlich gestattet, seine Blume zu entfalten u. s. w. Und eine gaya scienza ist das alles nicht, da eine rechte, sach- und fachgemäße Weinprobe das Herab-

Digitized by Google

schlucken des Weines nicht gestattet und das viele Schmecken und Riechen einen trockenen Rausch erzeugen kann, dessen Jammer dem Menschen den Wein für Jahre hinaus verleidet. Ein rechter Weinkenner treibt die Wertschätzung eines guten Gewächses wie einen Kultus. Feierlich hebt er den Wein aus dem Faß, langsam läßt er ihn in das kristallhelle Glas laufen, mit rechts- und linksgeneigtem Kopfe saugt er die Blume ein und feierlich berührt er endlich mit den Lippen das Glas. Dann werden diese bewegt, als hätte der Schmecker in raschem Tempo 10 Mal nach einander in Lautirmethode „p" zu sagen, worauf, wie schon erwähnt, die Zunge als zweite Instanz in Funktion tritt, dann endlich als dritte in langem Atemzuge der Gaumen. Auch giebt es Leute, die bei dieser Gelegenheit gurgeln, sprudeln, alle Künste in Anwendung bringen, die ein sehr reinlicher Mensch bei seiner Morgentoilette in Wasser übt. Wehe dem brutalen Barbaren, der bei der Weinprobe ein volles Glas austrinkt oder mit raschem Zug den Wein hinuntergießt. Ein solcher Kreter ist eines guten Tropfens nicht würdig.

Dies war auch Petenbergs Bekenntnis. „Der Wein ist nicht zum Saufen da", sagte er mit voller Überzeugung; Trunkene waren ihm Verbrecher am Wein und Zechgelage mochte er nicht, wenn sie ihm auch viel hätten einbringen können. Jene große Ovation, die Stein nach seinem Konzert dargebracht wurde, war ebensowenig eine Kneiperei, wie die Erwärmung nach der bösen Mainacht.

Man sprach damals noch nicht vom Alkoholismus als Erbübel, noch von der Abstinenz als der höchsten Tugend. Man sah noch nicht einen Mustermenschen in dem amerikanischen Metzger, über den ein Mäßigkeitsapostel die Erleuchtung brachte, daß er laut seine Bekehrung hinausstotterte: tee-total, das heißt, ganz entsagend. Auch die rote Jacke der Heilsarmee war noch nicht in Mode, und noch hatte in der Züricher Peterskirche der eifrige Pfarrer F. nicht gepredigt, das wahre Christentum sei nur bei vollkommener Enthaltung von allen „alkoholischen" Getränken möglich und denkbar. (So geschehn am 15. Juni 1900.) Die Leidenschaft des Jüngers verzerrte noch nicht den ernsten und hohen Sinn des Meisters. Es war ein Akt des altjüdischen Kultus, den zu vollziehen Christus nach Jerusalem gekommen war. So heilig war

Digitized by Google

ihm die Glaubens- und Volksfeier, daß er — dem eigenen Opfertode mit Bewußtsein entgegengehend — an geweihter Stätte das Passahfest mit seinem Volke vereint begehen wollte. Und das geschah nach vorgeschriebener, geheiligter Sitte: ganz wie es die frommen Juden begingen, so auch die erste kleine Gemeinde Christi. Der Hausherr — so war die religiöse Vorschrift — reichte beim Passahmahl den Becher im Kreise umher, beim dritten Umgang sprach er: „gelobt sei Gott, der geschaffen hat das Gewächs des Weinstocks“ — und beim Darreichen des Brotes: „gelobt sei Gott, der das Brot aus der Erde bringt“. Der Evangelist sagt dasselbe: „Er nahm das Brot, dankte und brach es“ — und: Er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: „trinket alle daraus“. Das war altjüdischer Ritus — die Gedächtnisworte: „das ist mein Leib“ und „das ist mein Blut des neuen Testaments“ erst macht die Passahfeier zum christlichen Abendmahl.

Diese ernste Erinnerung hat neben ihrer symbolisch-religiösen Bedeutung auch den Sinn des allgemein menschlichen Dankbedürfnisses: Brot, das Gott aus der Erde bringt, Gewächs des Weinstocks, das Gott geschaffen, — das sind Gaben, für die Gott auch bei höchster Feier Dank gebührt; — nicht was Gott geschaffen, soll und darf verschmäht werden, sondern der Mensch sehe zu, wie er es empfängt, ob in Dank oder zum Mißbrauch.

Nicht denen, die des Mißbrauchs sich schuldig machten, — auch deren gab es zu aller Zeit — Denen aber, die sich der Gottesgabe freuten, weil sie mit andern Guten vereint sich ihrer freuen konnten und den Dank für dieses Glückempfanden, allen Denen, die Frohsinn, Lust und Kraft zur Arbeit sich in dieser Gemeinschaft auffrischten und freudig neue gemeinsame Aufgaben in der Freiheit erkannten, welche im Freundeskreis herrschte, diesen leider früh Dahingegangenen sei hier eine stille Libation unverbrüchlicher Treue dargebracht!

Digitized by Google

Im Kloſter.

Digitized by Google

I. Kapitel.

Unsere Urgeschichte Kirchengeschichte. — Kampf gegen die Welt und Förderung der Weltlichkeit. — Reformatorische Bestrebungen im Klosterleben. — Die Arbeit. — Die Liebesthätigkeit. — Die Organisation. — Das Kloster und die Väter unserer neueren Geschichtsforschung.

Aus Petenbergs Keller zum Kloster!

Der Weg ist nicht weit: man folgt der sanft sich hebenden Langstraße bis zu dem Fuße des Domberges, geht dann nach rechts an demselben hin bis zur Süsternpforte und biegt kurz vor derselben abermals nach rechts in eine enge Gasse. Man tritt in das „Kloster".

Am Ende dieser Gasse beginnen die großen Veränderungen der neuesten Zeit. Man hat eine Straße durchgebrochen, Häuser niedergerissen, dem Bahnverkehr die Altertümlichkeit der Umgebung geopfert. Vor 60 Jahren war es noch kein unverständliches Wort, wenn man dem Ortsfremden sagte, er sei hier im „Kloster".

Damals war hier die Anlage einer klösterlichen Niederlassung noch wohl zu erkennen. Ein einziger, geschlossener und verschlossener Bau mit Kirche und Mönchszellen hat hier nie gestanden, wohl aber ein Komplex von verschiedenartigen Bauten, Gärten, Wegen, wie ihn die Ordensregel als eine kleine Welt schuf, welche der großen Welt da draußen nicht bedurfte und gegen ihre Versuchungen, ihre Leidenschaften und ihre Sünden sich zu schützen bestrebt war. Es war die Ordensregel der Cisterzienser, welche dieses Kloster als Zuflucht-, Arbeits- und Lehrstätte für fromme Frauen erbaut hatte.

Die Cisterzienser waren reformirte oder verjüngte Benediktiner. Sie nahmen dem Novizen das Eintrittsgelübde ab: „Ego promitto

Digitized by Google

stabilitatem, conversionem et obedientiam secundum regulam Sti. Benedicti.“ Von den älteren Benediktinern hatten sie sich aber getrennt, neue Verpflichtungen auf sich genommen, eine neue Organisation ihren Klöstern gegeben und eine eigene Bestätigung dieser verbesserten Ordensregel vom Papste erhalten. Aber die Grundlage des mönchischen Lebens, die Benedikt von Nursia zuerst in der heiligen Grotte, sagro specchio, des Sabinergebirges, dann in Montecassino seinen frommen Nacheiferern gegeben, den Verzicht auf eigenen Besitz, auf weltliche Lust, auf persönliche Willensfreiheit hatten sie auch in ihrer neuen Regel als Grundsatz beibehalten. Als ein großer Teil der Benediktinerklöster in dem Reichtum, der ihnen zufloß, in der Trägheit, welche aus ihrer steten Beschaulichkeit ihnen erwuchs, in der Verehrung, die ihnen als einer Gesellschaft Gottgeweihter entgegengetragen wurde, verweichlichte und verwilderte, war in einzelnen Mönchen das Bemühen erwacht, durch eine strengere Zucht und Regel jene Übel und Gefahren zu bekämpfen. In diesem Sinne hatte der Abt Odo schon 930 dem Kloster in Clugny neue, strenge Vorschriften gegeben. Aber der Ruf größerer Heiligkeit und vollkommenerer Weltentsagung mehrte nur, was vermieden werden sollte: der Orden der Cluniacenser erhielt in der religiös-ekstatischen Zeit und in der Zerfahrenheit aller weltlichen Verhältnisse einen ungeahnten Zudrang, außerordentliche Reichtümer und politische Macht. Auch er genügte dem Sehnen nach Heiligung und Erlösung, das die ernsteren Gemüter der Zeit mit einer innern Angst erfüllte, bald nicht mehr. Eine neue, gründlichere Reformation des Benediktinerordens begann in einem burgundischen Kloster. Ein eifriger Benediktinerabt gründete, ein Begeisterter befestigte auf neuer Basis die Regel und den Orden der Cisterzienser.

Weltentsagung und Weltflucht hatten immer wieder unerbittlich in die Versuchungen und in die Händel der Welt zurückgeführt. Das Mühen, in Abgeschlossenheit und Buße zu der rechten Beschaulichkeit und zu ununterbrochener Andacht zu gelangen, hatte vor menschlicher Schwachheit und innerer Haltlosigkeit nicht bewahren können. Unthätigkeit, äußere Zwecklosigkeit, Mangel an Liebesthätigkeit hatten auch innerhalb der festesten Klostermauern allen

Digitized by Google

weltlichen Trieben Nahrung gegeben. Jene frommen Männer in Citeaux erkannten diese Wurzel der Übel, denen das Klosterleben nur zu leicht erlegen war. Sie gaben demselben neue Aufgaben. Neben der beschaulichen Maria sollte ihre bisher gering geschätzte Schwester, die werkthätige Martha, auch zu ihrem Rechte kommen. An die Stelle des andächtigen Müßiggangs setzten sie demütige Arbeit, an die Stelle des künstlerischen Schmuckes anspruchslose Zweckmäßigkeit, an die Stelle des wachsenden Klosterreichtums die Pflicht der Beschränkung durch Auswanderung und Teilung. Und zur Sicherung ihres Grundgesetzes der Arbeit, auf welche allein die Entstehung und Erhaltung jeder klösterlichen Niederlassung beruhen sollte, schufen jene umsichtigen Äbte eine Organisation ihrer Klöster, welche alle Bürgschaft für die Dauer dieses Geistes der Arbeit, Entsagung und Demut bieten sollte, in ihrem festen Zusammenhang aber eine Macht von hoher, allgemeiner Bedeutung wurde. Die größte Gewalt über die Gemüter der Einzelnen, wie über das Empfinden der Völker verlieh den Cisterziensern ein Grundgesetz, das ihnen ihr Abt Stephan im Jahre 1119 verlieh: die Charta charitatis, die Urkunde der Liebe, der christlichen Barmherzigkeit. Was dem einzelnen Christen oblag, an seinen Mitmenschen zu üben, das erhob jene Charta zu einer Pflicht der Gemeinschaft, zu einer Aufgabe des ganzen Ordens und jedes seiner Klöster.

Doch wozu diese Abschweifung zu bekannten Verhältnissen, die jedes Handbuch der Kirchengeschichte gründlich und ausführlich schildert?

Ich muß bekennen, daß mir trotz manchen Blicks in kirchengeschichtliche Bücher das Verständnis für das Wollen und Wirken der Cisterzienser erst aufging, als ich zum ersten Male ein in seiner alten Anlage noch vollkommen erhaltenes Kloster dieses Ordens betrat.

Ich glaube auch in diesen Erinnerungen nichts ganz Überflüssiges zu geben, wenn ich hier auch etwas Kirchengeschichte einflechte. Kirchengeschichte ist der Anfang unserer baltischen Geschichte; was Uexküll, Dünamünde, Padis, Falkenau, was Riga und Reval in ihren ältesten, nun zerstörten klösterlichen und kirchlichen Anlagen besaßen, tritt wie neuerstanden in jedem noch vorhandenen Cister-

Digitized by Google

zienser Kloster vor die Seele des Besuchers: in jedem noch erhaltenen Klosterrest dieses Ordens erkennt er die gemeinsamen Züge aller seiner Werke wieder; wenn er Maulbronn betritt, taucht ihm das längst verschwundene Kloster Mons Sti Nicolai auf, und wenn er durch das Gartenstädtchen der Beghinen bei Gent wandert, wird ihm Revals verbautes Kloster der „grauen Schwestern", der nächsten Verwandten jener Beghinen, wieder lebendig, mit denen sie schon das Mittelalter oft verwechselte.

Es ist kein kleiner Umweg, den ich wähle, aber er führt zu bekannten Plätzen und zu verehrten Männern unserer Heimat, deren Bilder festzuhalten eine pietätvolle Freude ist.

In diesem alten Frauenkloster hat sich 600 Jahre nach seiner Gründung ein Geistesleben und eine Geistesarbeit vollzogen, welche die längst versunkene Vergangenheit wieder ins Leben zurückrief. Hier war es, wo die Väter unserer neueren baltischen Geschichtsforschung und unserer heimatlichen Geschichtsschreibung, die Paucker, Bunge, Brevern, Toll, Pabst u. A. ihr Werk der Wiederbelebung unseres Altertums, der Erklärung unseres Werdens und Seins, des Verständnisses für den Wert unserer Vorzeit und für die Aufgaben unserer Gegenwart begannen und den Jüngeren zum Vorbilde eine Wissenschaft der Heimatgeschichte schufen.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Maulbronn. — Bauten, Räume, Plätze. — Landwirtschaftlicher Betrieb. — Claustrum und Cönobium. — Die Predigt und die Ordensregel. — Cisterzienser und Dominikaner. — Sacerdos und religiosus. — Die Mission im Mittelalter. — Christentum und Kirchentum. — Der Zweck heiligt die Mittel.

Nicht um in gelehrten Forschungen mit diesen Männern und der großen Zahl ihrer Jünger und Nachfolger zu wetteifern, sondern um zu ihren schweren und ernsten Arbeiten den leichteren Erwerb eigener Anschauungen zu fügen und aus Bestehendem Vergangenes zu erläutern, erlaube ich mir, bevor ich bei den „grauen Schwestern" eintrete, einen Besuch in dem freundlich schönen Maulbronn, einst Cisterzienserabtei, jetzt evangelisches Seminar, an der württembergisch-badischen Grenze, nahe dem Geburtsort Melanchthons Bretten.

Wir verlassen die Bahn, die von Karlsruhe nach Heilbronn führt. Durch schönen Hochwald zuerst, dann am Waldeshang hin führt uns ein sanft aufsteigender Weg in einer kleinen Stunde an eine Wendung des sich verengenden Salzachthales: vor uns liegen im Thale Dorf und Kloster Maulbronn. Einst war hier Wildnis und Einöde; im Walde hausten Raubgesellen, welche den Verkehr zwischen Kanstatt und Bruchsal über den Stromberg hin unsicher machten. Das Salzachthal war flußabwärts nicht unbebaut, flußaufwärts aber für die Zwecke des seit etwa 50 Jahren bestehenden, in überraschender Geschwindigkeit sich verbreitenden Ordens günstig: es bot Raum und Freiheit zu derjenigen Arbeit, welche der Orden zu seiner besonderen Aufgabe sich gesetzt, zu landwirtschaftlicher

Digitized by Google

Thätigkeit. Hier konnte mit frischer Kraft Neues geschaffen und Dauerndes begründet werden. Das Land, das dem Bischof von Speier gehörte, wurde gern von demselben dem damals so hoch angesehenen Orden vergeben, Private machten Landschenkungen, der Orden selbst erwarb weitere Grundstücke. Zum Bauen gab es guten Stein, im Walde Holz die Fülle, die jungfräuliche Scholle der Rodungen war fruchtbar, das Klima gemäßigt und — was dem Cisterzienser überall hochwichtig war — im Thale sprudelten Quellen und strömte ein frischer Bach.

Wir wandern durch das Dorf, das hier im Schutze des Klosters entstanden ist; ein Gasthaus für solche, die drinnen keinen Platz fanden, Häuser für die Tagelöhner, die bei dem zunehmenden Landbau des Klosters Beschäftigung fanden u. s. w. Durch das turmbewehrte Thor treten wir in den Hofraum. Kaum wollen wir dran glauben, daß dies alles eine Anlage ist, die vor mehr als 700 Jahren entworfen und begonnen wurde und dann zwar in steter Erneuerung und Vervollkommnung, aber im Grunde in gleichem Dienst und zu gleichem Zwecke jahrhundertelang fortbestand.

Das Kloster erscheint nach seinen Bauten und nach seiner Umgebung, die es aus Wildnis zu fruchtbaren Feldern, Gärten und Weinpflanzungen umgewandelt, als ein großartiger landwirtschaftlicher Betrieb nnd zugleich als eine Welt im Kleinen, die in jeder Beziehung selbständig und von der großen Welt da draußen unabhängig sein wollte und sein konnte. Eine Vorschrift des Ordens bestimmte, daß Mönchsklöster nicht in Städten, Burgen und Dörfern angelegt werden sollten, sondern „an Orten, die dem Treiben der Menschen möglichst entfernt sind". „Dort pflanzt", mahnt der bewährteste und einflußreichste Cisterzienserabt Bernhard von Clairvaux, „wo die Wasser fließen, denn da ist die Fülle geistlicher Gnade".

Die Nonnenklöster dagegen, die zwar auch auf landwirtschaftlichen Betrieb gegründet waren, diesen aber durch eingeschworenes, männliches Personal versehen ließen und mit anderen Arbeiten — Erziehung von Mädchen, Gartenpflege, Stickereien — sich beschäftigten, wurden in unmittelbarer Nähe von Städten, oft hart an der Stadtmauer angelegt, um auch als Versorgungsstätten unver-

Digitized by Google

heirateter Bürgertöchter zu dienen. Das Revaler Kloster der grauen Schwestern am Fuße des Domberges, 1310 in die Ummauerung der Stadt einbezogen, versah diesen Beruf wesentlich für Reval, wie sich aus seinen Schenkungen und namentlich aus seinem Streit mit den Dominikanern über das Recht hervorgeht, für weltliche Kinder Schule zu halten, wie auch die „christliche korrte Ordonantie ouver das Junkfrawenkloster“ von 1543 auf die Bestimmung des Schulhaltens zurückgreift.

Aber die gepredigte und geübte Arbeit selbst führte in Verbindung mit der angelobten Armut doch wieder zum Verkehr: die Landwirtschaft gab Produkte, wie Wolle, Korn, Wein, lebendes Vieh, Pferde u. s. w. über das eigne Bedürfnis hinaus. Der Verkauf war notwendig, Käufer mußten gesucht, Mönche auf den Markt geschickt werden, wo sie dann das notwendige Übel des Handelns durch billige und solide Waren zu mildern suchten und gern gesehene Lieferanten waren. Auch in die Klöster selbst drang die Nachfrage, und es mußten doch Plätze für den Verkehr freigelassen werden. Die Spendung von Speise und Trank zog nicht bloß zu den Klosterfesten unklösterliche Leute herbei, denen außerhalb der Mauern ein Krug Weines geschenkt wird. („Zum Kruge gehn, ad tappam“ — ob daher die bei uns und in Norddeutschland, der Domäne der Cisterzienser, übliche Benennung Krug für das Schenkhaus selbst stammt?)

Was wir in Maulbronn finden, bot jedes Cisterzienser Kloster: im Mittelpunkt die Kirche, ohne steinerne Thürme, nur mit einem bescheidenen Dachreiter, von dem aus die einzige Glocke des Klosters zur Mette läutete, keine reichen Ornamente, wie sie die üppige Gothik jener Zeit gestattete, keine Seitenkapellen zur Verehrung einzelner Heiligen und Schutzpatrone: die Kapellen am gradabschließenden Chor sind dunkel, die Zuflucht der in Einsamkeit mit sich selber ringenden und der bußfertigen Herzen. Die unmittelbare Umgebung bildet das claustrum regulare. Räume und Gärten, Kapitelsaal, Kreuzgang und Kapellen, Schlafraum und Refektorien, die für die Mönche und gewisse Gäste reservirt bleiben. Dann — im weitern Kreise — die Wohnungen des Abts, des Vogts, des Arztes, der höhern Klosterbeamten, ferner die Bauten für den

Digitized by Google

ganzen Apparat des Klosterlebens: Krankenhaus, Apotheke, Schule, Bibliothek, Bruderhalle (genannt das Rebenthal), Sprechsaal, Wärmstube u. s. w., endlich die Wirtschaftsgebäude: Ställe, Schuppen, Speicher (einer in Maulbronn hat acht Stockwerke), Mühle, Marstall, Küferei, Kellerei, Fruchtkasten, Weingartmeisterei, Badehaus, Küche, Speisemeisterei, Pfisterei (Backhaus), Melkerei, Scheerhaus u. s. w. u. s. w. Das alles gäbe eine ganze Stadt, wenn nicht die Bedingung für eine Stadtgemeinde: die freie Entwicklung aller verschiedenartigen Kräfte, das Wachstum aus eigener, natürlicher Vermehrung dieser Kräfte und die Nutzung der Arbeit zu persönlichem Verdienst und Gewinn gefehlt, wenn jenes sozialistische Problem nicht geherrscht hätte. Wie die Cisterzienser die Nähe der Städte mieden, sind ihre Klöster auch zur Gründung von Städten wenig geeignet gewesen, — wo an ein bestehendes Cisterzienserkloster städtische Entwicklung sich knüpfte, da hatte dieses eben nur einem rein weltlichen Verkehrsbedürfnis die Bahn geöffnet: Der Kaufmann folgte dem Mönch, der Ackerbau bereitete dem Gewerbe den Platz.

Ob nun in der Arbeit, ob im Handel oder im Verkehr, der Betrieb im Kloster war immer rein sozialistisch. Es gab kein Privateigentum, nur Ertrag und Erlös, Opfer und Verlust der Gesammtheit. Eine Gleichheit der Klosterinsassen aber gab es nicht. Neben den eigentlichen Mönchen, den professi und den Novizen, die ihr Probejahr bestanden, gab es conversi oder barbati, Laienbrüder, welchen bestimmte wirtschaftliche, meist außerhalb des Klosters auszuführende Arbeiten oblagen. Endlich wurden Dienstleute, mercenarii, mit den schwersten Arbeiten betraut. Schon in der Anlage der Kirche war jeder dieser Gruppen ein besonderer Raum angewiesen, das Hauptschiff sogar durch Querwand geteilt. Mit der Höhe des geistlichen Ansehns wuchsen die Pflichten der Lebensführung. Die größte persönliche Freiheit genossen die Dienstleute, die größten Beschränkungen die eigentlichen Mönche, die professi. Allen war die Lebensweise genau vorgeschrieben und überall die Beschränkung auf das Notwendigste zur Pflicht gemacht. Die Disziplin wurde aufs Strengste gehandhabt und das konnte im Kleinen, im einzelnen Kloster nur geschehen, wenn sie auch im

Digitized by Google

Großen, in der Organisation des Ordens, in dem festen Zusammenhang aller Teile desselben bedingungslos herrschte.

Diese Organisation war in der Charta charitatis des Abts Stephan genau vorgeschrieben. Sie ist eine Verfassung auf patriarchalischer Grundlage und daher in ihrem Wesen durchaus aristokratisch. Ein Familienzusammenhang, ein Geschlechtsregister oder Stammesleiter bestimmt die Beziehung der Klöster unter einander. Citeaux galt für das Mutterkloster aller, von hier aus waren als Töchter vier französische Niederlassungen ausgegangen: Lafertè (Firmitas), Pontigny (Pontis nidus), Clairvaux (Clara vallis) und Morimond (Mors mundi); von diesen strömten neue Niederlassungen nach allen Richtungen aus, denn einerseits machte der starke Zudrang zum Mönchtum, andererseits die Gunst, die ihre Arbeit und die Erkenntnis ihrer vielfachen Brauchbarkeit erwirkte, die stete Erweiterung ihres Besiedelungsnetzes notwendig. Wie Citeaux mit seinen 4 Tochterklöstern, so blieben diese mit ihren Stiftungen verbunden und so Kloster von Kloster abhängig. Aus Morimond ging Camp, aus Camp Walkenried, aus Walkenried Porta, aus Porta die Abtei Mons (auch Portus) S. Nicolai (Dünamünde) hervor.*) Das wird in den Annalen der Cisterzienser so ausgedrückt: Mor. abneptis, proneptis Campi, neptis Walkerid, filia Porte.

Dieser geflissentlichen Betonung des Familienzusammenhanges der Klöster entsprach die einheitliche Oberaufsicht. Die höchste Instanz war allen das Generalkapitel, das aus den Äbten des Ordens gebildet, sich alljährlich einmal zur Entscheidung wichtiger Fragen und Berichterstattung in Citeaux versammelte. Die ent-

*) Unser trefflicher Chronist Heinrich sagt wörtlich: „Claustrum quoque Cisterciensium monachorum in ostio Dunae construxit: quod claustrum Dunamundam et coenobium Montem Scti Nicolai appellavit“ u. s. w. Diese Scheidung von claustrum und coenobium ist nicht überall verstanden worden. Claustrum regulare ist, wie schon erwähnt, ein der Geistlichkeit vorbehaltenes Gebiet innerhalb der ganzen geschlossenen, ummauerten Niederlassung, des Claustrum (seculare) Heinrichs des Letten. Coenobium ist aber innerhalb dieses an dem Bilde von Maulbronn beschriebenen Komplexes der eigentliche Mönchsbau mit dessen geistlichen Bauten, das gemeinsame Wohn- und Gotteshaus.

Digitized by Google

fernteren Klöster: Skandinavien, Schottland, Irland, Livland u. a. m. sandten in längeren Terminen ihre Vertreter, ein blinder Abt von Valkena (Falkenau) erhält die Erlaubnis, alle sieben Jahr zu kommen. Der Abt von Citeaux schickt alljährlich Revidenten, visitatores, in die Klöster, einen stehenden Ausschuß bilden 25 diffinitores. So verbindet nicht bloß Ein Gesetz, sondern auch Eine Leitung, Eine Gerichtsbarkeit die Klöster in den Wäldern von Burgund mit denen an den Gestaden der Ostsee, die von Böhmen mit denen von Irland.

Wenn Dr. Fr. Köhler mit gründlicher Gelehrsamkeit und erstaunlichem Scharfsinn aus einigen in Reval erhaltenen Klosterhandschriften den Nachweis liefert, daß französischer Einfluß auch den Weg zu den Klöstern unserer Heimat gefunden hat, so wird darin vielleicht nicht allein die Macht der französischen Geistesbewegung seit dem 11. Jahrhundert zu erkennen sein, sondern auch jener praktische, stets erneute Zusammenhang, der die livländischen und estländischen Cisterzienser mit ihren französischen Stammesmüttern Citeaux und Morimond verband. Von Morimond kamen regelmäßig Visitatoren, denen auch die Aufsicht über die Bücherei jedes Klosters oblag, und die — wie sich annehmen läßt — dem Orden, der das Abschreiben nur mit Vorsicht gestattete, wohl empfohlene Schriften brachten. Daß Bearbeitungen zu homiletischen Zwecken und Predigtentwürfen in den Revaler Handschriften eine Rolle spielen, weist neben den von Köhler angeführten gewichtigen Gründen ebenfalls auf Cisterzienserklöster hin.

Die Ordensregel derselben sah in der Freiheit der Predigt eine Gefahr für die Reinheit der Lehre und eine Gefahr für die von Mönchen geforderte Demut. Auch die Seelsorge innerhalb des Klosters stand nur Wenigen zu, die Zahl der Geweihten, „sacerdotes", war sehr beschränkt. Parochialkirchen durften gar nicht bedient werden. Wer eine Taufe vollzog, die nicht Nottaufe war, wurde aus dem Kloster ausgeschlossen, sogar auf drängendes Bitten um das Recht zum Predigen stand Strafe. Im Sinne solcher Vorsichtsmaßregeln gegen das Eindringen einer Irrlehre oder einer willkürlichen Textauslegung mußte auch die Anleitung zur Predigt streng festgesetzt sein: es war natürlich, daß die Cisterzienser den

Digitized by Google

beiden größten Rednern der Zeit, dem Cisterzienser Bernhard von Clairvaux und dem Cluniacenser Guigo die Muster von Predigten und die Kunst der Predigt entnahmen. Die Dominikaner dagegen gingen ganz andere Wege. Ihnen war im Gegensatz zu den schweigenden, arbeitenden Mönchen anderer Orden die Predigt und die Vorbereitung zu derselben durch eigene theologische Studien eine Hauptaufgabe. Ihre Regel machte die Erteilung der Weihe zum sacerdos abhängig von einem Examen in der Wissenschaft der Grammatik und in den Formen des Kultus wie von der Zurücklegung des 25. Lebensjahres, also von einer gewissen äußeren Reife. Ein höheres Maß von Reife wurde von den oberen Predigern gefordert: sie mußten 3 Jahr lang Theologie studirt und 3 Jahr in angesehenen Orten als Prediger gewirkt haben. Aus jeder Kirchenprovinz mußten 2—3 Mönche zum Studium nach Paris geschickt werden (also auch in diesem ursprünglich spanischen Orden ein Zusammenhang mit Frankreich), die Mönche mußten die Kirchen- und Schulsprache der Zeit, Latein, verstehen, die Vorgesetzten diese Sprache fehlerfrei sprechen. Sie mußten die Schrift nicht nur in ihrem dogmatischen, sondern auch in ihrem „moralischen Sinne" auslegen können. Die ihnen gewährte Selbständigkeit bedurfte also der Muster und Anweisungen zum Predigen nicht, wie die Beschränkung, die den weniger vorbereiteten Cisterziensern auferlegt war, solche notwendig machte. So mag die Hypothese, daß jene Revaler Mönchshandschriften den Cisterziensern angehören, nicht den Dominikanern, (Prädikanten) in der Rußstraße, auch hier eine Stütze finden.

Die Cisterzienserregel war nicht ein Missionsgesetz. Alles, was sie vorschrieb, und was hier nur zu kleinem Teile angeführt werden kann, ließ diese Pflicht gegen die christliche Liebesthätigkeit zurückstehn. Die Ausbreitung der Lehre Christi war nicht in dem Sinne Bernhards und Stephans gelegen. In der Weltabgeschiedenheit und in der Arbeit sollte der Mönch sein eigenes Seelenheil finden, als Christ aber auch den Mitchristen dienen. Heidenbelehrung und Heidenbekehrung standen nicht im Programm jenes geistigen Vaters und jenes umsichtigen Organisators des Ordens, viel eher schon — wie Bernhards Kreuzzugspredigt zeigt, Heidenbekämpfung. Dagegen schienen die Prädikanten, wie die andern ihnen nahe verwandten

Digitized by Google

Bettelmönche recht eigentlich zur Mission geschaffen. Und wunderbar führte die Geschichte gerade die Cisterzienser zu der Aufgabe einer ausgedehnten und bleibenden Mission, die Dominikaner und ihre Genossen aber zu dem Versagen und Versliegen ihrer Anlagen zur Mission.

Was aber war die Mission im Mittelalter?

Die dem Christentum innewohnende Kraft der Wahrheit und Liebe hatte, wie das Gebot Christi selbst, in den ersten Jahrhunderten eifrige und begeisterte Jünger seiner Lehre zu den Heiden hinausgetrieben, um auch ihnen die frohe Botschaft, die Botschaft der Erlösung zu bringen. Je mehr sich aber im innern Leben der christlichen Gemeinde die ursprüngliche volkstümliche Verfassung zu der Aristokratie des Klerus und weiter zu dem Anspruch einer Monarchie des römischen Bischofs entwickelte, umsomehr trat an die Stelle jener Mission des Christentums eine Mission des Kirchentums, an die Stelle der Heidenbekehrung die Unterwerfung der Heiden und an Stelle der Gemeinde die Macht des einen Bischofs von Rom.

In diesem Entwickelungsgang war den Mönchsorden eine wichtige Aufgabe zugewiesen.

Keiner der alten Orden war zum Zweck irgend einer Mission gestiftet worden. Sie waren im Osten wie im Westen aus dem Verlangen Einzelner entstanden, fern von den Versuchungen und von den Händeln der Welt, der Buße, der Gottverehrung, dem eigenen Seelenfrieden zu leben. Erst als ihre Ausbreitung, ihr Reichtum, ihr Einfluß auf weltliche Kreise sie zu einem wichtigen und mächtigen Element des Völkerlebens gemacht, wurden sie als ein willkommenes Mittel zur Förderung jener kirchlichen Interessen erkannt, welche sich als die wahrhaft christlichen an die Spitze der Menschheit zu stellen trachteten. Den Weg zu dieser Einsicht hatte Bonifazius durch seine Thätigkeit in Franken, Thüringen, Hessen u. s. w. eingeschlagen: er hatte in diesen deutschen, lange schon christlichen und zu christlichen Bistümern organisirten Ländern die Geistlichkeit, die ihm entsittlicht schien, dadurch reformiren wollen, daß er sie der Oberaufsicht und Obergewalt des Bischofs von Rom unterwarf. Noch 1821 hat ein lutherischer Generalsuperintendent

Digitized by Google

in Gotha diesen Bonifaz als den „Apostel der Deutschen" in festlicher Rede gefeiert, und eine Reihe von geschichtlichen Leitfäden für evangelische Schulen bezeichnet diesen Bonifaz noch heute als „Apostel der Deutschen", als Märtyrer des Christentums. Sein Wirken war jedenfalls erfolgreich und sein Erfolg von verhängnisvoller Wirkung auf die Kirche, den Staat, die Geistesentwicklung und das nationale und materielle Wesen der Völker. Das frühe Mittelalter verwandelte schon den Begriff des Christentums in den der römischen Kirche und den der freien Überzeugung in den des Bekenntniszwanges.

In diesem Entwicklungsgange ist die Mitwirkung der Orden eine absichtslose, unbewußte, oft sich selbst widersprechende. Als Benedikt von Nursia: „scienter nescius et sapienter indoctus", seiner ihm treu anhängenden Amme „um Gott zu gefallen" in die Einöde entwich und sich drei Jahr lang in einem Felsenspalt des Sabinergebirges vor der Welt verbarg, ahnte er nicht und wünschte es auch wohl kaum, daß in diesen Fels einst die stolze Legende gemeißelt werden sollte, die ich auf einer Wanderung durch das Sabinergebirge vor 40 Jahren so kopirt habe:

„Hic a. S. Benedicto Apostolitus Monasticus initium sortitus. Ex rupe, quam conspicis, fere omnis orbis plagae per tanti patriarchae filios veram fidem sunt auspicatae: per S. Augustinum Anglia, per S. Wilfredum Saxonia, per S. Wigbertum Westphalia, per S. Adamum Scotia, per S. Chilianum Franconia, per S. Ludgerum Frisia, per S. Switbertum Hollandia, per S. Marcellum Transylvania, per S. Stephanum Suecia, per S. Rumbertum Danimarca et Norvegia, per S. Gerardum Hungaria et Bohemia, per S. Adalbertum Prussia, per S. Brunonem Russia, per S. Bonifacium Bavaria, per S. Ascanium Liburnia et Illyria, demum per Benedictinam familiam multae Americae partes nec non Australia noviter nota hocce Beneficium sunt assecutae."

Diese Kirchengeschichte in Lapidarschrift möge nun vor wissenschaftlicher Prüfung bestehen oder nicht, sie bezeugt die Wertschätzung eines Verdienstes, nach welchem weder die Benediktiner, noch deren jüngere Brüder aus eigenem Antrieb besonders eifrig gerungen haben. Viel lebhafter tritt die Thätigkeit gewisser Mönchsorden um die Vernichtung jener Häresie zu Tage, welche die unbe-

Digitized by Google

schränkte geistliche und weltliche Autorität des römischen Stuhls nicht anerkannte. Die Dominikaner waren insbesondere tapfere Streiter für die Aufrechterhaltung des päpstlichen Machtanspruchs, dem der Cisterzienser- und andere Orden den Boden bereitet hatten. Die Bettelorden folgten im Norden und Osten Europas den Wegen der Kolonisation, welche die Cisterzienser gebahnt hatten. Die Jesuiten haben endlich in der großen Gegenreformation den Sieg errungen, um welchen schon die Schüler des Streiters gegen Albi, des Domingo Guzmann mit den Waffen der Inquisition sich gemüht hatten. Loyola brachte in ein bindendes Dogma, was als Tradition in der naiven Auffassung des Mittelalters sich stetig entwickelt hatte: die Lehre, das Papsttum sei das Christentum, der Gehorsam die heiligste Pflicht und der Papst der „heiligste Herr und Kriegsherr". Dieser neue Orden war ein Orden der Eroberung, und er kämpfte mehr als je ein anderer für Verbreitung der Kirche, für Rückeroberung dessen, was ihr genommen und sich von ihr befreit hatte.

Man redet und schreibt viel über den Satz, der Zweck heilige die Mittel. Im Kriege — und das letzte Jahr hat es wieder in grausamer Weise bestätigt — gilt leider noch jedes Mittel: Mord und Brand, Raub und Hinterlist. Nicht der Verlust an Menschenleben: die Verwirrung der Begriffe von Gut und Schlecht — das ist das Entsetzliche des Krieges. Kriegsdienste nahmen und nehmen die Genossen und Jünger Loyolas, „Kriegsdienste für Gott unter dem Gehorsam des heiligsten Herrn, des Papstes." Und im geistlichen Kriege gelten die gleichen Notwendigkeiten, wie im weltlichen. Das ist der Kern der Rechtfertigung aller Mittel.

Wie außerordentlich und „jenseit des Guten und Bösen" liegend auch die Mittel waren, welche diese Kriegstruppe dem Christentum, d. h. dem Papsttum zur Verfügung stellte, die missionarische Wirksamkeit der Jesuiten blieb hinter der ungewollten, ungeplanten anderer Orden zurück. Die systematische Erziehung zur Mission in der Propaganda wie in den Kollegien — das collegium germanicum hat die Mühen der Jesuiten noch am reichsten belohnt, — trotz des Musterstaats in Paraguay blieb die Ziffer der neubekehrten Christen auch in den Jesuitenanlagen gering. Auch

Digitized by Google

hier gab es in dem Sinne des Ordens vorwiegend innere Miſſion.

Was war es denn, was Diejenigen, die bekehren wollten und ſollten, unfruchtbare Arbeit verrichten ließ, Diejenigen aber, die ſich der Bekehrung enthalten wollten, zu wirklichen Miſſionaren machte?

Digitized by Google

3. Kapitel.

Geschichtliches von den Cisterziensern. — Die Orden überhaupt. — Verwirrung durch Worte und Trachten. — Das Habit. — Die Eitelkeit.

„Siehe, aus einem sumpfigen Walde Burgunds kommt eine neue Streitmacht; in nicht ganz 25 Jahren erheben sich wie ein Mann vom Tiber bis zur Wolga, vom Manzanares bis zum Golf von Finnland mehr als 60000 Cisterzienser, scharen sich um das Papsttum, ziehen mit ihm der allerwärts in das kirchliche Gebiet einfallenden weltlichen Gewalt entgegen: die mächtigsten Fürsten zittern auf ihrem Throne vor dem Gewande eines Einsiedlers und beugen sich unter dem Hauche seiner Lippen."

So überschwänglich diese Sprache ist, der Historiograph von Morimond, Abbé Dubois hat in diesem Satze die Geschichtsauffassung der Cisterzienser damals und später klar wiedergegeben: die 60000 Mann zogen der weltlichen Gewalt entgegen, doch nicht als Verteidiger des verletzten geistlichen Gebietes, sondern eindringend in die Grenzen jener. Nicht die Kirche war gefährdet, sondern der Staat. In dem großen Kampfe zwischen diesen beiden Gewalten, welcher das ganze Mittelalter hindurch — fast ein Jahrtausend lang — die Welt erschüttert, sagen wir kurz: in dem Kampf zwischen Kaiser und Papst, sind die Cisterzienser eine Vorhut und erste Kolonne, und selbst da, wo sie den Plänen eines weltlichen Fürsten dienen, geschieht dies immer zu höherm Vorteil und Ehren des Papstes.

Digitized by Google

Als zuerst Robert, der glaubenseifrige Abt von St. Michel Tonnère, das Cluniazenserkloster verließ, weil er in der Verweltlichung dieses Ordens das Heil seiner Seele nicht zu finden vermochte, glaubte er in der abgelegenen Waldschlucht von Molesme, fern allem menschlichen Getriebe in rüstiger Arbeit, in demütigem Schweigen und in strenger Enthaltsamkeit aller weltlichen Gelüsten und Versuchungen Herr zu werden. Der Klosterkonvent, an den ihn sein Gelübde des Gehorsams band, forderte jedoch seine Rückkehr und gestattete ihm auch ferner nicht, sich den wenigen Genossen anzuschließen, die mit ihm in die Wildnis gezogen waren. Er sah sie nicht wieder.

Sie aber wollten den Weg nicht verlassen, den Robert ihnen gezeigt. Sie arbeiteten und rangen mit der Natur, um von da draußen nichts gebrauchen zu müssen und ganz ihrer Selbständigkeit und geistlichen Erhebung leben zu können. Aber auch ihres Bleibens war nicht in Molesme. Bei dem Übereifer der Zeit geschah es nicht selten, daß die zu einer neuen Niederlassung gewählte Wildnis doch allzu wild war, daß die Kräfte der Ansiedler, mochten ihrer auch nach Zahl der Apostel 12, mit dem Prior als dreizehnten sein, zur Schaffung und Erhaltung eines überhaupt bewohnbaren Ortes nicht hinreichten. Dann wurde die Stätte verlassen und eine neue durch Kauf, Vertrag, Schenkung erlangte, bezogen: ein fester Erwerbstitel war Bedingung.

Von Molesme wanderten die Mönche in ein anderes burgundisches Waldthal, das an Quellen und Wassern reich war — ich habe bereits der Vorliebe dieser geistlichen Kolonisten für Wasserbäche erwähnt, denen sie neben der Nutzung auch symbolische Deutung gaben. Hier — in Citeaux — erhielt die neue Niederlassung ihren Namen und jene oben geschilderte Urkunde und Verfassung.

Auch von der raschen Entwicklung und Verbreitung dieser verjüngten Benediktiner „Cisterzienser" ist die Rede gewesen. Ihr Ruf wuchs und tönte rühmlich über die Grenzen des in kirchlicher Begeisterung leicht entflammten Frankreichs hinaus.

Schon 1122, drei Jahre nach der Aufstellung der Charta charitatis wird in Altencamp am Niederrhein, das erste Cisterzienser Kloster in Deutschland gestiftet und von dort aus sieben

Digitized by Google

Jahr später Walkenried im Harz*). Mit diesem Kloster beginnt die Ausdehnung des Ordens nach Osten und Norden, die bald so stark wurde, daß die schon vorhandenen Klöster der älteren oder eigentlichen Benediktinerregel rasch an Bedeutung verlieren. Benediktiner Klöster weigerten sich nicht selten, bei Darbringungen und Stiftungen die nötigen Mönche zur Besetzung eines neuen Klosters zu senden, weil den Mutterklöstern damit neue Arbeiten und Ausgaben erwuchsen, die Spenden und Dotationen aber, die mit der Aufnahme ins Kloster verbunden zu sein pflegten, minder reichlich zuflossen. Aus diesem und aus anderen Gründen der allgemeinen Zeitrichtung stockt die alte Organisation in ihrer Entwicklung. Die jüngere, die der Cisterzienser, besetzt bald fast das ganze nördliche Deutschland, den slavischen Osten, den skandinavischen Norden und die Länder bis zum finnischen Meerbusen, bisweilen sogar altbenediktinische Klöster zu sich herüberziehend und sie dann mit Anrechnung einer gewissen Anciennität in ihre Stammtafeln eintragend**).

*) Der Vorgang bei der Gründung eines Klosters war ein zwiefacher: entweder konnte eine solche unmittelbar von einem bestehenden Kloster ausgehen, wenn dasselbe die vorgeschriebene Zahl von Mönchen erreicht hatte und Neuaufnahmen hätte zurückweisen müssen; in diesem Fall wurden den zur Anlage einer neuen Stiftung ausziehenden Mönchen nur eine unentbehrliche Unterstützung, einiges Kirchengerät, ein Evangelium und andere Andachtsbücher mitgegeben. Oder eine fromme Seele, ein Büßender, ein um die Zukunft seiner Töchter besorgter Vater u. s. w. schenkte zum Zweck einer Gründung Landgüter — das war der häufigste Fall — und bat ein nahes Kloster um Absendung eines Stammes von Mönchen. Die Schwankungen in der Jahreszahl der Stiftung sind meist darauf zurückzuführen, daß die Einweihung und die wirkliche Besetzung oft ziemlich weit auseinander liegen. So scheint es auch für Dünamünde der Fall zu sein. Übrigens ist die Chronologie der Klöster oft allzusehr von dem Bemühen beeinflußt, die Priorität zu wahren oder den Nimbus langjähriger Dauer zu gewinnen.

**) So wurden die Alt-Benediktiner aus Schmölln verdrängt und Cisterzienser aus Walkenried herbeigerufen, dann aber wieder von Schmölln, das auf einem Berge gelegen und von Wenden umgeben war, die sich dem Kloster unfreundlich zeigten, schon 1137 nach Pforte (Porta coeli) versetzt. Von hier aus erfolgte dann die Besetzung des neugegründeten Klosters Dünamünde. So stellt sich die schon erwähnte Geschlechtstafel zusammen: Dünamünde oder Mons S. Nicolai, Morimondi abneptis, proneptis Campi, neptis Walkerid, filia

Digitized by Google

Ein vollständiges Verzeichnis der Cisterzienserklöster ist uns bei der außerordentlich großen Zahl derselben nicht erhalten. Viele von ihnen haben nur kurze Zeit bestanden, da sie aus irgendwelchen Gründen — wie Molesme nach Citeaux — verlegt wurden, andere sind absolut verschollen — wie u. a. die domus ignota Reinevelt, Renevelt, Refelde, Rephec (juxta fontem Cuzmer) (1180, 1186 und 1190). Andere Klöster erliegen der Zerstörung durch feindliche Nachbarn, mehrere den slavischen Umwohnern u. s. w. Zu den weiteren Schwierigkeiten, ein klares Bild des Mönchtums zu gewinnen, gehört die so häufige Verwechselung der mittelalterlichen Bezeichnungen: da wird oft zusammengeworfen: Regel und Orden, Stift und Kloster, Dom und Münster, Priester und Mönch, sacerdos und religiosus, canonicus und monachus, claustrum und coenobium. Alles Namen für verschiedene Begriffe. Da schaffen ferner verschiedene Bezeichnungen für die gleichen Begriffe manche Verwirrung. Hierher gehört das häufige Kennzeichnen der Orden nach ihrer Tracht. Das Mönchtum legte ein sehr großes Gewicht auf das „Habit". In der päpstlichen Bestätigungsurkunde jedes Ordens wurde das Habit genau bestimmt, von Kappe und Gugel bis Schuh und Sandale. Aber die einmalige Bestimmung wurde nicht eingehalten, wurde von Päpsten selbst im Laufe eines Jahrtausends abgeändert, erfuhr an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten notwendige oder willkürliche Wechsel. Wir kennen in unserer Heimatgeschichte schwarze und weiße Mönche — über die Farbe der Rigaer Domherrn (nicht Mönche!) wurde mit mehrfacher Berufung an den Papst und dessen Einmischung ein hundertjähriger Streit zwischen dem Erzbischof und dem Orden geführt, — wir kennen „graue Schwestern", braune Bettelmönche. Aber der Schluß wäre falsch, daß immer und überall die Chorherrn schwarz, die Cisterzienserinnen grau, die Franziskaner braun gekleidet gewesen wären. Auch die Cisterzienser werden weiße und dann

Porte. Als an Stelle von Dünamünde nach dessen Verkauf an die Ordensritter das Benediktinerkloster Stolp eingeschoben und den Cisterziensern eingeräumt wurde, erhielt dasselbe um des Ranges willen eine Anciennität von 100 Jahren zugerechnet. Statt Dünamünde wurde auf diesem Wege Stolp das offizielle Mutterkloster von Padis.

Digitized by Google

wieder schwarze Mönche genannt (sie trugen andere Tracht im Kloster, andere außerhalb desselben), die Dominikaner heißen weiße und schwarze Mönche. Die Angabe der Trachtfarbe ist nicht hinreichend für die Bestimmung der Zugehörigkeit zu einem Stift oder zu einem Orden. Meinhard, der Apostel Livlands, Norbert, der Stifter des Prämonstratenserordens, und Dominicus, der Stifter des Dominikanerordens waren alle drei Chorherren des heiligen Augustin, gehörten aber verschiedenen Orden an und trugen als Mönche die Tracht ihres Ordens. Und doch war auch für Chor- oder Stiftsherren ein Habit vorgeschrieben, das aber schwarz, braun, violett vorkommt.

Die Trachtengeschichte der Klöster bietet — wie dieser Teil der Kulturgeschichte überhaupt — manchen interessanten Einblick in das Wesen der Zeiten und Derer, welche die Kirche in erster Reihe zu vertreten beanspruchten. Meist giebt sie Beweise von der Zähigkeit, mit welcher die Menschen, auch als bejahrte Männer noch — je enger im Verbande umsomehr — an Kleinigkeiten hängen und selbst in vollkommner Weltverachtung die Breite ihres Gürtels oder die Farbe ihres Schuhs wie Löwen verteidigen.

— „Wahrhaft groß sein heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen
Doch eines Strohhalms Breite groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiele ist."

So dachte Percy; die Klöster schützte weder die Begeisterung ihrer Stifter noch ihre eigene Frömmigkeit davor, ganz anders zu denken. Äußerlichkeiten werden ihnen schon frühe zur Hauptsache, gute Absichten verzerren sie in ihrer Kleinlichkeit zu Lächerlichkeiten. Bisweilen führt der Eifer für die Heiligung schon die Ordensregel zu Absurditäten. Der Orden des heiligen Gilbert von Sempringham (gest. 1146) gestattete den Mönchen, nur 17mal im Jahr sich zu rasiren, den Nonnen nur siebenmal, sich den Kopf und nur mit besonderer Erlaubnis der Priorin die Füße zu waschen; die Pferde der Klöster wurden geflissentlich durch Abschneiden von Schweif und Mähne verunstaltet — Alles als Bekenntnis der Demut und Niedrigkeit.

Digitized by Google

Nicht im Gegensatz, vielmehr in Verbindung mit dieser Überschätzung des Kleinen zog auch in die Klöster die Eitelkeit, welche über die Völker und Individuen ihre besondere Gewalt übt, die aus niederem Bildungsstande gewaltsam zu höherm geführt werden oder sich krampfhaft zu solchem emporringen. Eine solche Zeit war für einen großen Teil Deutschlands die Karls des Großen und seiner Nachfolger, die Zeit des Kampfes der nationalen Unkultur mit der christianisirten Kultur der alten Welt. Wenn die Kaiser Karl und Ludwig im gewöhnlichen Leben den einfachen Frankenrock trugen, bei festlichen Empfängen aber nach byzantinischer Sitte in Purpur, Gold und Edelstein prunkten, so schlich sich dieses Gefallen am Putzen des eigenen Körpers auch in die Klöster. Schon im neunten Jahrhundert wird über die Geckenhaftigkeit der fränkischen Mönche geklagt, weil sie an den Spitzen ihrer Schuh kleine Spiegel trugen, um allezeit sich ihres eigenen Anblicks erfreuen zu können.

Dies war nur ein harmloses und nicht selten sehr zweifelhaftes Vergnügen. Die Freude an der eigenen lieblichen Erscheinung machte eben — wie überall — auch in den Klöstern dem Verlangen nach Bewunderung Anderer Platz. Der Erzbischof Adalbero von Rheims betrachtete diese Entwicklung der ihm untergebenen Mönche mit so griesgrämigem Auge, daß er zu ihrer Bekämpfung sogar eine Synode berief (972). Er klagte hier über zweierlei: über den Luxus, der sich in die Klöster eingeschlichen: goldgeschmückte Hüte, fremdländisches Pelzwerk, breite Gewänder, und über die Eitelkeit der Mönche, die ihren Leib schnüren, „daß man sie von hinten eher für unzüchtige Weiber, als für Mönche halten könnte" und andre sündhafte Rückfälle in die abgeschworene Weltlichkeit. Bei anderer Gelegenheit wird den Mönchen das Tragen der Schnabelschuhe, die fußlang über die Zehen hinausragten, verboten.

Mönche waren es auch vom Kloster S. Antonio in Mailand, die im Jahre 1103 es durchsetzten, daß ihnen vom Papste gestattet wurde, die Schellentracht der auf dem Lechfelde gefangenen Hunnen nachzuahmen und Glöcklein an ihren Kapuzen und Kutten zu befestigen, wie vor ihnen sie schon ihre Bischöfe und Äbte mit

Digitized by Google

Berufung auf Aaron und den Hohepriester an ihre Meßgewänder gehängt hatten: „daß es klänge und der Klang gehört werde im Heiligtum, damit seines Volkes vor Gott gedacht werde.“ (Sirach 45, 11.) Erst später gingen die Schellen auch in die weltliche Tracht über und hielten sich als Frauenmode längere Zeit am Gürtel, an dem Düsing, wie das Fstl. Provinzialmuseum einen aufbewahrt. Heute klingen gleiche Glöckchen noch an der Mütze des Kasperle und an den Schuhen des Harlekin.

Die Geschichte der Orden ist die Geschichte des Kampfs gegen die menschliche Schwäche. Aber was menschliche Schwäche genannt wurde, war oft Menschennatur und daher Menschenkraft. Die Unterdrückung der Sinne erhöhte die Sinnlichkeit, die Unterdrückung des Willens weckte den Fanatismus, die Verachtung des Besitzes führte zu Müßiggang und Genußsucht.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Reformbemühungen im Klosterwesen. — Verwendung der Klöster. — Die Frage des Bordens. — Der Handel und die Klöster. — Die Gastfreiheit derselben.

Rasch wuchs die Zahl und das Ansehn der Orden, aber ebenso rasch sank in jedem der geistliche und sittliche Sinn. Jede neue Ordensregel sollte eine Reform bringen. In immer strengeren Regulirungen, in immer schärferer Handhabung der Grundgesetze Gehorsam, Ehelosigkeit und Armut, in immer härteren Bußen und Strafen suchte ein Ordensstifter nach dem andern die Reinigung und Verjüngung des klösterlichen Lebens. Daß in der Unnatur der drei Grundgelübde die Notwendigkeit des Verfalls liege, das konnte natürlich in einem Orden selbst nicht zum Bewußtsein oder zur Anerkennung gelangen. Dieser Einsicht hatte ja jeder Einzelne abgeschworen, und auf ihrer Verläugnung beruhte das ganze, äußerlich so mächtige, so verehrungswürdige und so — brauchbare System.

Die Orden alle — bis auf den letzten derselben, den Orden des Ignaz Loyola — waren um ihrer selbst willen, zu Nutz und Frommen ihrer Insassen, zur innern Pflege geistlichen Lebens gegründet. Auch wenn sie später Mission trieben, für die äußere Mission und ausschließlich für die Mission selbst war, mit jener Ausnahme, keiner gestiftet. Auch die Prämonstratenser, auch die Predigermönche nicht. Aber sie lebten und blühten und wirkten

Digitized by Google

doch in fremdem Dienst. Sie bedurften, um Orden zu werden und eine in Kirche und Staat anerkannte rechtliche Stellung einzunehmen, der ausdrücklichen Bestätigung des Papstes.

Wenn einzelnen Orden Unabhängigkeit von dem ganzen, großen Herrschafts- und Justizapparat der römischen Kirche zugestanden war, so waren diese gerade um so brauchbarere Werkzeuge in den Händen der Päpste. Die Orden wurden nicht um ihrer christlichen Ziele noch um ihrer geistlichen Thätigkeit willen bestätigt, sondern um ihrer Verwendbarkeit willen in den Plänen, in der Politik der Päpste. Sie mochten bei der Erkenntnis dieser ihrer Verwendung stutzig werden, alle Anstrengungen machen, um Macht gegen Macht zu setzen, wohl einmal dem Gesandten des Papstes den Eintritt in ihr Kloster und den Gehorsam verweigern, wie Clugny es scheinbar ungestraft thun konnte, aber bei der Übererregbarkeit der Zeit bedurfte es nur der kirchlichen Mittel der Bußpredigt, der Wunder, der Erweckung der Kriegslust, um neuen Orden die Thore zu öffnen und den alten den Zugang, die Lebenskraft abzuschneiden. So konnte Orden durch Orden erstickt werden, doch mußten die innern und äußern Reizmittel hierbei immer verschärft werden.

Auch wir haben eine solche Reihenfolge geistlicher Fürsorge und geistlicher Ansprüche erlebt. Ein großer Teil unserer Provinzialgeschichte ist die wirtschaftliche und politische Reaktion gegen geistliche Regierung. Dem friedlichen Cisterzienser folgte unter der Kreuzesfahne des Papstes der bewaffnete Pilger, der erobernde Ordensritter, der bußpredigende Dominikaner, der schleichende Jesuit: sie alle von Rom gesandt und geleitet, Werkzeuge der päpstlichen Politik.

Unsere baltische Geschichte hat einen doppelten Anfang: im Norden dringen Dänen, im Süden Deutsche ein, jene erobernd, diese handeltreibend. So wenig Waldemar II. mit den Bremer Kaufleuten, so wenig seine gewaltige Flotte von Reval mit den zwei oder drei Mönchen in Ykeskola gemein zu haben scheinen, sie arbeiten alle an der großen Frage des europäischen Nordens mit, an der Frage um die Herrschaft auf der Ostsee.

Waldemar betrieb bewußt und offen die Politik dieser großen Machtfrage, die Bremer folgten bescheiden dem Erwerbstriebe ihres

Digitized by Google

Handelsberufs. Aber sie, wie Waldemar mußten, wenn sie festen Boden sich gewinnen wollten, ein Mittel anwenden, das sich eben erst in skandinavischen und wendischen Ländern erprobt hatte, sie mußten ihr neues Staats- und Handelsgebiet geistig und geistlich binden, sie mußten es christianisiren, — bekehren. Bekehrung zum Christentum war damals — wie jetzt noch oft genug — Unterwerfung unter die Kirche. Der Kirche, der römischen Kirche mußte das neue Land angegliedert werden, nicht bloß ideell als ein christliches Land, sondern als ein Land des Papstes, als ein Lehen, das der Papst dem König von Dänemark bestätigte, oder als ein Lehen, das der Papst als sein eigenes aus den Händen der von ihm gesandten Missionäre entgegennahm. Solche Missionäre erbaten sich deutsche Kaufleute, um ihren Handel zu festigen, um einen starken, auswärtigen Halt zu haben und um sich eine neue große Handelsstraße nach dem gewaltigen Gebiete des innern Rußlands mit Umgehung Nowgorods zu sichern. Es geschah zu einer Zeit, da Nowgorod nach einem Streit mit den Gothländern seinen Handelsleuten jeden Verkehr mit Wisby, dem Mittel- und Stützpunkt allen Handels auf der Ostsee, verboten und es absichtslos so den Kaufleuten aus Bremen nahegelegt hatte, sich einen eignen direkten Weg nach dem Hinterlande zu suchen, das ihm bis dahin allein als solches angehört hatte. Lübeck und andre deutsche Städte an der Ostsee kamen damals noch nicht in Betracht.

Überall und immer war es dem Handel natürlich und notwendig, daß er vor Allem den Verkehr sicherstellte, dessen er bedurfte. Wie die Phönizier ihre Stationen zu unzerstörbaren Burgen ausbauten und die Araber ihre Karawanensarais und ihre Divans (Haus der Kameele) in langer Kette durch die Wüste zogen, so schuf auch die Bewegung der Einzelnen oder der kleinen Gruppen, welche auf die Bewegungen der Völker und der großen Massen folgte, lange Reihen von Unterkunftsstellen, in denen der Wanderer Erholung und Sicherheit gegen die Gefahren der Straße fand. Schon das Altertum hatte solche Pflegehäuser errichtet, und sie unter den Schutz des größten ihrer Götter, des Ξεὺς ξένιος oder des Jupiter hospitalis gestellt. In den ersten Jahrhunderten des Christentums entstanden Gasthäuser unter christlicher Leitung:

Digitized by Google

wir wissen zum Beispiel, das Fabiola in Rom, Pammachus in Ostia, Paula und Melania in Jerusalem berufsmäßig ihre Glaubensgenossen beherbergten. Eingedenk der Mahnung Pauli: „Herberget gern" nahm die Kirche die beginnenden Pilgerfahrten unter ihren eigenen Schutz, indem sie auf dem Konzil zu Nicäa verordnete, daß in jeder Stadt eine Pilgerherberge sein solle. Als Klöster und Orden entstanden, nahmen diese die Pflicht der Pflege der Pilger, dann aber auch aller Reisenden in ihre Regeln auf, jene aber richteten sich schon bei ihrer baulichen Anlage auf den Empfang fahrender Gäste ein: Zu der Speisung derselben wurden große Refektorien (Rempter) hergerichtet, zur Nachtruhe eigene Häuser im Kloster, mehr noch vor dem Thore des Klosters erbaut. Ganz besonders betonte die Charta charitatis der Cisterzienser diese christliche Pflicht, und so genoß dieser Orden bald den Ruf ganz besonderer Gastlichkeit.

Wie sehr solche aber notthat und in Anspruch genommen wurde, läßt uns eine Zeit vermuten, in welcher wirklich alles, vom Höchsten zum Niedersten, der Erzbischof wie der Gaukler, der Ritter wie der Kaufgesell, der Handwerker wie selbst der Bauer in Bewegung und in Wanderung war. Kriegslust, Reliquiendienst, Sängerruf, Erwerb, Raubgier, Bußthat, Lernbegier, Abenteuersucht, endlich ein unbezähmbarer Wandertrieb lockten die Einzelnen in die Ferne. Dem unbekannten Wanderer, dem buntscheckigen Gesindel verschlossen Stadt und Dorf in Mißtrauen und Furcht Thor und Thüren. An die Klosterpforte klopfte der Reisende selten vergeblich. Ward ihm auch nicht immer Einlaß gewährt, ein Krug Wein (ad tappam ire!) war ihm doch gewöhnlich sicher, caupo, der Krüger, trug ihm in Vertretung des Klosters den Willkomm entgegen, und in der Anschauung der Welt verband sich der Begriff klösterlicher Abgeschlossenheit mit dem klösterlicher Gastfreiheit so eng, daß diese manchem Kloster den Namen — in symbolischer wie in gewöhnlicher Bedeutung — gab.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Schola Saxonum. — Ykeskola. — Homeriſches Lachen. — Schiffsbauholz und Chriſtenkum. — Das Kloſter in Siegeberg.

Man nannte im Mittelalter ein Unterkommen oder Gaſthaus ſchlichtweg Raſt, Erholung, Muße, mit dem urſprünglich griechiſchen Worte σχολή, schola (ſprich scola). Wie die Wanderluſt und der Pilgertrieb bei den Sachſen und Angeln Englands ganz beſonders lebendig war, und nach den Chroniſten Männer und Frauen dieſes Volks in Frankreich, Lombardien, Italien überall getroffen wurden, ſo gab es auch in vielen Städten scholae, die von engliſchen Königen für ihre Unterthanen angelegt waren. Die berühmteſte von ihnen war die Schola Saxonum in Rom, für die Aufnahme von engliſchen Pilgern und Geiſtlichen*), aber auch engliſchen Geſchäftsleuten, die dort die ihnen notwendigen Sprachen erlernen konnten, beſtimmt. Als Gründer werden die Könige Ina von Weſſex (728) und Offa von Mercia (790) genannt, Innocenz III. ſoll die schola in ein Krankenhaus, hospitale di San Spirito in vico di Sassia, umgewandelt haben**).

*) Peregrini solatia suspicientes.

**) Es iſt die Stiftung, zu deren Unterhalt die ſächſiſchen Könige den Romſcot (Romſchoß) oder Romfeoh (Romſchatz), von jedem größeren Hauſe einen Pfennig, daher Peterspfennig, erhoben und dem Papſt übergaben. Nach-

Digitized by Google

Je unwirtlicher das Land, um so größer die Bedeutung der schola. Namentlich im weniger bebauten Norden gewannen Niederlassungen, Dörfer, Klöster ihren Ruf und ihren Namen als schola (dänisch skilt): Roeskild, Wiatskild, schola Dei u. a., sämmtlich Niederlassungen der Cisterzienser. Eine Propstei im Kreise Merseburg heißt Schkölen.

In die Reihe der so entstandenen Namen gehört offenbar auch Ykeskola oder Ikeskola, Heinrichs des Letten Ickeskulle, Ickestulle der Reimchronik, später Ucks küla, Uxkull, Uexküll.

Unser heimischer Chronist Heinrich schreibt, der Priester Meinhard habe eine Kirche „im Dorfe Ykeskola" errichtet (in villa Ykeskola). Und später in einer Variante, derselbe habe „mit den Ykeskolischen" (cum Ykeskolensibus) den Lettonen eine Schlacht geliefert.

Die Niederlassung an der Düna, zu welcher die dort häufig verkehrenden deutschen Kaufleute den Priester Meinhard begleiteten oder führten, kann nach diesen Worten keine ganz kleine gewesen sein, villa Ykeskola keiner von den Meierhöfen (villa), wie sie im römischen Reiche reisenden Beamten Unterkunft geboten haben sollen. Von einer Schlacht der Ykeskoler mit den Littauern hätte sonst wohl keine Rede sein können. Eine Niederlassung, die Bewohner genug besitzt, um auch nur ein Handgemenge, das über eine Rauferei hinausgeht, leisten zu können, die Zielpunkt eines größeren und ausgedehnten Raubzuges wird, eine solche Niederlassung führt unbedingt einen eigenen bezeichnenden Namen. Sie hieß Ykeskola, sagen die Interpreten, das heißt „ein Dorf" — Ich weiß wohl, daß es irgendwo in Deutschland eine Ortschaft „Eindorf" giebt, aber ich erlaube mir, diesen Namen für eine ähnliche sprachliche Verstümmelung eines älteren Namens zu halten, wie Uexküll von Ikeskola.

Livisch: ücks küla! Die Liven hatten in ihrer Sprache den

---

dem der Normannenherzog Wilhelm mit päpstlicher Zustimmung England erobert hatte und König geworden war, nahm Gregor VII. den Petrspfennig als Tribut und den Tribut als Beweis der Lehnsabhängigkeit der englischen Könige in Anspruch. Der undankbare Wilhelm aber sprach, den Pfennig erkenne er an, die Lehnsmannschaft aber nicht.

Digitized by Google

Artikel ebensowenig, als die Esten: ücks ist Zahlwort: Uecks küla wäre lateinisch: una villa, russisch одно село oder — weil es noch keine Kirche besaß — одна деревня.

Wer dächte hier nicht an des erschlagenen Odysseus Witz, mit dem er den klotzigen Cyklopen mystifizirte: Der brüllt in seiner Höhle vor Schmerz und Wut, als ihn Odysseus mit seinen Gefährten geblendet. Die andern Cyklopen stürzen teilnehmend herbei:

„Was doch geschah, Polyphemos, zu Leide Dir, daß Du so brüllest
Durch die ambrosische Nacht und uns aufweckest vom Schlummer?"

Und Polyphem schreit sie wütend an:

„Niemand tötet mich, Niemand mit Arglist" u. s. w.

Odysseus aber freut sich „des wohlersonnenen Rathschlusses" oder, wie Jordan übersetzt „seines unfehlbaren Witzes".

Ähnlich hätte es auch den Lettonen gehn können:

„Wo kommst Du her in der blutigen Litewka, mein littauischer Bruder?"

„„Aus einem Dorf, einem Dorf!""

„Wo liegt erschlagen der Vater, daß wir die Leiche heimführen?"

„In einem Dorf."

„Wohin rufst Du uns Mannen zur Rache zusammen."

„In ein Dorf," u. s. w. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch auch die alten Liven haben ein Ueckküla gar nicht gekannt und Heinrich von Lettland Ueks küla gar nicht niedergeschrieben. Er nannte den Ort bei seinem rechten Namen: Ykeskola, d. h. Rasthaus bei den Eichen, Eichenheim.

Daß der Ort, den deutsche Kaufleute soweit zur Station ihres Handels gemacht, daß sie den Priester, der hier durch das Christentum ihnen eine bleibende Raststätte schaffen sollte, dorthin brachten, von ihnen und den Chronisten schon im Namen als Raststätte bezeichnet wurde, ist sehr naheliegend, und daß in diesem Namen gleich eine besonders empfehlenswerte Eigenschaft derselben angezeigt wurde, ebenso natürlich.

Diese besondere Empfehlung bot der noch jetzt erkennbare alte Eichenbestand an der Düna. Für den Schiffer und den Kaufmann

Digitized by Google

war das Material zu Schiffsreparaturen eine besondere Anziehung. Zu der großen Bedeutung, welche etwas später Dünamünde errang, trug nicht wenig bei, daß es seine Gastfreiheit so weit trieb, den fremden Schiffern zur Ausbesserung ihrer Schiffe das Holz, selbst Eichen, frei zu liefern. Das Vorhandensein des Schiffsbauholzes mußte den Verkehr auf der Düna sehr fördern und sichern, den die Deutschen dort angeknüpft hatten und betrieben.

Woher kam nun der verehrungswürdige Priester Meinhard, der Missionär der Letten?

Der Chronist bezeichnet ihn als „sacerdos ex Ordine beati Augustini in coenobio Sigbergensi".

Das Kloster in Siegeberg oder Segeberg in Holstein hat im 12. Jahrhundert eine wechselvolle Geschichte. Gegründet wurde es von demselben Kaiser Lothar, der soweit die königliche Würde vergaß, daß er das Oberaufsichtsrecht des Papsts über Deutschland als ein selbstverständliches Verhältnis anerkannte, und um der sog. „Mathildischen Güter" willen selbst ein Lehnsmann des Papsts wurde.

Nach Unterwerfung der wendischen Fürsten Pribislaw und Niklot stiftete Lothar 1131 zur Festigung seiner Macht im eroberten Lande an der Trave Stadt und Kloster Siegeberg. Welchem Orden das letztere angehörte, wird vom Chronisten nicht gesagt: wohl dem der Prämonstratenser, welche zu ihrem Grundgesetz die Charta charitatis der Cisterzienser gemacht hatten, und zu diesen in dem Verhältnis standen, daß Papst Gregor IX. Cisterzienseräbte mit der Visitation von Prämonstratenserklöstern beauftragen konnte. Sie unterschieden sich aber von jenen besonders dadurch, daß ihre Mönche auch die priesterlichen Funktionen (Messe lesen, Beichte hören, absolviren, taufen, predigen) verrichten durften, was bei den Cisterziensern nur dreien oder vieren in jedem Kloster gestattet war. Ferner gehörten der Prämonstratenserregel viele Stifte an, Chorherren, die nicht durch Gelübde Mönche waren.

Von den äußern Geschicken des Klosters soviel:

Nach Lothars Tode brach der alte Kampf zwischen Waiblingern und Welfen aufs Neue aus und schwächte das kaiserliche Ansehn so sehr, daß auch die Wenden hofften, die kaiserliche Herrschaft

Digitized by Google

abschütteln zu können. Pribislaw erhob sich, zerstörte Segeberg und verbrannte das Kloster. Die Mönche flüchteten nach Neumünster, wo ein Chorherrn-Stift nach der Regel des Augustin bestand, kehrten aber nach Friedensschluß zurück. In der wiedererstehenden Stadt herrschte Unruhe: Das wiederherzustellende Kloster wird dann auf das andere Ufer der Trave ins Dorf Högersdorf, slavisch Cuzalina oder Cuzulia, und nach wenigen Jahren wieder nach Segeberg verlegt. Nach der Schlacht bei Itzehoe 1191 wird es von den Dänen belagert, 1196 kommt der gefangene Heidensproß Johannes aus Wierland zur Erziehung dahin, — von dort ab verliert Segeberg alles Interesse für uns. Zur Zeit, da Heinrich von Lettland seine Chronik schrieb, war Segeberg ein coenobium, ein Kloster mit mönchischen Insassen; in seiner wechselvollen Geschichte mag es zeitweilig auch ein Stift, ein Sitz für „Chorherrn des heil. Augustin" gewesen sein. Das dürfte bei einem Prämonstratenser Kloster ebenso denkbar sein, wie die Zugehörigkeit eines Augustiner-Chorherrn zu dem Orden der Prämonstratenser, der Cisterzienser oder der Dominikaner und Augustinermönche.

Uber das Institut der Chorherrn sei mir gestattet, im nächsten Kapitel einige bescheidene Lesefrüchte wiederzugeben, die vielleicht nicht ungeeignet sind, manche stets sich wiederholende Unklarheiten unserer gelehrten Geschichtsforscher zu erläutern.

Digitized by Google

6. Kapitel.

Mönch und Prediger. — Die Weisheit der Cisterzienserregel, der Irrtum der Prämonstratenserregel. — Otto von Bambergs Mission. — Die Augustiner Chorherrn. — Worterklärungen. — Augustins Tischgenossenschaft. — Das erste Frauenkloster. — Die Chorherrn. — Die Mönche. — Die Bettelorden. — Rettung.

Der Stifter des Cisterzienserordens bewies ernsten Willen zum Reformiren und wahre Menschenkenntnis, als er den Mönchen seiner Klöster nicht bloß eine außerordentliche Beschränkung im Sprechen und Reden auferlegte (nur der Kellermeister, der major cellerarius, hatte das Recht, zu jeder Zeit und zu Jedermann im Kloster zu sprechen), sondern speziell durch die Beschränkung der Predigt das Mönchtum vom Predigertum schied. Er hatte in der Redekunst die Gefahr der Eitelkeit, des Bedürfnisses nach Anerkennung, der Selbstberauschung an den eigenen Worten und an der eigenen Stimme als eine große Versuchung und gefährliche Ableitung von dem Ziele der ernsten Weltentsagung erkannt, welche Zweck der klösterlichen Absonderung war. Der Stifter der Prämonstratenser, der Augustiner Chorherr Norbert*), baute zwar seine Ordensregel auch auf die Charta charitatis der Cisterzienser, aber er gab durch die Beifügung des Rechts und der Pflicht der Predigt und durch die priesterliche Weihe der Mönche seinem

*) Der einzige Deutsche, der einen rein geistlichen Orden gestiftet hat.

Digitized by Google

Orden eine ganz andere Richtung, eine Richtung, welche der Abt Stephan und Bernhard von Clairvaux, selbst einer der gewaltigsten Redner und Prediger seiner Zeit, den Cisterziensern gerade hatten verbieten wollen.

Diese Männer hatten wohl verstanden, daß für die Weltflucht, für die Entsagung, für die absolute Hingebung an den Orden nicht nur eine extreme Vorschrift, sondern auch eine unablässige Kontrolle ihrer Befolgung notwendig war. Die Übung des Predigens gab dem Mönch ein großes Maß persönlicher Freiheit und persönlicher Selbstzufriedenheit zurück und lockerte zugleich das Band jener Kontrolle, welche die Treue zum Gelübde erleichtern sollte. Wer sich dem Kloster gelobte, sollte nach dem Gebot der Cisterzienser Mönch, ganz und gar Mönch und nichts weiter als Mönch sein. Jedes Doppelleben war ausgeschlossen; die vom Papste selbst, also nur mit großer Umständlichkeit zu erlangende Erlaubnis zum Predigen und zu sonstigem geistlichem Dienste war ein ungern gewährter, nur im Notfall erteilter Dispens von der allgemeinen Verpflichtung zu klösterlichem Schweigen und Dienen.

Die Prämonstratenser dagegen lebten in dem Doppelberuf des Mönchs und des Priesters: sie waren religiosi und sacerdotes, erhielten die Weihen, durften taufen, Beichte hören, absolviren, predigen. Wer die ganze Reihe ritueller Funktionen, welche die Kirche vorschrieb, den Kanon, kannte und üben durfte, war canonicus. In dieser zwiefachen Stellung mußte natürlich die priesterliche die höhere und heiligere erscheinen. Es verbanden sich mit ihr Anforderungen, die der bloße Mönch nicht erhoben hätte. Und was dem Einzelnen natürlich war, das wurde auch für den ganzen Orden charakteristisch und typisch. Die Prämonstratenser selbst erklären die geringen Bekehrungserfolge ihres persönlich hochgeehrten Stifters, des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, früher Chorherrn in Xanten, aus seinem allzu großen kirchlichen Eifer, aus seiner Strenge und Askese. Und den Herzögen von Sachsen, wie den Sachsen im Allgemeinen machen sie den Vorwurf, daß sie „Alles an sich rissen und den Kirchen und Priestern nichts übrig ließen", ein unfreiwilliges Geständnis des eigensüchtigen Wesens, zu dem sie selbst ihre Doppelnatur drängte. Wenn auch mit der Zeit die Schen-

Digitized by Google

kungen zunahmen und im Wendenlande eine nicht geringe Anzahl von Prämonstratenser Abteien entstanden, so blieb dieser Orden, der gerade zu Missionszwecken geeignet erschien, doch für solche minder brauchbar. Seine Blüte, d. h. die Zeit seines Wachstums war eine sehr kurze. Die größten Erfolge in der Heidenbekehrung des Ostens errang ein Mann, der nicht Mönch, aber ganz Priester, ganz Missionär war, der Bischof Otto von Bamberg. Seine Thätigkeit in Pommern hat drei Jahrzehnte später ein Mönch in anschaulicher und anziehender Weise geschildert und damit das Bild einer Musstermission jener Zeit gegeben: zu der christlichen Lehre und dem christlichen Beispiel kamen die volle Selbstlosigkeit, persönliche Milde und Liebe, aber auch Freigiebigkeit, Glanz der Zeremonien, staatlicher Schutz, päpstliche Gunst, ein wenig Theatercoup; in der Hauptsache freilich der Eifer, wirkliche religiöse Überzeugung und Verständnis für die Lehre und die Person Christi und für die Macht seiner Kirche und des Papstes zu wecken. Nicht bloß jenes straflose Zerstören von heidnischen Cultstätten und Götzenbildern — auch daran läßt Otto es nicht fehlen — und jenes Taufen en masse, jenes Kleiden in weiße Gewänder und Vertrösten auf den Schutz des heiligen Vaters in Rom, der Wohl und Wehe vor und nach dem Tode in der Hand trägt und deshalb als Herr der Völker anerkannt werden muß und bald auch ein Steuerherr und weltlicher Beherrscher wird. „Wie ein Bild des Friedens erscheint Ottos Thätigkeit mitten unter den blutigen Wirren und Kämpfen seiner Zeit."

Neben den Cisterzienser, die ursprünglich gar nicht missioniren wollten, und den Prämonstratenser, denen das Missioniren nicht gelingen wollte, stand eine dritte geistliche Gruppe, die in der Ausbreitung des Christentums eine meist glücklichere Rolle spielt: die schon erwähnten Chorherrn des Heil. Augustin. Weil auch der Apostel Livlands ein solcher Chorherr war und weil er irrtümlicher Weise oft Augustinermönch genannt wird, sei hier dieser — auch später für unsere Provinzen nicht unwichtigen — Kongregation eine eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt.

Der „Apostel der Liven" Meinhard wird von dem Chronisten Heinrich „sacerdos ex ordine beati Augustini" genannt. Was

Digitized by Google

unter sacerdos zu verstehen sei, habe ich wiederholt erwähnt: unter den sechs Stufen geistlicher Würden, die Innocenz III. aufzählt, nehmen die Priester (sacerdotes) die zweite Stelle ein. Ihre Rechte und Pflichten scheiden sie streng von den untern geistlichen Ämtern. Ihnen liegt die Seelsorge ob: offerre, benedicere, praeesse, praedicare (Abendmahl spenden, segnen, leiten, predigen). Hierzu mußten sie die Weihe empfangen haben.

Umständlicher ist die Erklärung des „ordo Sti Augustini". Man hat darunter wiederholt den Augustinerorden verstanden und Meinhard zu einem Augustinermönch gemacht. Schon in der ersten Auflage dieser „Schattenrisse" wies ich zur Klärung dieses Mißverständnisses darauf hin, daß der Augustinerorden zur Zeit des Meinhard noch nicht bestand. Unsere neueste „Livländische Geschichte" von Seraphim sagt auch ganz korrekt: „M., ein Kanonikus des Augustiner Chorherrnstifts." Dennoch ist vielleicht eine nähere Beleuchtung des Verhältnisses dieses Augustiner Chorherrnstifts zu dem Augustinerorden nicht ganz überflüssig. Die Verwechselung dieser beiden kirchlichen Gruppen giebt ein durchaus falsches Bild sowohl von dem Manne, der den Liven die erste Kirche baute, wie von dem Geiste, in welchem er ihnen die Christuslehre brachte. Man gestatte mir also einen weitern kirchengeschichtlichen Exeurs. Die ernsten und frommen Männer Revals, die vor etwa 35 Jahren dem Studium des Kirchenvaters Augustin besonderen Fleiß zuwandten, werden — soweit sie noch unter den Lebenden weilen — meine Darlegung gewiß gern unterstützen.

In dem wüsten Leben, wie es der junge Augustin selbst geführt, erkannte der Bekehrte eine der größten Gefahren für das Verständnis der christlichen Lehre. Als er nach seiner Taufe (387) aus Mailand und Rom in seine Heimat zurückgekehrt war und auf seinem Landgute bei Tagaste drei ernste stille Jahre verbrachte, führte er für sich und einen kleinen Freundeskreis eine Lebensweise ein, welche der von den Aposteln festgesetzten gleich sein sollte. Er beobachtete die strenge Einfachheit und Zucht dieser Lebensweise auch, nachdem er — gegen seinen Willen — zum Presbyter und dann zum Bischof von Hipporegius erwählt worden war. In dieser

Digitized by Google

Würde vereinigte er die ihm unterworfenen Kleriker zu einem engen Bunde, der als „Tischgenossenschaft des Augustin“ einen strengen, mönchischen Wandel führte. Der Bischof selbst schenkte sein Vermögen den Armen, wies den Gedanken der Ehe auf das Entschiedenste zurück und lenkte seine Diözese mit Gehorsam heischender Hand. Von seinen Klerikern forderte er Verzicht auf persönlichen Besitz und volle Unterordnung unter das bestimmte Hausgesetz (in monasterio esse cum fratribus). Die Grundgesetze der spätern Mönchsorden sind also diesem Gemeinschaftsstatut schon zu Grunde gelegt, aber noch keine Regel, geschweige denn ein Orden. Genauer in den einzelnen Vorschriften, den spätern Nonnenorden durchaus ähnlich, ist die regula monacharum, die Augustin für die Frauen in Hippo aufgesetzt hat, welche sich „Gott weihten“. Es ist das erste wirkliche Nonnenkloster. In den ersten Zeiten ihrer Vereinigungen hießen diese frommen Frauen: Ascetinnen, heilige Schwestern (Sanctimoniales), monachae oder moniales, (das Wort Nonne stammt aus dem Egyptischen und bedeutet „verehrungswürdige Mutter“). Jene Tisch- und Lebensordnung für Augustins Kleriker hat sich durch Tradition erhalten oder ist später aus Tischgesprächen, die dem Augustin zugeschrieben wurden, zusammengesetzt, die Ordnung für zusammenlebende Frauen jedoch in einem Briefe Augustins uns erhalten. Die Geistlichen, die sich jener unterwarfen, nannten sich Eremiten des Heil. Augustin. Sie flohen die Welt, und sie suchten keine Genossen außerhalb ihres synodalen Kreises.

Noch eine andere Gruppe nahm die besondere Erbfolge des Bischofs von Hippo in Anspruch. Das sind die Stifts- oder Chorherren des Heil. Augustin, deren einer Meinhard war.

Mit der Ausbreitung des Christentums vollzog sich auch in der Organisation der Kirche eine stete Entwicklung des Verwaltungs- und Lehrapparats. Den Leitern der Gemeinde und ihrer Geistlichkeit war früh ein „Kapitel“, ein Kollegium von Geistlichen (canonici) zur Seite gesetzt, welche als Stift bestimmte Funktionen in der Kirche zu üben hatten. Diese Stiftsherren zu einem festeren Körper zu vereinigen lag in dem Interesse jedes Bischofs. Das Beispiel der Klöster lag nahe, die Neigung der Zeit sah in dem

Digitized by Google

mönchischen Leben einen Schritt zur Heiligung, und so gewannen der Bischof in seiner Macht, die Stiftsherren in ihrem Ansehn umsomehr, je ähnlicher sie ihr Leben dem der Mönche gestalteten. Auch sie verbanden sich zu Lebensgemeinschaften, zu gemeinsamem Besitz und gleicher Ordnung. Vielfach gingen sie den Papst um Bestätigung der von ihnen aufgestellten Regeln an, die oft sehr abweichende Bestimmungen enthielten. Innocenz II. befahl endlich 1139, daß alle diese Chorherrn die Lebensregel annähmen, welche traditionell für das Gesetz der Tisch- und Berufsgenossenschaft Augustins galt, oder sich einem schon bestätigten Orden anschlössen. Wo Ersteres geschah, hießen sie fortan **regulares St. Augustini**, im zweiten Fall wählten sie gern den Orden der Prämonstratenser. Die **seculares**, die weder das Eine noch das Andere wollten, wurden mitunter in das Stift gezwungen oder ausgeschieden. Gelobten auch diese Chorherren, die sämmtlich Priester sein mußten, (sehr selten kam auch ein Laie um großer Darbringungen willen zur Würde eines Chorherrn) wie die wirklichen Mönche Gehorsam, Keuschheit, Armut, so blieben ihnen doch noch vielerlei Rechte und Freiheiten, welche die Orden ihren Gliedern versagten, und vor allem eine äußerlich höhere Stellung in der Weltlichkeit und ein Gesellschaftsbesitz, der allmählich zu einer Teilung in Pfründen wurde.

Ganz anders war die Stellung der wirklichen **Augustinermönche** (**fratres Eremitarum Ordinis S. Augustini**).

Im elften und zwölften Jahrhundert hatte die Weltflucht einen epidemischen Charakter angenommen. Überall entstanden Klöster, die Klöster füllten sich mit Insassen, neue Kongregationen thaten sich zusammen und suchten die päpstliche Anerkennung ihrer Regeln, um **Orden** werden zu können. Anfangs sahen die Päpste mit Freuden auf diesen starken kirchlichen Eifer. Aber die vielverheißende Mannigfaltigkeit begann zu einer Zersplitterung der Kirchenlehre und mehr noch zu einer Verwirrung der Kirchengewalt zu werden. Auch konnte nicht in Abrede gestellt werden, daß mit der Zahl der Klöster eine Zunahme der Sittlichkeit und selbst der Kirchlichkeit im Sinne Roms nicht gleichen Schritt hielt. Schon war es soweit gekommen, daß ein lateranisches Konzil den Beschluß

Digitized by Google

faßte, neue Orden zu verbieten, ein Beschluß, der um so weniger aufrecht erhalten werden konnte, als der Papst selbst die wachsende Macht älterer Orden nur durch neuere mit größeren Rechten zu beschränken, die Weltgeistlichkeit nur durch Klostergeistlichkeit zu beherrschen wußte.

Immer sind es die romanischen Länder gewesen, welche zu neuen Ordensgründungen drängten. Auch zu jener Zeit waren es Spanier und Italiener, welche an den bestehenden ursprünglich französischen Ordensregeln sich nicht genügen ließen. Der Spanier Dominikus Guzman und der Italiener Francesco oder Giovanni Bernardone verlangten gleichzeitig, aber unabhängig von einander die verbindliche Anerkennung ihres Lebensprogramms. Innocenz III., der vor Kurzem noch jenen abwehrenden Beschluß des Konzils bestätigt hatte, wurde durch einen Traum wunderbar belehrt und bekehrt: jene beiden Petenten erschienen ihm, die Kirche des Laterans auf den Schultern tragend: der Papst empfahl Jedem von beiden, die Vorschriften, welche als Regel Augustins von vielen kleineren religiösen Verbindungen beobachtet wurden, ihrem neuen Orden zu Grunde zu legen, was zuerst von Dominikus angenommen wurde, worauf auch die Bitte des Franciscus Gewährung fand. Mit dem Auftreten dieser beiden Ordensreformatoren begann für die christliche Kirche jene Periode der Bußfahrten, der Wunder, der Glaubensverfolgungen blutigster Art, die Periode der Bettelmönche.

Die Stifter der neuen Orden hatten bei Annahme der traditionellen Formen Augustins sich eine große Freiheit gewahrt, die den Ausbau ihrer Verfassungen weit genug gestaltete, um beide Orden nach ihren Stiftern benennen zu können. Auch in Deutschland gab es Stifte und Klöster, welche sich Eremiten A.'s nannten und jetzt durch päpstliche Initiative auch zu einem Orden vereinigt wurden, der jedoch dem Fanatismus der beiden erstgenannten Kongregationen fern blieb, sich stets in einer gewissen Selbständigkeit gegenüber Rom hielt, durch seine Glieder Staupitz und Luther erst zu größerem Ruhm gelangte und bald nach deren Auftreten sich teilweise auflöste. Dies sind die rechten Augustinermönche, welche erst 1256 ihre endgültige Bestätigung erlangten und zu denen also Meinhard weder der Zeit, noch dem Glaubensprinzip nach gehören konnte.

Digitized by Google

Die letztgenannten drei Orden, zu denen als vierter die Carmeliter kamen, hatten die Verwerfung alles Einzel-, wie Gesellschaftsbesitzes gemein. Sie wollten sich des Bettelns nicht schämen, machten sich später das Betteln zur Pflicht und zum Verdienst, betonten das Predigtamt und die Leitung des Volkes zur Buße und wurden eine mächtige Waffe in der Hand des Papstes. Die Privilegien, welche diesen „Bettelmönchen“ erteilt wurden, mußten sie jeden andern Orden aus dem Felde schlagen lassen: auch die Cisterzienser weichen vor den eindringenden Dominikanern und Franziskanern zurück und überlassen ihnen die Fortführung des Werks ihrer Kolonisation und Mission. So auch in Reval.

Es ist bekannt, welche Rolle die Dominikaner in der Inquisition spielten. Hier möge an die Privilegien der Bettelmönche überhaupt erinnert werden. Sie waren nicht bloß in mönchischen und kirchlichen Streitigkeiten die Schiedsrichter und die Richter über Rechtgläubigkeit und Ketzerei: sie lösten Jeden vom Bann, der in ihren Orden trat; kein Bischof durfte sie vor seinen Stuhl laden, noch ihren Vorstehern seine Befehle aufzwingen; selbst wo Kirchenbann lag, durften sie Messe lesen und das Abendmahl austeilen; sie waren frei von Steuern, frei in der Erteilung des Ablasses und beichteten nur ihren eigenen Obern. So groß war der ihnen geschaffene Nimbus, daß selbst gelehrt wurde, wer im Gewande des Bettelmönchs begraben werde, sei aller Sünden ledig. Zwischen den Bettelmönchen und der Weltgeistlichkeit wie den Bischöfen war steter Kampf, und stets blieb der Vorteil auf Seiten der Mönche. Das Volk spottete über sie, die Litteratur dieser und der folgenden Zeit verliert sich in das Schlüpfrige oder in das Lächerliche, wenn sie wie Boccaccio und Sacchetti, Rabelais und Fischart von den Mönchen spricht, oder erhebt sich schon in Dante zu heiligem Zorn. Jahrhunderte lang schreit die Welt nach einer „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern“, aber so fest ist deren Organisation, so gewaltig beherrschen der Bettelmönch mit Bußpredigt, Höllenschrecken, Ablaß, Wunderthaten, Ketzergerichten und der Papst mit der Saat der Zwietracht die Welt, daß nur eine Rettung vor dieser dämonischen Gewalt möglich war: der Bettelmönch selbst. Nicht daß Dominikaner und

Digitized by Google

Franziskaner mit einander in Streit gerieten, nicht daß die Pöbelherrschaft der Bettelmönche den Papst selbst bedrohte, machte diesem Zustand ein Ende: ein Bettelmönch war es, der das Buch der Bücher allem Teufels- und Wunderspuk entgegenhielt: der deutsche Augustinerbruder Martin gab seinem Volke, gab der Welt die Bibel.

Digitized by Google

7. Kapitel.

Mission und Reformation. — Meinhards Erfolge und Verzagnis. — Der Cisterzienser. — Livland ein Kampfesfeld. — Bekehrungsgründe. — Die Bekehrung und die Sprache. — Schulthätigkeit der Nonnen. — Bürgertum der Städte.

So hätten wir denn den Meinhard glücklich untergebracht! Gerettet aus den Scharen der Bettelmönche und restituirt als den würdigen Stiftsherrn von Segeberg.

Aber zugleich scheint es mir, als wäre damit auch ein Licht auf die Mission gefallen, die Meinhard leitete: das Christentum, das die Mendicanten brachten, war selbst in der Fassung, welche die mildeste „Provinz" derselben, die thüringisch-sächsische, ihm gab, doch wohl ein anderes, als der Chorherr es den Liven predigte! Missioniren und Reformiren sind zwei sehr verschiedene, ja, sich widersprechende Thätigkeiten, und der Augustiner-Orden trug schon zu des milden Salanus Zeiten, welcher ihm „in Ultramontanis partibus" Eingang schaffte, eine reformatorische Ader in sich, die ihn in steten Widerspruch zu den verwandten Dominikanern und Franziskanern setzte. Auch erfuhr und verdiente er den Spott und die Verachtung nicht, welche diese beiden Orden diesseit und jenseit der Alpen so hübsch mit der Schreckensherrschaft über die Gemüter zu vereinigen wußten.

Der Chorherr Meinhard hatte einen Begleiter und Mitarbeiter, den Cisterziensermönch Theoderich, der nach Art seines Ordens die Seßhaftigkeit der eingewanderten Deutschen durch landwirtschaftlichen Betrieb förderte; um die Fruchtbarkeit seines Ackers beneiden und

Digitized by Google

verfolgen ihn die Liven. Meinhard wird vom Erzbischof von Bremen zum Bischof von Livland ordinirt, zwei feste Burgen mit Kirchen erheben sich an der Düna, die Kaufleute überwintern schon mit ihren Schiffen in Ykeskola: trotz dieser Erfolge will Meinhard sein Werk aufgeben und mit Geistlichen und Mönchen heimfahren. Doch halten ihn Vorspiegelungen und Gewalt der Liven zurück; er schickt um Hülfe zum Papste, und dieser mahnt unter Versprechung eines Kreuzheeres zum Ausharren. Nach Meinhards Tode wird ein Cisterzienserabt aus Loccum sein Nachfolger.

Hiermit hat jene Missionsthätigkeit in Livland feste Wurzel gefaßt, die ich in dem Kapitel über die Cisterzienser in ihren Prinzipien kurz zu schildern suchte. Es sollte damit ein Bild des Prozesses gewonnen werden, der Livland in die europäische Kultur einführte. Ein Cisterzienser war nicht bloß der Begleiter des ersten Livenapostels, Cisterzienser war schon der zweite Bischof von Livland, wie der erste Bischof von Estland. Auf die Cisterzienser stützte der erste Erzbischof von Riga seine Macht, Cisterzienser bauten — im Gegensatz zu ihrer bisherigen Haltung — als erstes großes Missionskloster das von Norddeutschland reich ausgestattete Dünamünde, die Klöster Falkenau und Padis und die Nonnenklöster in Reval und Riga. Die ersten Niederlassungen in Livland waren von Geistlichen gestiftet und päpstliche Lehen: in Estland nahm auch die deutschen Gründungen Dänemark in Anspruch.

Es war die Zeit des Bürgerkrieges in Deutschland: der Hohenstaufe Philipp und der Welfe Otto kämpften um die Königs- und Kaiserkrone, und mit den Eroberungen und Bekehrungen bisher heidnischer Lande wurden die Territorialherrschaft, die Unabhängigkeit Dänemarks, das Machtgebiet des Papstes überall zum Schaden der deutschen Reichsgewalt erstritten. Was zuerst als ein kühnes Wagnis eines begeisterten Priesters erschien, ward unter dem Schutze des Papstes, unter Kreuzpredigt und Sündenerlaß zu einem Akt der Weltpolitik, und Livland wurde mit seinem Eintritt in die christliche Welt auch alsbald der Boden, auf dem geistliche und weltliche Macht gegen einander stießen. Ein großer Teil unserer provinziellen Geschichte besteht in der Abstreifung des Lehensver-

Digitized by Google

hältnisses zum Papste, in der Sekularisirung Livlands. In diesem Sinne darf die erste Periode unserer Landesgeschichte wohl Kirchengeschichte genannt werden.

Waldemar der Siegreiche von Dänemark hatte sich für seine Eroberungen in Estland das volle Lehnsrecht vom Papste bestätigen lassen, dem es im Kampfe gegen das Kaisertum weniger darauf ankam, die Zahl der eigenen Lehen zu vermehren, als vielmehr es dem Kaiser zu erschweren, neue Lehen zu erwerben, ein Wettbewerb, in dem die Kirche unbedingt den Vorrang haben mußte. Denn die Taufe, das Symbol der Bekehrung, war auch das Symbol der Unterwerfung unter die Gewalt des Papstes, ein Abfall der Bekehrten also ein strafwürdiges Auflehnen gegen den durch die Taufe anerkannten Herrn des Leibes und der Seele. In dem Sinne einer politischen Unterwerfung konnte die Taufe drum auch an Vielen zugleich, an ganzen Stämmen und Völkern, nach der Zustimmung ihres Häuptlings oder Fürsten vollzogen werden. In diesem Sinne war sie denn auch vornehmlich in den wendischen Landen geübt worden. Mit vollkommener Naivität erzählen die Chronisten von jenen Bekehrungen: In dem Kreuzzuge, der 1147 vom Papste gegen die Slaven gepredigt worden, belagern Dänen und Deutsche zwei wendische Städte, die Belagerung wird aufgehoben, als die Belagerten sich bereit erklären, die christliche Taufe anzunehmen. Damit ist der äußere Zweck des Kreuzzuges erreicht, die Kreuzfahrer haben ihr Gelübde gelöst und gehn auseinander, die neuen Christen waschen sich die Taufe und die Unterwerfung sofort wieder vom Leibe und zahlen die für ihre neue Geistlichkeit ausbedungene, zum Teil für Rom bestimmte Steuer nicht. Das verlangt wiederum blutige Exekution, und so geht es in infinitum. Der zum Bischof von Wagrien ernannte Gerold hält eine Bekehrungsrede vor dem Volk zu Lubeke. Der Pole Pribislaw antwortet mit der Klage über die grausamen Fürsten: „Mit solcher Härte verfahren sie gegen uns, daß — — der Tod uns besser erscheint, als das Leben. — — Täglich werden wir ausgesogen und gedrückt, daß wir zu Grunde gehn. Wie *also sollen wir Kraft haben zu diesem neuen Glauben*, wie sollen wir Kirchen bauen und die *Taufe empfangen*, da wir täglich unsern Sinn auf die Flucht richten müssen? — — —“

Digitized by Google

Und der Apostel der Lehre Christi antwortet sehr schlagfertig: „Daß unsere Fürsten sich bisher vergangen haben an Eurem Volke, ist nicht zu verwundern, denn sie glauben Denen gegenüber, welche Götzenbilder verehren und ohne Gott sind, keine Sünde zu thun. Darum eilet, die Lehre Christi anzunehmen“ u. s. w. — Das Bekehren begann allerwärts mit dem Zerstören der heidnischen Volksheiligtümer, und die Straflosigkeit solchen Vorgehns galt für den besten Beweis der Macht des Christengottes.

Dazu die beiderseitige Unkenntnis der Sprachen.

Es wird freilich auch ausdrücklich erwähnt, daß bekehrte Wenden die fremdsprachigen Prediger durch Übersetzung ihrer Worte unterstützten, wie ja auch die deutschen und die dänischen Missionare in Liv- und Estland in der Volkssprache zu predigen sich bemühten. Die Bemerkung, daß das Christentum den Völkern meist in einer fremden Sprache gebracht sei, — den Römern griechisch, den Afrikanern lateinisch u. s. w. findet ihre einfache Erklärung darin, daß die neue Lehre zu ihnen aus fremden Ländern kam. Nur wenige Völker hatten wie die Gothen ihren Ulfila, die Bulgaren ihren Cyrill und die Deutschen ihre sächsischen Bekehrer Columban Gallus u. s. w. In dem alten Livland mag freilich die Unkenntnis der Volkssprachen bei den Geistlichen noch lange ein Hindernis der Entwickelung der Esten und Letten gewesen sein, denn wiederholt mahnen und fordern die Päpste, daß den Bauern in ihrer Sprache gepredigt werde. Und als die Reformation kam, und das Latein als Kirchensprache verschwand, waren die Verbreiter der verbesserten Lehre doch auch wieder Ausländer und des Undeutschen nicht mächtig. Gegenüber der Klage über die Besetzung der Pfarren mit Fremden und über den Mangel an Schulen im Lande erzählt der brave Baltasar Rüssow von „etlichen tugendsamen Witwen und Matronen vom Adel, die sich nicht geschämt, in Ermangelung eines Pastors bei der Kirche ihren Bauern und ihrem Gesinde in ihren Höfen die fünf Stücke des Katechismi auf undeutsch vorzulesen und sie zu aller Gottesfurcht zu vermahnen.“

Ein Lehramt ist auch von den Nonnen in den Cisterzienserklöstern in Reval und Riga geübt worden. Zwischen den grauen Schwestern in Reval von S. Michael und den schwarzen Mönchen

Digitized by Google

von S. Katharina erhebt sich Streit über das Recht der Erziehung von Bürgerkindern, aber Genaueres von der Mädchenschule im Süsternkloster erfahren wir nichts. Der Thätigkeit der Nonnen auf diesem Gebiet wurde schon einmal erwähnt. Die Klosterlektüre, in die Dr. Köhlers gelehrte und liebenswürdige Schrift uns schauen läßt, ist wohl nicht für den Unterricht kleiner Mädchen berechnet. Der Schwerpunkt der außerordentlich zahlreichen Frauenklöster jener Zeit liegt in der Versorgung der Mädchen, insbesondere der Töchter des Adels oder der ritterlichen Grundbesitzer. Das numerische Mißverhältnis zwischen den Geschlechtern ist im Mittelalter außerordentlich groß: die Kriegs- und Kreuzzüge, die Wanderlust, die Unsicherheit des Daseins, die Mannsklöster selbst schufen durchaus ungenügende Bedingungen für Ehe und Hausstand und schädigten namentlich die Lebensbedingungen des weiblichen Geschlechts. Hier war der Punkt, wo das Bürgertum mit der Anspruchslosigkeit und der Arbeitstüchtigkeit seiner Frauen die ritterliche Romantik und die geistliche Mißachtung des weiblichen Geschlechts siegreich überwand. An dem großen Umschwung der Anschauungen, welcher sich im 15. und 16. Jahrhundert vollzog, haben — auch ohne Klostergelahrtheit — die Frauen einen bedeutenden Anteil. —

Doch erinnern wir uns der Stiftungen, mit welchen der kirchliche Sinn des Mittelalters den vereinzelten und hülflosen Frauen zu dienen sich bemühte.

Es lag ursprünglich nicht im Sinne der Gründer der Cisterzienserregel noch der Charitas, Nonnenklöster ihres Ordens zu schaffen. Für Frauen war das Ansinnen strenger Arbeit in der Wildnis zu hart. Aber die Strenge des reformirten, verjüngten Benediktinerordens, die leuchtende Gestalt und das mächtige Wort des größten Cisterziensers, des Bernhard von Clairvaux, und die Exaltation der Zeit rissen auch die Frauen zu klösterlicher Verbindung, zu der härtesten Weltentsagung hin und drängten ihre Klöster zur Annahme der Cisterzienserregel. Wenn ganze Klöster dieser freiwillig übernommenen Observanz sich einem Mönchskapitel unterwarfen, geschah es, daß sie auch in die Organisation, d. h. in die Aufsicht und Obedienz des Ordens aufgenommen wurden. Doch herrschte in Nonnenklöstern vielfach nur die Regel, nicht aber der

Digitized by Google

Orden von Citeaux. Erst im 13. Jahrhundert stiftet der Orden selbst auch Nonnenklöster.

Die Bitte um Ordnung, Schutz und Heiligung im Kloster war zu dringend geworden. Es konnte wohl einer einzelnen Frau gelingen, sich mit Verbergung ihres Geschlechts in ein Mönchskloster einzuschleichen, wie Hildegundis als Bruder Joseph in Schönau that, aber nur eine Reihe von Umständen konnten diesen frommen Betrug ermöglichen. Nach dem Vorgange der Scholastica, der Schwester des ersten abendländischen Klostergründers Benedikt, waren viele Nonnenklöster gebildet, aber auch sie unterlagen den Versuchungen der Kontemplation und dem Widerspruch zwischen Schwärmerei und Begehrlichkeit. Es sollen Beghinen gewesen sein, welche zuerst um Aufnahme in den Cisterzienserorden baten.

Von diesen Beghinen später.

Das erste Nonnenkloster des Cisterzienserordens war 1203 in Ichtershausen in Thüringen gegründet; von da ab wächst die Zahl dieser Klöster außerordentlich schnell, zumal der verwandte Orden der vornehmeren Prämonstratenser keine Nonnen mehr aufnahm. „Sie vermehrten sich wie die Sterne am Himmel" schreibt der Kardinal Jacob von Vitry. In der Diözese Lüttich wurden z. Bsp. in kurzer Zeit 7 Klöster geweiht, und es könnten noch dreimal mehr errichtet werden: „an Nonnen würde es nicht fehlen."

Bedingung zur Anerkennung eines Klosters war zuerst, daß die Nonnen von dessen Einkünften anständig leben könnten, ohne zu betteln. Man forderte deshalb bald für den Eintritt ins Kloster Geld, ohne sich vor dem Vorwurf der Simonie zu scheuen. Mehr noch brachten die freiwilligen Schenkungen ein; nach wenigen Jahrzehnten konnte die großartigste Armenpflege geübt werden; es gab ein deutsches Kloster, das täglich 5000 Menschen — Insassen, Zugehörige, Arme — sättigte. Und weit übertroffen wurde das von dem spanischen Nonnenkloster Santa Maria la Real, las Huelgas de Burgos genannt, dessen Äbtissin über 12 andre Klöster, über die Hospitäler in Burgos, über regulirte Domherren, Pfarrgeistliche und Kapläne gebot. Klösterliche Geschichtsschreiber geben die Zahl der Nonnenklöster des Cisterzienserordens auf 6000

Digitized by Google

an; mögen es auch nur 1000 gewesen sein, darunter viele von mehr als 100 Nonnen (der Nonnenkonvent war überall zahlreicher als der Mönchskonvent), so ergiebt sich eine kolossale Ziffer von Frauen, welche in das Kloster drängten, ungezählt die vielen, welchen die erwünschte Aufnahme nicht zu Teil werden konnte.

Daß zu solchem Zudrang meist seelische Gründe bestimmt haben, soll nicht bestritten werden. Aber auch der äußern Veranlassungen gab es viele.

Zuerst das schon erwähnte numerische Mißverhältnis zwischen den Geschlechtern, das ganz besonders in den Ständen sich gebildet, welche dem klösterlichen Frauenleben am meisten zuneigen. Für die Töchter der Vornehmeren gab es in vielen Fällen keine standesgemäße Versorgung, und nur noch ein Aussteuergut, Pfarrdorf, Landgut, Hufe, auch wohl totes Land war für den Einkauf in das Kloster übrig, keines mehr für die Ansprüche eines verarmten Standesgenossen als Freier. Für die Töchter gab es aber auch keine Erziehung, als im Kloster. Nur bestand eine Beschränkung: es wurden Mädchen vom zehnten Lebensjahr aufgenommen, aber immer in Novizentracht: sie waren damit dem Kloster auf Lebenszeit übergeben. Ausnahme machten die Klöster, die geflissentlich in oder bei Städten angelegt wurden, wie die der Cisterzienser Nonnen. Ferner gab es für alleinstehende Witwen und Jungfrauen jeden Alters keinen Schutz gegen die große und kleine Unbill der Zeit, als das Kloster. „Jungfrauen," sagt ein Chronist, „die Vater, Mutter und Schwester verloren, zogen den Schleier über ihr Haupt und fanden im Kloster Mutter, Schwestern, eine heilige Familie wieder". Endlich — und das war in der haltlosen und reumütigen Zeit wohl ein Hauptmotiv — das Kloster bot den umfassendsten Ablaß, die vollkommene Ruhe des Herzens.

Dazu war es bald ein Privileg der Vornehmen geworden, im Kloster Aufnahme zu finden. „Es war bei edlen Geschlechtern (um 1200—1220) Brauch geworden, entweder ihre Stammburg in ein Kloster zu verwandeln oder wenigstens nahe dabei ein solches anzulegen" (s. Hildesheim). In Saalfeld, wo vorwiegend Töchter adliger Häuser lebten, waren fast alle Äbtissinnen Gräfinnen. Fürstinnen beziehen das Kloster, ohne jedoch immer den Schleier

Digitized by Google

zu nehmen; für andere wird dieses zur üblichen Versorgungsstätte. Je schroffer die gesellschaftlichen Schranken, um so größer die Anziehungskraft ihrer geschlossenen Reviere.

Gerade als adlige Pflegestätten standen die Nonnenklöster der Cisterzienser mit ihrem reichen Güterbesitz und ihrer Aussicht auf immer weitere Schenkungen der weltlichen Gewalt näher, als ihre männlichen Ordensgenossen, die arbeitenden Mönche, denen, da ihnen das Predigen ohne besondere Erlaubnis versagt war, auch dieses Band mit der Laienwelt fehlte. In einem ganz anderen Lebenskreise hatten die Nonnen ihre Stütze, als die Mönche derselben Observanz. Wir finden deshalb in den weiblichen Klöstern zwar ähnliche Grundlagen, aber ganz verschiedene Lebenshaltungen.

Hiefür gab es einen starken äußern Grund: während der Zugang zu den Mönchsklöstern den Frauen sehr erschwert war, mußten die Nonnen eine ziemliche Zahl von Männern vorübergehend oder dauernd in ihren Mauern dulden.

Da waren zuerst der vom Kapitel eingesetzte Beichtvater, der oder die zum Predigen zugelassenen sacerdotes als allein berechtigte Vollzieher kirchlicher Funktionen, unbestallte Chorherren, Kirchensänger, mehrere Vögte als Verwalter des Klostergutes, — dann für schwerere und handwerksmäßige Arbeiten eine Zahl von conversi, conversi monialium genannt, ferner spezielle Hausbeamte: der Gästemeister, hospitalarius, die Thorwarte u. s. w. Ein recht ansehnlicher Troß von Männern im Schwesternkloster, zu denen dann noch vorübergehend visitirende Äbte, Boten affiliirter Klöster, Pilger — — vor Allem Arme kommen. Ihnen allen konnte der Eintritt ins Kloster nicht versagt werden; statt des einen Thorwarts wurden auf Geheiß des Papstes zwei Mönche an das Thor gesetzt, aber die Maßregel konnte nicht zu strenger Abschließung führen. Die Thore zur Klosterstadt wurden nur noch abends gesperrt und morgens wieder geöffnet. In der Kirche findet gemeinsamer Gottesdienst für die Nonnen — wohl ebenso abgeteilt, wie die professi von den conversi — für ihre Beamten und Leute, für die Fremden und Armen statt; im Sprechsaal trennt ein Gitter (laquirium) die Nonne von ihrem Gast. Ausgehen darf sie — ihrem Gelübde gemäß — nur im Interesse ihres Klosters und dann auch nur auf

Digitized by Google

spezielle Erlaubnis der Äbtissin und nur mit einer Begleiterin. Als über die Ausgänge der Nonnen dem Papste Innocenz IV. Klage geführt wird, verfügt er eine Untersuchung, in welchen Klöstern die Klausur als Regel gilt, in welchen nicht: bei den erstern bleibt sie bestehen, für die letztern gilt die eben angeführte Bestimmung — Beweis genug für die allmählich notwendig werdende Toleranz gegen lokale Forderungen. Die Absperrung der Nonnen war also mehr durch den freien Gehorsam, als durch äußern Zwang geschaffen.

Wie groß das Vertrauen auf den Ernst des abgelegten Gelübdes war, beweisen auch die gemischten Klöster der Cisterzienser. So lebten im Kloster Bartholomäi bei Blankenburg Nonnen und Kanoniker zusammen, ähnlich in Gottesgnade bei Calbe, ähnlich in einem Kloster in Brode — doch hatten diese gemischten Konvente keine Dauer, ebenso wenig die spätere Regel der schwedischen Brigitta.

Digitized by Google

8. Kapitel.

Fragliches Privileg des Schwesternklosters. — Rekonstruktion des Klosters nach dem Vorbilde von Gent. — Eile der Charakter der Großstadt. — Tempo der Bewegung in der Beghinenstadt. — Zwang und Freiheit. — Klostergärten. — Klosterentweihungen. — Braut Christi oder Michel Todes. — Abschied von Cîteaux.

Unser Kloster der grauen Schwestern hat trotz seiner 10 bis 12 Dörfer und der Pfarrei von S. Olaus nur einen viel geringeren Lebensunterhalt gehabt und somit auch über kleinere Verhältnisse verfügen können, als jenes „schöne Kloster im schönen Spanien" las Huelgas oder als die Klöster, von deren Reichtum Cäsar von Heisterbach schreibt. Doch wird auch seine Stadt im Kleinen ein nicht ganz einfacher Apparat gewesen sein, den in Ordnung zu halten, namentlich um der bunten Gesellschaft willen in ihren Gassen und Häusern, wohl nicht leicht war. So ehrlich die ersten Nonnen es gewiß gemeint haben, als sie vor den Versuchungen, den Kämpfen und den Sorgen des Lebens in den Schutz der Klostermauern flüchteten, so hatte doch die Kraft des Gelübdes auch über diese guten Fräulein keine ewige Gewalt.

Unter den Privilegien, die unserm Kloster erteilt sein sollen, wird auch die Befreiung von jeglicher Inspektion genannt. Dem Cisterzienserorden aus jener Zeit ist bei all seinen zivilisatorischen Verdiensten der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er stets mit urkundlichen Beweisen bei der Hand war, wenn es ihm galt, ein

Digitized by Google

Recht oder einen Anspruch zu erhärten. Auch von dem Michaeliskloster wird diese Kunst geübt. Wie eine Stiftungsurkunde vom Jahre 1093, also vor Gründung des Ordens, beigebracht und von Anderen sogar 930 und 923 als Gründungsjahr des Klosters genannt wird, könnte wohl auch die Befreiung von Visitationen urkundlich nachgewiesen werden. Das Generalkapitel erleichterte zwar den Vertretern der Klöster den sonst geforderten jährlichen Besuch im Mutterkloster zu längeren Fristen, z. B. für Irland, Schottland und Sizilien auf 4, für Livland auf 5, für Ungarn auf 3, für Syrien auf 7 Jahre. Dem Abt von Valkana (Falkenau) wird 1233 für seine Lebensdauer gestattet, nur von 7 zu 7 Jahren zu erscheinen. Ein Dispens von Visitationen aber würde ein höchst lockeres Verhältnis unseres Klosters zu der Familie bezeichnen.

Die Visitation gehörte in den geschlossenen Organismus des Ordens und war bei der Machtbefugnis des ältern zu den Töchterklöstern von großer Bedeutung für die klösterliche Zucht. Dem Bischof war ausdrücklich in dem allgemeinen Ordensstatut nur die Weihe von Kirchen und Kirchengeräten, nicht eine Visitation, nicht eine Einmischung in die Wahl des Abts oder der Äbtissin zugestanden. Daher die späteren Konflikte des Klosters mit dem Bischof und dem ebenso zu einer Einmischung unberechtigten Revalschen Rat.

Die Resultate von stattgehabten Visitationen sind uns freilich nicht bekannt geworden; wir hören nur spätere Anklagen des Bischofs und der Stadt, finden aber überall die adligen Herren aus Wierland und Harrien als die Ritter der angeschuldigten Fräulein, bis auch ihnen die frommen Schwestern „gebranntes Herzeleid" zufügen. Denn auch unser Kloster war ein aristokratisches, wie jene obengenannten in Thüringen und Sachsen, aber der böse Geist dringt auch in seine stillen Mauern, und zwar in der doppelten Gestalt der Verletzung des Gelübdes und der Verletzung des Standesstolzes.

„Elle donne dans le béguinage! C'est béguin!" mag mancher alte Herr gebrummt haben, als seine Tochter ihm erklärte, das graue Kleid und den schwarzen Schleier anlegen zu wollen. Auch abgesehen von den einigen Haken Landes, die ihre klösterliche

Digitized by Google

Mitgift sein sollten, behagte ihm das enge Nest nicht, daß sich da hart an dem adligen Fels hinzog, halb Stadt, halb Hakelwerk. Und doch hatte vermutlich auch diese Anlage ihre Reize.

Die Phantasie hat freies Spiel zu ihrer Rekonstruktion. Die alte Ummauerung mit den alten Thoren fehlt, eine nunmehr auch antiquirte Stadtmauer mit rabenumflatterten, mehrfach dachlosen Türmen giebt ihr jetzt ein düsteres Gepräge, Gebäude späterer Zeit drängen sich vor, auf alten Grundmauern ruhen Bauten anderen Stils, keine Einheit zwischen ihnen, nichts, das auf Entstehung nach demselben Bedürfnis und in gleichem Geiste hinweist. Wo einst die bescheidene Cisterzienserglocke am dünnen Dachreiter hing, hebt sich jetzt ein Turm mit reichem, laut tönendem Glockenspiel; vielleicht geben jene schwerfälligen Speicher, welche das einstige Klostergebiet begrenzen, noch Zeugnis von der wirtschaftlichen Sorge, die hier gewaltet, von den Früchten der Ordnung und des Fleißes, welche der Cisterzienserorden überall zu ernten wußte.

In dieses Bild der Gegenwart ließe sich viel Kühnes zur Zeichnung eines Bildes der Vergangenheit hineinphantasiren. Doch — ganz ungebunden darf auch hier die Phantasie sich nicht tummeln; auch ihr sind nicht bloß durch Chroniken und Streitakten, sondern durch eine lebendige frische und farbenreiche Leibhaftigkeit Schranken gesetzt.

Unmittelbar gelehnt an die alte Stadt Gent, einst eine Königin des Handels und Gewerbes, jetzt eine betriebsame Industrie- und Gartenstadt, altertümlich, doch reinlich und freundlich, zieht sich ein ummauertes Gebiet hin, ummauert nicht zu Verteidigungs- noch Gefängniszwecken, sondern zur Bezeichnung seines unbestrittenen Gebietes und Rechts. Es ist die Stadt der Beghinen, es ist ein Frauenkloster, das mit dem früheren unserer „grauen Schwestern“ gleichen Typus hat.

Treten wir durch das Thor, das Tags über geöffnet steht. Wir glauben in einem Park, auf dem Lande zu sein. Die Bauten sehen halbversteckt unter Bäumen und Gesträuch hervor. Es sind kleine freundliche Häuser, hell gestrichen, jedes von der Straße durch ein Vorgärtchen getrennt, weit genug abliegend, um auch bei geöffneten Fenstern einen Blick in die Zimmer nicht zu gestatten. Wir

Digitized by Google

sehen nur weiße reinliche Vorhänge. Reinlichkeit tritt zuerst als Charakter dieser kleinen Stadt hervor. Reinlich sind auch die Straßen, richtiger die Wege, welche — Land- und Waldwegen gleich — in gekrümmten Linien sich hinziehn und dem Wanderer den Blick in die Weite nehmen. Diese kleine Anlage stammt noch aus der Zeit, wo man die Wege nach den Wohnstätten einrichtete und sie nur mit Rücksicht auf diese zu gewissen Sammelstellen aller Siedler hinleitete: der moderne Verkehr fordert die kürzeste Entfernung, die gerade Linie, und schafft dadurch als Erfordernis der Schönheit einer Stadt die weite Perspektive. Es ist unleugbar, die breiten schnurgeraden Straßen Petersburgs, der endlose Newski, die Alexanderstraße in Riga, die Berliner Friedrichstraße imponiren, weil sie mehr als der weiteste Platz und als das schönste Bauwerk die Ausdehnung der Stadt zeigen. Es ist selbstverständlich, daß sich auf diesen längsten Linien, die zugleich die kürzesten Entfernungen sind, ein Verkehr zusammendrängt, der seinesteils den besten Beweis von der Menschenthätigkeit, also von der Macht der Stadt giebt. Es ist endlich natürlich, daß die Bewegung in der längsten und breitesten geraden Straße rascher, hastender, ja stürmischer ist, als in krummen Gassen, und also drastisch für das heftiger pulsirende Leben der Großstadt zeugt, und daß dies Alles zusammengefaßt ein großartiges Bild zusammenwirkender, wetteifernder, ruheloser Menschenkräfte giebt. In diesem Tosen und Jagen geht der Einzelne verloren, und der Mensch kennt den Menschen nicht mehr. Nur die Menge zählt, das Ganze. Es ist die letzte Konsequenz einer städtischen Entwicklung: im Asyl frommer Frauen müssen die Krümmungen der schmalen Wege den Charakter des Eingeschränkten, der Ruhe behalten. Man hat dort kein Verlangen in die Ferne und keine Hast, man will den Andern nicht überholen, man wandelt still und feierlich, man grüßt den Begegnenden und ehrt den Frieden ringsum. In diesem Sinne ist die Beghinenstadt bei Gent entstanden — und ähnlich haben wir uns wohl trotz aller Betriebe, trotz der conversi, hospites und Armen die Entstehung der Gassen in unserem Grauenschwesternkloster zu denken.

Aber ihre Bauten waren grundverschieden in ihrer Bestimmung, wird man mir einwenden: die Beghinen leben getrennt in ihren

Digitized by Google

Einzelhäuschen, die grauen Schwestern zusammen in einem großen Zellenbau. Wie soll da Ähnlichkeit beider Niederlassungen bestehn?

Gewiß ein berechtigter Einwand: die Bestimmung bedingt den Bau, ein größerer Gegensatz, als zwischen dem Leben in geschlossener Zelle und im allgemeinen Dorment und dem Leben in der abgetrennten kleinen Einsiedelei läßt sich schwer denken — und doch giebt es auch hier Ähnlichkeiten, die uns gestatten, aus der heutigen Beghinenstadt in Gent auf die frühere Nonnenstadt in Reval Schlüsse zu ziehen.

Ob bei Freundenbesuch auf den Raum hinter dem Sprechgitter, ob auf den Garten hinter dem Staketenzaun beschränkt, ob nachts in Dorment oder Zelle eingesperrt, ob durch den abendlichen Thorschluß von aller Welt geschieden: das Gemeinsame im Leben dieser Frauen hier und dort war ihre geistliche Lebensbestimmung und die ihnen *auferlegte Unfreiheit*. Ob jene Lebensbestimmung, die in sehr, sehr vielen Fällen eine unfreiwillige war, zu einer gemeinsamen Richtung in den Lebensäußerungen trieb, welchen ein Rest persönlicher Freiheit, also weltlichen Wollens geblieben, das hing von den innern und äußern Bedingungen ab, welche die einzelne Nonne ins Kloster geführt. Viel mächtiger mußte auf die Einzelnen, wie auf die Gesammtheit die allen *gemeinsame* Unfreiheit einwirken. Keine größere Macht über die Gemüter giebt es, als *Unfreiheit*. Das lehren die schönsten und die verruchtesten Thaten der Geschichte, die Empörungen und Revolutionen der Völker, das lehrt auch die Geschichte des Einzelnen, sein persönliches Gedeihen an Leib und Seele. Und gleicher Zwang weckt — auch wo sich der Kampf gegen ihn nicht erhebt — das gleiche Sehnen und Trachten, das Gemüt von den Qualen seines Drucks zu befreien. Die Seele, die sich ihm nicht entziehen kann oder auch nicht entziehen will, die ihn vielleicht zu höherem Zweck, zur Buße, zur Heiligung, als Opferthat, gesucht hat, auch diese Seele flüchtet in ein Bereich, wo sie den Zwang nicht mehr so drückend empfindet, wo sie ihm zum Trotz ihrer eigensten, stillen Freude nachgehen kann. Hierin liegt überall die Geschichte der Klostergärten, jener harmlosesten Freude an unverbotenem, also durch keinen Zwang ver-

Digitized by Google

gälltem Schaffen, jener unschuldigen Lust am Schönen der Natur, jener Sinnenlust, welche auch in dem größten Abtötungseifer im Herzen des Menschen fortglimmt und ihn — soviel er sich auch gegen jedes Band der Welt sträube — in Liebe an diese fesselt. Der große Meister aller Entsagenden, der Vater des Klosterzwanges, Benedikt, schlief auf Dornen, und Maria befahl, daß aus ihnen Rosen entsprängen.

Aus Dornen — Rosen. Das war die Thätigkeit, welche die Klosterfrauen von St. Michael gerade so übten, wie die Beghinen in Gent. Auch andere Leute bauen Gärten zu ihrer Lust, doch Keinem gedeihen Rosen und Lilien so gut, wie frommen Klosterfrauen, die dem gebundenen Herzen eine Sinnenfreude gestatten, mit welcher es fromm seine Heiligtümer schmückt . . . Blumen sind immer willkommene Symbole gewesen. Das Gärtchen am Hause reicht der einsam schmachtenden Seele aus allen seinen Blumenkelchen Erquickung und symbolisch die Freuden der Welt.

Frauenherzen bleiben Frauenherzen unter dem weißen wie unter dem schwarzen Scapulier. Das gleiche Empfinden und Verlangen hat jenen wie diesen die Weltfluchtstätten gebaut. Diese mußten trotz verschiedenen Grades der Unfreiheit ähnlich ausfallen. Das Kloster in Reval hat eine Anlage, welche der Beghinenstadt ähnlich sieht. Wer gegen Abend durch die engen Wege der letztern geht, sieht Hausthür um Hausthür sich öffnen: unhörbaren Schrittes, wie von den Kleidern getragen, wallen Frauen heraus, den Rosenkranz in der Hand, das weiße, gesteifte Tuch über den Kopf gedeckt, daß das zur Erde geneigte Antlitz kaum sichtbar wird. Sie gehen einzeln, zu zweien, schweigend derselben Richtung nach. Eine Glocke giebt tiefe, langsame Schläge. Still zieht Alles zur Kirche, die in der Mitte der Niederlassung sich erhebt: kein stolzes Portal, kein hochragender Turm, nur ein schlanker Dachreiter auf der Vierung des Dachs. Feierlicher Orgelklang, — die Frauen knieen an ihren Betschemeln nieder, jede hebt mit einer ruhigen Bewegung das Tuch ein wenig vom Scheitel, daß es sich weit entfaltet und über Kopf, Schultern und Rücken niederwallt. Der Fremde, der sich bescheiden in der Nähe des Eingangs hält, sieht in der Dämmerung des Kirchenschiffs nur die gebeugt knieenden, in weiße Falten gehüllten,

Digitized by Google

betenden Gestalten. Im Gebete nehmen sie die Stellung des Gekreuzigten an, aus dem weiten Tuch ragen die seitwärts emporgehaltenen Hände; runzlige, arbeitsmüde Hände, volle kräftige Matronenhände, weiße fast durchsichtige Hände mit den feinen rosigen Fingern, die Spitzen und Paramente so kunstreich sticken. Sie erzählen eine Fülle von Geschichten, diese alten und jungen, diese derben und zarten Hände.

Auch das Michaeliskloster hat seine redenden Hände gehabt.

Gesang ertönt, klagend, jubelnd. Zuerst nur Frauenstimmen, dann auch tiefe und höhere Männerstimmen, Chöre und Antiphonieen, — der Sangmeister hat mit Erfolg seines künstlerischen Amtes gewaltet. Dann die Messe, in der natürlich auch die Chorknaben mit dem Rauchfaß, thuribulum, fungiren, endlich das Austönen der Vesper in Orgelklang. Die weißen Übergewänder werden wieder zu Kopftüchern, am Weihwasserbecken netzen die Frauen die Stirn: „Wasche Deine Sünde, nicht Dein Antlitz allein“ stand vielleicht in griechischer Form auch auf dem Becken des Michaelisklosters — und wandeln schweigend aus dem Dämmerlicht der Kirche in den letzten Abendglanz.

Die Fremden verlassen Kirche und Beghinenstadt, das Thor wird geschlossen.

An dem Abend unseres Besuches im Beghinengarten speiste in einem der ersten Gasthöfe Gents eine englische Familie, ein alter Herr mit langem weißem Backenbart, eine stolze Matrone in hochsteigendem Schnürleib, ein Jüngling mit langen gelben Zähnen und zwei hübsche Mädchen. Bald fiel es auf, daß die jüngere dieser Schwestern von der ganzen Familie mit besonderer Höflichkeit behandelt wurde. Man bot ihr eindringlich Speisen und Wein, man richtete an sie die Unterhaltung, man schien Bleiben oder Aufstehn von ihrem Wink abhängig zu machen. Sie selbst war abwehrend und betrübt, aß und trank nicht und sprach sehr wenig. Weil sie, wie auch die andre Schwester, sehr hübsch war, nahmen wir — damals junge Leute — uns die Freiheit sie zu beobachten und auf ihr Gespräch an der offenen Gasthaustafel zu lauschen. Folge war warmes Interesse an der schönen Jüngsten, die sich zu heißer Teilnahme steigerte, als der redselige Wirt uns später er-

Digitized by Google

zählte, das seien vornehme Leute, die ihr zweites Töchterchen im Beghinenhaus eingekauft hätten, weil's bei ihnen wohl zu einer, doch nicht zu zwei standesmäßigen Ausstenern lange. Der Lord kannte wohl die Geschichte Villanis nicht, auf die auch Dante in dem sechsten Gesang seines Paradiso anspielt: „Laß dich die Unkosten nicht gereuen," sagte der gute Romeo zum Grafen Raimund von der Provence, „wenn du die erste von deinen Töchtern gut verheiratest, so wirst du alle die anderen durch ihre Verwandtschaft besser anbringen und mit geringerem Aufwand". Der weise Graf Raimund folgte dem Rate des guten Romeo und alle vier Töchter wurden Königinnen. Unser Tischgenoß in Gent hatte so guten Rats entbehrt: er hatte für seine Jüngere nur noch das Beghinenkloster zur Verfügung.

Nach einer kurzen Rundreise durch Belgien kehrten wir einige Tage später nach Gent zu dem Gepäck zurück, das wir dort gelassen, und zu der hübschen, traurigen Engländerin. Unser Gepäck hatte der Wirt gut aufgehoben, aber unsere Engländerin war fort, nicht bloß fort aus dem Gasthof, nein, fort aus dem béguinage, fort aus Gent selbst. „Das werde dem Kloster", sagte der redselige Wirt, „und der ganzen Stadt und vor allem seinem Hotel Abbruch thun, das ja das erste und allen den Leuten, die Töchter in das Beghinenhaus brächten, sehr empfohlen sei. Er zeigte zugleich lebhafte Teilnahme mit den armen, treulos verlassenen Eltern und einen heftigen Zorn gegen die durchgegangene blasse Miß.

Von der Geschichte war in einer liberalen Zeitung kurz die Rede. Die klerikalen Belgier aber dachten wie unser redseliger Wirt. Zu unseres Michaelsklosters Zeiten gab es noch keine Zeitung, und wie die Schützer der grauen Schwestern dachten, darüber geben die Klagen der harrischen und wirischen Ritterschaften über Michel Lode und seine Hausfrau Bescheid.

Entweichungen aus Frauenklöstern kamen nicht selten vor und — wie es scheint — häufiger aus solchen mit schärferer, als aus solchen mit milderer Klausur. Die Möglichkeit des Entrinnens mochte von dem Entrinnen selbst abhalten. Es ist leichter, Hunger und Durst zu ertragen, wenn man sie stillen könnte, als wenn man sie leiden muß.

Digitized by Google

Zu den Blütezeiten der Klosterwirtschaft war das Gelübde der beste Verschluß, der beste Thorwart. Das hat sicher auch der Papst gedacht als er 1257 entschied, daß Klöster, die bis dahin geschlossen gewesen, es bleiben sollten, die offenen aber offen bleiben dürften. Als die Klöster ihre Bestimmung — wohl oder übel — erfüllt hatten und die Klosterzucht sich lockerte, als immer mehr unreine Elemente in ihnen ein träges Unterkommen suchten und auch der Bruch des Gelübdes immer leichter genommen wurde, suchten die Rigoristen diesem Niedergang mit entsetzlichen Strafen zu steuern. In Eisenach wurde ein abtrünniger Mönch lebendig eingemauert, in Brüssel wurden zwei lebendig verbrannt. Solche Unmenschlichkeiten wurden wider Willen der Urheber starke Mittel zur Förderung des reformatorischen Geistes. Ein deutscher Mönch erklärte in offener Rede und gedruckter Schrift den Mönchstand für eine „ungöttliche Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit“ und mahnte die Geistlichen wie die „Herrn deudschs Ordens, jun ehelichen Stand zu tretten“, schrieb an die Graven von Mansfeld, seine speziellen Landesherrn, „wie Gott einer Kloster jungfrawen ausgeholffen hat“, an den Präzeptor zu Liechtenberg „sich zum Ehelichen Stand zu geben“, und über die „Ursach das jungfrawen Göttlich Kloster verlassen mögen“. Luther erklärt ferner, die Versorgung der Kinder in Klöstern sei zwar bequemlich, aber ein „Seelenmord, ärger wie die Verbrennung der israelitischen Kinder in dem Feuer des Moloch“. Statt dessen, schreibt er, sollten die Adeligen ihre Kinder bürgerlich werden lassen, wie gar manche möchten, die jetzt im Kloster wären und nun lieber einen Hirtenbuben heiraten wollten. Bekanntlich bot Luther auch zu thatsächlicher Hülfe die Hand, wo Mönche und Nonnen das Kloster verlassen wollten. Er sorgte für sie, „sonderlich für das schwache Weibervolk“, verschaffte ihnen Unterkunft, verheiratete gar einige. Er selbst folgte den Mahnungen seiner Freunde, zu heiraten, erst als sich auch sein alter Vater denselben angeschlossen. Eine von neun Nonnen, welche mit Hülfe von Torgauer Bürgern ihrem Kloster Nimzsch entronnen waren, wurde seine „Hausehre“.

Weder auf das Beispiel der Katharina von Bora, noch auf das der Äbtissin von Gerresheim, die um die gleiche Zeit heiratete,

Digitized by Google

konnten sich die vier Jungfrauen berufen, die unser Michaelskloster verließen, um vier Revaler Bürgern die Hand zum Ehebunde zu reichen. Es geschah eben kurz bevor Luther und der Truchseß von Waldburg sich zur Heirat entschlossen hatten. Der Leidenschaft, welche Michel Lode, Adrian von der Niuwenstadt, Hinrick von Essen und Jost Keding in den Herzen der vier edlen Fräulein zu entzünden gewußt, hat schwerlich der Zorn des Bischofs von Darbt Vnd Newel viel Einbuße gethan, der in Anlaß einer dieser Klosterspoliationen schrieb: „DEr werdigen vnnd geistliken vnnser lieven Andechtigen Abbatissen des closters tho Sankt Michel tho Newell, — sie solle begehren, dat sodan sware misdait ungerechtferdiget nicht blieve Vnnd wyder Unradt vnd ergerunge so hiruth entstahn mochte vorkomen werde, Dan nadem die Jungfrow eine Brudt Jesu christi Die he om durch vergiethunge sines hilligen blodes Vnd also med eynem vel grotern brudschatte Dan Michel lode verelicht, so kan aber magh se keines Menschen elicke brudt syn aber werdenn“ u. s. w.

Es liegt fern, hier eine Geschichte des Klosters schreiben zu wollen. Das hat Gotthard von Hansen in seinem Buche „Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals“ aufs Beste ausgeführt. Wohl aber möchte ich unsre baltischen Romanciers beiderlei Geschlechts auf den außerordentlich reichen Stoff zu einem historischen Roman aufmerksam machen, welchen die Nöte des Klosters in der Reformationszeit und die Liebesgeschichte dieser entwichenen Paare bieten. Ob nun — wie der Brief des Bischofs anzudeuten scheint — Michel Lode einen großen Brautschatz bieten konnte, also ein reicher Revaler Bürger war, ob er später im Dörptschen ein Gut besaß, ob er ein Schmiedeknecht und einer der Allergemeinsten gewesen, die Hartewich von Tiesenhausen „myt groten Geschrey und Beswerlichkeyt“ anklagt, das mag dann unser Dichter oder unsere Dichterin frei nach Sympathie oder Antipathie entscheiden. — —

„Cistercium occidit, Firmitas, Pontiniacum, Clara Vallis, Morimundus occiderunt. Capitulorum sedes destructa, totius ordinis constitutio corruit, auctoritas evanuit, gloria periit — — media in vita in morte sumus.“

Digitized by Google

Mit dieſem Weheruf des Verfaſſers der Origines Cisterciensium über Citeaux und ſeine erſten vier Töchterklöſter La-Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond ſchließen wir die Erinnerungen an die ältere Kloſterzeit, um die zu einer zweiten Blüte geweihte Stätte wieder zu betreten, deren Zeitgenoſſen zum Teil noch heute unter uns wandeln.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Neues Leben in den alten Räumen. — Das estländische Gouvernementsgymnasium und sein Lehrkörper. — Die estländische literarische Gesellschaft. — Die Baumeister und die Gärtner. — Wissenschaften und Künste. — Paucker, Wiedemann, Pabst. — Revals geistige Blüte. — Die Schwäger aus Holstein. — Hoheisel. — Abschied vom Kloster.

Wo einst Nonnen an jungen Mädchen ihre geistliche Erziehungskunst geübt, leiteten seit Gustav Adolfs Zeiten weltliche Lehrer eine Knabenschule. Ein königlich schwedisches Gymnasium war in den Räumen des Cisterzienserklosters gegründet worden.

Die alte Klosterstadt scheint sich — mit Ausnahme der zu ihrem neuen Dienst als griechisch-orthodoxe Kathedrale umgebauten Kirche und der Niederlegung der eigentlichen Klostermauern — nur langsam verändert zu haben. Vor 1840 — also vor Erbauung des jetzigen Gymnasialgebäudes — sah es auf jenem Platz noch sehr altertümlich und eng aus. Für diesen Bau wurde Luft und Licht geschaffen, auch das malerische einstöckige Haus gegenüber demselben mußte mit seinen schattigen Linden, die wohl noch von Klosterhänden gepflanzt waren, der Veränderung weichen: es erstand an seiner Stelle der Spiel- und Turnplatz des Gymnasiums.

In diesem, wie in mehreren anderen Häusern des alten Klostergebiets wohnten als gute Nachbarn Lehrer dieser Schule, wie einige Lehrer der Ritter- und Domschule. Es war aus dem Nonnenkloster ein Gelehrtenwinkel geworden.

Und das im besten Sinne. So beschränkt die Wohn- und Gesellschaftsverhältnisse waren, so abgeschlossen diese kleine Welt noch von der großen da draußen blieb, so wuchs dort doch die

Digitized by Google

Tüchtigkeit und der Ernst rechter Wissenschaft auf, der die eigentliche, rechte und schönste Blütezeit des „Klosters“ schuf: nicht allein als Stätte einer der zwei großen Bildungsanstalten für Stadt und Land, sondern auch als Sitz von Gelehrten, deren Ruf in der wissenschaftlichen Welt fest stand. Die dahingegangenen Generationen wurden der jüngeren Gegenstand wissenschaftlicher Forschung; diese Forscher selbst sind den Lebenden eindringliche Lehrer und Leiter geworden — in den Schulklassen selbst und mehr noch in allen Gelehrtenstuben, in welchen die Liebe zur Heimat das Studium leitete. Um der neuen Ära einen kennzeichnenden Namen zu geben, sei sie die Ära Paucker-Wiedemann-Meyer genannt.

Unter den Gestalten, welche in der Erinnerung der alten Revalenser unvergeßlich leben („Nahe und fern der Eurige“), nimmt Eduard Meyer einen der ersten Plätze ein. Ein kleiner Mann mit hochgezogenen Schultern, die den Körper doch nicht nach vorn beugten, mit ausdrucksvollem, schönem Kopf, scharfgeschnittener Nase und dem wie in unbeugsamem Wollen geschlossenen Munde, mit den dunkeln, durchdringenden Augen — so steht er — ein verschöntes Abbild Ludwig Börnes — vor der Erinnerung seiner Schüler. Und der Kreis dieser Schüler war groß, weit größer, als daß ihn Gymnasium und Mädchenschule hätten umfassen können. Meyer war durch Vortrag und Anregung, durch frische Auffassung und rasche Gestaltung der Gedanken in den gebildeten Kreisen Revals eine belebende, belehrende, leitende Kraft. Er sammelte eine fröhliche Knabenschar um sich zu Turnübungen und Turnfahrten, er schuf eine Goethegemeinde aus den männlichen und weiblichen Schöngeistern des Landes, und er verstand es vor allem, durch Unterricht und Vorbild die Jugend Revals zu einer idealistischen, allem Schönen zugänglichen, heimatlich treuen Auffassung zu erheben und die Funken der schönsten Begeisterung in die jungen Herzen zu werfen. Selten ist einem Lehrer solche Verehrung seiner Schüler zu teil geworden.

Eduard Meyer beschränkte seine erziehende Thätigkeit, wie erwähnt, nicht auf das Gymnasium. Zwischen den Schülern dieser Anstalt und der Domschule hatte von jeher eine gegenseitige Überhebung bestanden: doch die Lehrerkollegien beider gelehrten Schulen

Digitized by Google

ſtanden in den 30er und 40er Jahren in gutem, ja oft freundſchaftlichem Wechſelverkehr, der freilich zu großem Teil noch eine Scheidung von In- und Ausländern feſthielt. An beiden Anſtalten wirkten damals verhältnismäßig viel Auswärtige, deren Weſen den Revalenſern zuerſt fremd erſchien. Je enger die Ausländer zuſammenhielten, um ſo größer anfangs die Scheidewand zwiſchen ihnen und den Städtern. Es iſt den Revalenſern von jeher eigen, daß ſie ſich ſtändiſch und geſellſchaftlich zu Gruppen zuſammenſchließen, die ſich ſchwer den Fremden öffnen: es iſt nicht die gehäſſige Cliqne, nicht die hochmütige Sippe, nicht der Geiſteshochmut der einen und der geiſtliche Dünkel der anderen, auch nicht die Überhebung des Reichtums und der Groll der Armut, nicht der Übermut des Erfolges und der Neid der Enttäuſchung — von alledem iſt ein kleines Teil dabei; das Conſtituens aber war dazumal (und iſt noch heute) die Abneigung der alteingeſeſſenen Bürger gegen die fremde Einwanderung, auch wenn Reval ſelbſt dieſe herberufen oder hergezogen hatte.

Die angeborene Neigung zu ſolcher Fernhaltung fremder Elemente pflegt dort am ſtärkſten zu ſein, wo ihre Bekämpfung am notwendigſten wäre, in Zeiten des Niedergangs, wo fremder, friſcher Hauch notthut. Man kann, der einzelnen bedeutenden Eingeborenen jener Zeit ungeachtet, nicht in Abrede ſtellen, daß Reval in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen bedauerlichen materiellen und intellektuellen Rückgang zeigte. Um die Mitte der dreißiger Jahre kommen die Ausländer — ſofort kennt man in der Stadt ihre Schwächen, ſie müſſen ſich das Terrain, das Entgegenkommen und die Hochachtung der Revalenſer erſt erobern. Die Eroberung gelingt, ſie gelingt zum großen Teil durch Arbeit und zwar durch Arbeit im „Kloſter“.

Was von Eduard Meyers Lehrthätigkeit geſagt wurde, gilt auch von den Männern des Gymnaſialkollegiums, die hier ferner genannt werden. So glücklich iſt ſelten eine Schule in der Zuſammenſetzung ihres Lehrkörpers geweſen, als das eſtländiſche Gouvernements-Gymnaſium von der Mitte der 30er Jahre ab. Wenn jedoch von der Arbeit dieſer und anderer Männer im „Kloſter“ die Rede iſt, ſoll hier nicht an die unmittelbare Lehrthätigkeit allein gedacht

Digitized by Google

werden: in den Bauten des Klosters, in dessen längst vergangenes Leben wir einige Blicke gethan, erhob sich neben der gelehrten Schule eine gelehrte Vereinigung, eine Genossenschaft, die nicht von Gelübden und Schenkungen zusammengehalten ward, sondern von der freien, von der allen gemeinsamen Lust an der Wissenschaft und ihrer Verbreitung. Auch das ist nicht thatlose Beschaulichkeit, sondern nutzbringende Arbeit.

Vor acht Jahren beging die „Estländische litterärische Gesellschaft" ihr 50jähriges Jubiläum. Eines ihrer ältesten und verdientesten Mitglieder, Paul Jordan, widmete ihr eine Festschrift, welche ihre äußere und innere Geschichte erzählt. Es ist ein Stück provinzieller und vaterländischer Geschichte zugleich, Jordan führt uns die Männer vor, welche als Mitglieder diese Gesellschaft zum Mittelpunkt für die geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen in Estland machten. Von den 37 Stiftern lebten im Jubiläumsjahr noch zwei — auch diese sind seither hochbetagt dahingegangen, nachdem ihr persönlicher Wirkungskreis an anderer Stelle schon lange sich erweitert hatte. Der einstige Ritterschaftssekretär Georg von Brevern starb in hochangesehener Stellung in St. Petersburg, der frühere Lehrer der Geschichte und Geographie C. Rathlef als emeritirter Professor in Dorpat. Das Erbe ist in guten Händen. Die jüngere Generation hat mit frischen Kräften die Arbeit der Alten aufgenommen und fortgesetzt und wird, wie der Kreis der Aufgaben und die Zahl der Arbeiter gewachsen, im Geiste ihrer Väter das Kulturwerk fortsetzen, zu dem ein anderer Geist hier einst die ersten Spatenstiche gethan.

Estland hat gewiß manchen routinirteren und ehrgeizigeren Gouverneur gehabt, als der schon wiederholt genannte Herr Johann Engelbrecht von Grünewaldt, doch sicher keinen, der ihn an wahrhaft adligem Sinn, an geistigen Interessen, warmem Gemüt und natürlicher Liebenswürdigkeit übertroffen hätte. Ihn hatte die Natur mit einer innern Freiheit ausgestattet, welche selbst dem Drucke der gesellschaftlichen Schranken jener Zeit Stand hielt. Es war in jenen Jahren, wie auch sonst wohl, schwerer, als Hochgestellter ein freier Mann zu bleiben, wie als Mittelmensch. Wie es einst — in alter Ritterzeit — Liebeshöfe gegeben, so war in

Digitized by Google

den dreißiger Jahren um die geistreiche Großfürstin Helene in Petersburg ein Hof bester und vornehmster Geselligkeit, ein Hof der Liebenswürdigkeit versammelt. Hier hatte der von Studien und Reisen im Ausland zurückgekehrte junge estländische Edelmann sein Wissen, seinen Witz, sein humanes Wesen, seinen weiten Blick und seine schönen Talente zu üben Gelegenheit. In der Petersburger Gesellschaft, die sonst nur in scheuer Ehrfurcht zu dem Hof des gewaltigen Nikolai emporblickte, galt das Michail-Palais für eine Art Zaubergarten anmutiger und gern gesehener Freiheit der Geister. Die Großfürstin Helene war die Großmeisterin dieser Loge der Liebenswürdigkeit.

Dem Leben in Petersburg folgte für Grünewaldt bald die praktische Thätigkeit des baltischen Gutsbesitzers. Die älteren unter den Lesern werden sich noch der Zeiten erinnern, da es Keinem vergönnt war, die paterna rura procul negotiis zu bauen. Ein Gut besitzen hieß im Landesdienste stehn. Jeder hatte eine lange Stufenleiter von Ämtern und Pflichten vor sich: je tüchtiger der Mann, um so länger und schwerer sein Dienst. Johann von Grünewaldt hat eine lange Reihe von Landesämtern verwaltet: er war successive Manngerichtsassessor, Hakenrichter, Kreisdeputirter, Ritterschaftshauptmann, Landrat — 1842 erfolgte seine Ernennung zum estländischen Zivilgouverneur und seine dauernde Übersiedelung nach Reval. Von dort ab beginnt auch seine Thätigkeit in der litterärischen Gesellschaft.

Nicht ohne seine Verwendung erfolgte die Bestätigung, bei ihm im Schloß fand die erste förmliche Versammlung und die Konstituirung der Gesellschaft statt. Er bekleidete fortan bis zu seiner Übersiedelung nach Petersburg 1859 das Ehrenamt des Präsidenten derselben.

Die Gesellschaft mußte natürlich bemüht sein, sich ein eigenes, ihren bescheidenen Verhältnissen entsprechendes Heim zu gründen. In der Tiefe der alten Klosterstadt, zwischen einem noch leidlich erhaltenen Refektorium und der Stadtmauer, gegenüber dem Häuschen mit den alten Linden, das Eduard Meyer bewohnte, fand sich ein stilles und — was sehr wichtig war — ein billiges Quartier. Jordan giebt eine Schilderung von demselben. Es mag nur noch

Digitized by Google

hinzugefügt werden, daß nicht bloß die Hühner auf der knarrenden Stiege, sondern auch die von Staub und Rauch geschwärzten Wände und Decken charakteristisch waren. Anspruchslosigkeit, die allgemeine Signatur in den Litteratenkreisen jener Zeit, gab diesem Lokal seinen größten Reiz. In den hohen Räumen des Schlosses konnten wohl festlich repräsentirende Versammlungen gehalten werden, hier im niedrigen Halbdunkel des Conversenhauses aber wagte sich auch die Schüchternheit mit ihren Arbeiten hervor, deren Verfasser sich ihres Wertes noch nicht bewußt waren. Eine Bescheidenheit herrschte wie in den Ansprüchen, so auch in der Wertschätzung der eigenen Leistungen. Wenn von den hervorragendsten Männern jenes Kreises geredet ist, muß von jedem Einzelnen gesagt werden: er habe seine eigne Bedeutung damals nicht gekannt.

Die Thätigkeit der Gesellschaft konnte nicht in der Abfassung oder Beschaffung großer wissenschaftlicher Forschungen und Leistungen bestehn. Der junge Verein beschied sich in der Beschaffung gesunden und guten Materials und in der Gründung der Fundamente zu künftigem Bau.

Der Bau selbst aber sollte einmal auf Grund der Kenntnis des alten Rechts, der alten Zeit und dahingegangener Männer ein festgewölbtes, geschlossenes Haus, ein claustrum der Heimatsgeschichte werden, und der neue Klostergarten, welcher Baumschule und Zierbeete, freudig wachsendes und immer neu sich schmückendes Leben trug, sollte Gedanken und Werke einer jüngern Zeit pflegen. An jenem Bau wirkten in erster Zeit besonders thätig Julius Paucker, Ferdinand Wiedemann, Eduard Pabst, F. G. von Bunge, Carl Rußwurm, Bonnel, den Garten pflegten Eduard Meyer, Ed. Weber, Al. Plate, H. Reuß.

Den Männern, die hier an der Spitze genannt sind, ein neues litterärisches Denkmal zu setzen, kann natürlich nicht der Zweck dieser bescheidenen Schattenrisse sein. Paucker und Wiedemann gebührt vor allen Andern das Verdienst, aus der lockern Verbindung gesellschaftlichen Zusammenseins bei litterärischer Kost einen geschlossenen, zu ernster Arbeit verpflichteten Verein gemacht zu haben. Mit der ersten öffentlichen Versammlung der bestätigten litterärischen Gesellschaft hatte sie ihre Ordensregel verkündet, mit dem Einzug

Digitized by Google

in das „Kloſter“ hatte ſie ihre Arbeiten begonnen, und Priore dieſes neuen, freiſtrebenden, weltzugewandten Konvents waren die beſten Arbeiter in denſelben. Es hat durch die einſt verlaſſenen, jetzt wieder betretenen Kloſterräume etwas von dem Segen geweht, welcher auf der ſtrengen Arbeit der alten Ciſterzienſer ruhte. Und im Schutze dieſes neuen Ordens iſt mancher geſunde Baum gewachſen und manche freundliche Blume erblüht.

Blieb Paucker mit unermüdlichem Fleiße den Forſchungen über baltiſche und ſpeziell eſtländiſche Rechtsgeſchichte und Geſchichte treu, ſo hatte Wiedemann mit wahrlich nicht geringerer Wiſſenſchaftlichkeit ſein Arbeiten auf die verſchiedenſten Gebiete verlegt. Zuerſt als Philolog und Linguiſt: Alt- und Neugriechiſch, Latein und Italieniſch, eſtniſche und eſtländiſch-deutſche Sprache, engliſche Litteratur in Amerika; dann als Botaniker und Naturforſcher: Tier- und Pflanzenleben, Korallen und Korallenbauten; als Muſiker und Muſikkenner: Mozart, Tonmalerei und Muſikgeſchichte; als Schilderer des Lebens und als Nationalökonom: Frühling und Narcotika als Vergnügungsmittel; — fügen wir noch einige Materien ſeiner Einzelvorträge hinzu: finniſche Mythologie, altliviſche Waagen, ſyrjäniſche und tſcheremiſſiſche Grammatik, die europäiſchen Sprachgebiete, die Zigeuner und ihre Sprache, Charakteriſtik des Chineſiſchen, norwegiſche Volksſagen und Elfenmärchen, linguiſtiſche Aphorismen, Überſetzungen aus dem Griechiſchen (eine altgriechiſche Novelle, Aethiopica des Heliodor, Thucydides, Peſt in Athen), aus dem Lateiniſchen (Tacitus' Leben des Agricola), aus dem Italieniſchen: (Franceſca da Rimini von Silvio Pellico), aus dem Norwegiſchen, aus dem Engliſchen (Novelle der Miß Rigby), die Tannhäuſerſage und ihre Bearbeitungen, Phonographie und Phonotypie (1852!) — Dies nur zur Charakteriſirung der ganz außerordentlichen Vielſeitigkeit unſeres Gelehrten. Es ſind dies nicht einmal alle die Vorträge, welche Wiedemann neben ſeiner peinlich gewiſſenhaften Lehrthätigkeit am Gymnaſium in den Jahren 1842—1858 in der litterariſchen Geſellſchaft gehalten hat. Fügen wir noch hinzu, daß er ein eſtniſches Wörterbuch, im Verein mit Weber eine wiſſenſchaftliche Zuſammenſtellung der eſtländiſchen Flora, mehrere Grammatiken ugriſch-finniſcher Sprachen geſchrieben, daß er ein ganz

Digitized by Google

bedeutender Musiker war — er soll 16 Instrumente und darunter mehrere in Konzerten gespielt haben —, daß er im Schachspiel kaum einen ihm gewachsenen Gegner fand, — so haben wir doch noch kein ganz vollständiges Bild dieses so wunderbar begabten Mannes. Wie mag nur eine einzelne Menschenkraft, ein einzelnes Menschenwissen und Menschendenken all dies sammeln, wie nur die Zeit gewinnen, es aufzunehmen und sich ganz zu eigen zu machen? Aus diesem Einen, möchte man sagen, hätten zehn gescheute Männer geschaffen werden können.

So sehr man aber auch die verschwenderische Begabung dieses Einen bewundert, man hat sie nicht verstanden, wenn man die Fülle dieser Leistungen allein aus den Anlagen des Geistes zu erklären sucht. Soviel im eigenen Empfinden und Denken festzuhalten und zu verarbeiten, dazu bedarf es mehr, als des bloßen Verstehens und Wollens. Geist, Gemüt, Wille — sie müssen eben ein Ganzes, eine vollkommene Einheit, Ein Mensch geworden sein, der die Zersplitterung ebensowenig kennt, wie die Selbstverneinung im Nichtsthun und Nichtsdenken und Nichtsempfindenwollen. Nicht Gaben der Wahrnehmung noch Talente der Wiedergabe häufen solchen Reichtum des Wesens auf eine Kreatur: der in Allen vorhandene, in Vielen zerspaltene, in Einigen unterdrückte und verkümmerte natürliche Drang des Lebens, der Drang der eignen Entwicklung zum Sammelpunkt und zum geistigen Spiegel der ganzen äußern und innern Welt, dieser Drang, der als sittliche Kraft das Fühlen, Denken und Thun des Menschen regiert, wird um so stärker, je weiter sich die Thore dem Verständnis öffnen, je mehr der Wahrnehmungen sich zudrängen, je fester der Wille wird, keine derselben unbeobachtet, ohne Einordnung in das stets sich erweiternde Ganze zu lassen. Das Gemeinsame zu finden in den Einzelheiten, das Gesetz für alle in der eignen Auffassungsgabe zu entdecken, das ist die Arbeit solcher Geister, eine stille, unverdrossene, ununterbrochene Arbeit, ein unabänderlicher Wille, eine priesterliche Weihe, ein Gottesdienst der Wahrheit.

Und was gehört zu dieser Sammlung aller Menschenkräfte in erster Reihe? Der innere Friede, das Ruhen der Gegensätze in der Brust, die freie Unterordnung der eigenen Person unter das Gesetz und unter die Bestimmung des Ganzen. Auch der Forscher

Digitized by Google

ist Kämpfer, vielleicht ein um so leidenschaftlicherer Kämpfer für die Wahrheit, je schwerer er selbst sie errungen hat, aber die Festigkeit seiner Wappnung und der Glaube an den Sieg seiner Farben läßt ihm auch im Kampfe die Ruhe seines Strebens, den innern Frieden.

Wiedemanns vielumfassende, staunenswerte Gelehrsamkeit war mit einer wunderbaren heitern Gemütsruhe verbunden. Wer hätte den Mann der „dreißig Sprachen", den Ehrendoktor verschiedener Fakultäten, das Ehrenmitglied verschiedener Akademien, den Inhaber höchster gelehrter und staatlicher Auszeichnungen in dem schlichten Wanderer erkannt, der die Botanisirbüchse zu neuen Studien mitnahm, wenn die Kollegen ihre Ferienerholung suchten, und nicht müde ward, abends mit der Feldblume in der Hand die Kinderherzen zur Beachtung, Bewunderung, Verehrung der Schöpfung zu erwärmen! Wer hätte den großen Gelehrten in dem stillen Vater vermutet, der — nachdem die Kinder zu Bette gegangen — das Handwerkzeug des Buchbinders hervorholte, um ihnen zu Weihnacht ein baugerechtes Puppenhaus zusammenzupappen! Wer hätte den hochgeklärten Denker in ihm geahnt, wenn er nachsichtsvoll und gütig den Grünkram entgegennahm, mit dem ein unreifer Knabe als das erste Resultat seines Werdens ihn belehren wollte! Freilich — seine wirklichen Schüler wagten das nicht — aus Ehrfurcht vor dem Lehrer, mehr noch aus Respekt vor der Wissenschaft, deren Würde zu ahnen er sie gelehrt hatte. Er war ein Mann des innern Friedens und der wahren Herzensdemut — ein Mann, der jeden Kreis erhob, in den er trat.

Auch Wiedemann wohnte im Kloster; eine merkwürdige Stille herrschte in dem kleinen Hause mit dem ringsum eingeschlossenen Garten: die Frau, die neben dem schweigsamen und, wenn er redete, nur gedämpft sprechenden Manne waltete, war allezeit freundlich, sanft, leise, — das ganze Haus ein Haus des gesegneten Friedens.

In dieselben Räume zog später ein Mann stürmischer Kraft und großer Streitbarkeit, ein Eiferer für seine Ideale, gewillt das geistige, sittliche, religiöse Leben seines Wirkungskreises wachzurütteln. Doch sei seiner erst später gedacht.

Zu den thätigsten Gliedern der litterärischen Gesellschaft gehörte

Digitized by Google

Eduard Pabst. Er war „Klosterbruder", d. h. Inhaber einer Wohnung in einem alten Nebenbau des Klosters, aber nicht Lehrer am Gymnasium, sondern an der Domschule. Das Studium der Heimatsgeschichte hatte am Anfang der 30er Jahre unseres Jahrhunderts durch die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der russ. Ostseeprov. zu Riga", wie bald darauf durch die „Gelehrt. estnische Gesellschaft zu Dorpat" lebhafte Anregung erhalten. Die estländische litterärische Gesellschaft nahm lebhaft und thatkräftig an dieser Arbeit wie durch Forschungen, so durch Herausgabe von Urkunden, Chroniken und anderen Quellen im Original und in Übersetzungen Teil. Das säkularisirte Kloster wurde die Wiege einer neuen heimatlichen Geschichtsforschung; die historisch am besten erhaltene mittelalterliche Stadt der Provinzen besann sich gleichsam auf ihre Vergangenheit und hat seither nicht aufgehört, das Wissen von dieser zu erweitern. Es war die Zeit, da Georg von Bunge, der gelehrte Rechtslehrer, Begründer des livländischen Urkundenbuchs, und Mitherausgeber der Brieflade Bürgermeister in Reval und Georg von Brevern Sekretär der estländischen Ritterschaft war. Pabst, der Übersetzer und Herausgeber der Chroniken Baltasar Rüssows und Heinrichs des Letten, war auch ein unermüdlicher Sammler kleinerer Notizen und zerstreuter Blätter. Er hat nicht bloß wissenschaftliches Material zusammengetragen, sondern in Ernst und Scherz viel dazu beigetragen, die Lokalgeschichte zu popularisiren. Meyer, der sich durch eine Übertragung der Reimchronik an den geschichtlichen und durch eine Übersetzung der Baltischen Briefe der M. Rigby an zeitgenössischen Arbeiten beteiligte, bildete den persönlichen Mittelpunkt jener ausländischen Kolonie, die in dem Kloster hauste und in ihrem Familienleben die Feste ihres heimatlichen Kalenders mit übersprudelnder Fröhlichkeit beging. Ein allezeit brauchbarer, in zeichnerischen und technischen Fertigkeiten wohlbewanderter Mann war Eduard Meyers Schwager Carl Lohmeier, der als Apotheker in Reval vergeblich sein materielles Fortkommen suchte und auch bei dem Anbau der Senfpflanze und ihrer Herstellung zu Mostricht kein Glück fand. Hat er dieses Experiment auf Klein- oder Großkarlos geübt, oder giebt es bei Reval eine Insel Karlsholm — der Karlsholmer Mostricht hat von dort aus die Welt nicht erobert.

Digitized by Google

Wie Meyer hatte auch Rußwurm — gleich jenem ein eifriger litterärischer Klosterbruder — einen Schwager aus Ratzeburg mit herübergenommen. Johannes van der Smissen war der allgemeine Onkel der ganzen Klosterkolonie, der unermüdliche Geschichtenerzähler, der allezeit fröhliche Gesellschafter, der anspruchsloseste Mensch der Welt. Er wußte hübsch zu reimen und vergnügte sich und andre durch harmlose Spiele dieser Art. So hat er meiner Mutter einmal ein Kochrezept in tadellose Verse gebracht. Auch verstand er sich trefflich auf Rezepte zu Weihnachtsgebäcken. Uns Kindern schien Onkel Johannes in den langen Propheteulocken ein alter, alter Mann zu sein. Erst als ein noch älterer, kleiner Herr in steifer, weißer Halsbinde in Reval erschien, um seinen Sohn Johannes daselbst zu besuchen, — erfuhren wir zu unserem Erstaunen, Onkel Johannes sei ja noch ein junger Mann. Er war Baptist und hat später als Baptistenmissionär noch lange in Deutschland gewirkt.

Wer hier in akademischer Lust des Korrigirens meine frühere Erklärung des Wortes schola widerlegen wollte, dürfte sich füglich auch darauf berufen, daß unser altes Kloster in den 40er und 50er Jahren wohl in doppeltem Sinn eine Schule, doch keine Rast- noch Erholungsstätte gewesen sei. Und doch: Gymnasium und litterärische Gesellschaft, deren wissenschaftlichen, örtlichen und persönlichen Zusammenhang zu jener Zeit ich zu schildern suchte, waren zwei Schulen im besten Sinn: die trefflichen, ja bedeutenden Lehrer, die am Gymnasium wirkten, legten den Überschuß ihrer Studien in den Vorträgen und Veröffentlichungen der litterärischen Gesellschaft nieder, und es sind deren so viele und zugleich so viele von bleibendem wissenschaftlichem Werte — die der Sektion für Natur- und Heilkunde, die unter des Dr. Eduard Meyer (zum Unterschied vom Oberlehrer desselben Namens Staatsrat Meyer genannt) und des Dr. Julius Dehio Leitung stattfanden, sind hier gar nicht erwähnt — daß wir Späteren wohl die Zeit als eine Blüteperiode geistiger Arbeit und Belehrung ehren müssen. Und dieses Geistesleben ist es, was — ohne Wortklauberei — das Cisterzienserkloster noch einmal und in höherem Maße als früher zu einer σχολή in meinem Sinn, zu einer Erholungsstätte für die besten Männer der Stadt

Digitized by Google

machte. Denn war die Pflicht des Amts oft ermüdend, wollten die mit ernsten Problemen beschäftigten Lehrer, die mit peinlichen juristischen und administrativen Streitigkeiten überhäuften Juristen, die am Krankenbett ermüdeten Ärzte ihrer vollen Kraft wieder sich freuen, so flüchteten sie aus den engen Gassen des täglichen Berufs in die stille Klause der gelehrten Arbeit und zu der verständnisvollen Teilnahme ihrer Genossen im litterärischen Orden. Dies war die echte, schönste Erholung, σχολή in geistigem Sinn. Und so hatten wir denn hier neben einander und mit einander eng verbunden ein gymnasium und eine schola.

Aber nicht bloß in der freien geistigen Arbeit und im Austausch der Ideen bot die litterärische Gesellschaft Erholung und Erquickung. Auch Feste wußte sie zu feiern, öffentliche Versammlungen zu veranstalten und die gesammte Bürgerschaft Revals zu den Gedenktagen unserer größten Geister heranzurufen. So ging der Gedanke, Goethes und Schillers Centennarfeiern, den Geburtstag Humboldts und Uhlands Totenfeier zu begehen, aus dem Kloster hervor. Diese hohen Gedenktage wurden unter lebhafter Teilnahme des Publikums mit Reden, Musik und Deklamationen festlich begangen.

Daß bei solcher Thätigkeit die Ehre der Präsidentschaft und des geschäftsleitenden Vizepräsidenten nur angesehenen und geistig bedeutenden Männern übergeben wurde, ist selbstverständlich. Und schied von diesen Einer nach erfolgreicher Thätigkeit, so war das Bedauern groß, wie groß aber das Vermissen und Beklagen, als in kurzer Zeit drei hervorragende Mitglieder aus der Gesellschaft schieden. Eduard Meyer war schon 1851 gezwungen worden, in seine Heimat zurückzukehren: er hat die Trennung von seinen Schülern und Kollegen und von seiner Wirksamkeit bis an sein Ende (1856) nicht verwinden können. 1856 starb der unermüdliche, treffliche Julius Paucker, 1857 wurde Wiedemann als Akademiker nach Petersburg berufen, 1859 zog auch der zum Senateur ernannte Grünewaldt dorthin. 1861 legte der liebenswerte und feingebildete Dr. Eduard Meyer, der Staatsrat, das Amt des Vizepräsidenten nieder, und Hoheisel, der Wiedemanns Wohnung im Kloster bezogen hatte, nahm jetzt auch auf seinem Stuhl als Vize-

Digitized by Google

präsident der litterärischen Gesellschaft Platz. In seine Regentenzeit fallen die größten innern und äußern Veränderungen des Vereins.

Hoheisel, dessen Namen übermütige Kousinen in früher Jugend in den Vetter der „hohen Seele“ parodirt hatten, war von hoher poetischer Begabung und feurigen Gemüts. Er war als Pädagog durchdrungen von Berufstreue und Berufsliebe, aber er wurde früh kehlleidend, mußte zeitweilig den Unterricht aussetzen, nur mit halber Stimme und Schmerzen wirken, und hatte stets mit ernsten Sorgen zu ringen. Wer sein Schüler gewesen, als er noch jugendfrisch in Birkenruh deutsche Litteratur dozirte und selbst begeistert die Schüler zur Begeisterung hinriß, wer den persönlichen Dank ganz empfand, den wir den Tempeldienern schulden, die uns zum Heiligtum weisen und dessen Thore uns öffnen, der mußte Hoheisels Bestallung in der litterärischen Gesellschaft mit hoher Freude begrüßen. Sie war eine gelehrte Gesellschaft, sie wollte es sein und sie soll es bleiben. Aber ein dichterischer Schwung, wie er Hoheisel eigen gewesen, konnte der Wissenschaft keinen Abbruch thun: er war eine wahre und natürliche Hebung des Gemüts, eine Steigerung der seelischen Kraft. In dem Schwunge dieses poetischen Dranges hatte Hoheisel die Schillerfeier mit einem Gedicht eröffnet und in voller Selbstlosigkeit durch die Mehrung des Stipendienfonds dieser Feier dauernde, nutzbringende Nachwirkung gegeben. In gleicher Wärme war er bereit, der Uhlandfeier, deren Ertrag dem Uhlanddenkmal in Tübingen zu Gute kommen sollte, seine poetische Kraft zu verleihen. Aus Gründen, die er nicht zu beseitigen vermochte, wurde ihm der Festvortrag versagt: er mußte sich auf Deklamationen beschränken. Der schwächliche Körper erschwerte ihm den Dienst, sein frischer Mut begann zu sinken, der Jugend, die ihn verehrte, die Freudigkeit der Gesundheit nicht mehr bieten zu können; die litterärische Gesellschaft, glaubte er, durfte seine Kraft nicht mehr in bisherigem Maße in Anspruch nehmen. Und zu alledem sollte sich unter seiner Vizepräsidentschaft die äußere örtliche Scheidung der litterärischen Gesellschaft vom Kloster vollziehen. Wenige Tage vor dem Umzug legte Hoheisel als letzter Leiter im Kloster sein Amt nieder.

So bescheiden die räumlichen Ansprüche der Gesellschaft ge-

Digitized by Google

blieben, mußte doch einmal ein absoluter Zwang zum Lokalwechsel eintreten; das „Ding an sich", der Besitz, übte seine Tyrannei: die Bibliothek und das Museum. Von 6000 Werken in 10.000 Bänden war die erstere auf 16.000 Werke in 27.000 Bänden gewachsen, — das Museum von 3 auf 4 Schränke, in denen systematische Ordnung unmöglich war. Und zugleich verlangte doch auch die Gesellschaft nach Luft und Licht, nach größeren Versammlungsräumen, nach einem ausgiebigeren Lesetisch.

Zum zweiten Mal mußte das Kloster den höheren Ansprüchen der neuen Zeit weichen, zum zweiten Mal eine Gesellschaft scheiden sehn, die dort die gesuchte Stille gefunden, nun aber größeren Aufgaben entgegengehen wollte.

Digitized by Google

Unſer Muſeum.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Stillleben in den Schränken. — Zunahme der Bibliothek. — Entdeckung des japanischen Anschauungsunterrichts. — Japan in Mode. — Wer hat Geschmack? — Gönner und Gönnerinnen des Museums. — Das Museum in Mode. — Umzug und Darbringungen.

Als die estländische litterärische Gesellschaft im Jahr 1856 den wissenschaftlichen Lehrer am Gymnasium Paul Jordan zum Konservator ihres „Museums" machte, ahnte sie nicht, welche Arbeit und welcher Erfolg dem Manne in diesem Amt blühen werde. Statutenmäßig hatte die Gesellschaft schon bei ihrer Gründung 1842 die Sammlung und Aufbewahrung einheimischer Kunst- und Naturerzeugnisse, Altertümer, Münzen und Urkunden begonnen; auch hierzu hatte Paucker als erster „Konservator" den Grund gelegt und manches wertvolle Material für die estländische Geschichte gerettet. Estländer, die auf der russischen Flotte dienten und Weltumsegelungen geführt oder mitgemacht, brachten ethnologisch interessante Stücke mit und übergaben sie dem einzigen hierfür geeigneten öffentlichen Institut ihrer Heimat, alte und neuere Münzen und Altertümer fanden sich und wurden als Geschenk dargebracht — aber all diese schätzenswerten Gaben füllten im Jahre 1856 nur drei Schränke. Der Konservator konnte sich trotz des Wertes einiger Objekte nicht dessen rühmen, ein besichtigenswertes Museum zu verwalten, und noch weniger, ein schau- und lernbegieriges Publikum zu haben. Die der Gesellschaft anvertrauten Schätze waren im „Kloster" so gut wie vergraben.

Jedes Amt muß in seiner Ausübung selbst befriedigen. Hier

Digitized by Google

gab es gar wenig auszuüben. Eine Sammlung ohne regelmäßiges Wachstum, ohne Anziehungskraft für Sammlungsgegenstände und ohne Anziehungskraft für Schau- und Lernbegierige steht da, wie ein geschlossener Sarg: um das ihm anvertraute Gut freudig zu hüten, muß der Hüter selbst an der Teilnahme Anderer erkennen, daß er nicht unnütz sich der freudlosen Verantwortlichkeit und dem langweiligen Amte unterzieht. Langeweile im Dienst schafft schlechten Dienst, Langeweile, wo geistiges Interesse nötig ist, erstickt den Zweck des Dienstes. Aus dem Zustande des Museums und aus der Teilnahmlosigkeit des Publikums unmittelbar vor Jordans Ernennung mag man ersehen, welche Forderung der Hingabe, der Geduld und des Eifers an den neuen Konservator gestellt wurde.

Die Wahl war eine äußerst glückliche, wie es sich in ganzer Evidenz erst einige Zeit später herausstellte. In den ersten sieben magern Jahren war Jordans Thätigkeit meist eine zuwartende. Hin und wieder kam ein Geschenk von Bedeutung, hin und wieder ein Gast von Verständnis. Im Übrigen lagen die Gegenstände in ihren drei Schränken ungesehn und unberührt, wenn sie nicht abgestäubt werden mußten. Aber Jordan wurde nicht gleichgültig, weder für die übernommene Pflicht, noch für den ihm anvertrauten Schatz. Im Gegenteil, es schien, als wachse ihm dieses Schmerzenskind erst recht ans Herz, je mehr es im wünschenswerten Wachstum seiner Glieder und seiner Freunde zurückblieb.

Das Museum hätte — trotz dieser liebevollen Verwaltung seines Konservators die Wände seiner Schränke nicht auseinandergedrückt: es war der wachsenden Bibliothek beschieden, nicht ohne praktische Wirkung mit der Sprengung ihrer Repositorien zu drohen. Sie war die Macht, welche ein so energischer Bibliothekar, wie Pabst, gegen die vorsichtigen wie gegen die gleichgültigen Glieder der litterärischen Gesellschaft ins Feld führen konnte. Eine Bibliothek, die nicht benutzt wird, ist schlimmer als ein Museum, das nicht besucht wird. Bücher verlieren mit den Jahren ihren allgemeinen Wert, Gegenstände des Museums pflegen um so wertvoller zu werden, je länger sie aufbewahrt werden. Pabst hatte — wie alle rechten Bibliothekare, eine größere Freude daran, in Büchern zu suchen, als Bücher zu suchen, aus Büchern mitzuteilen,

Digitized by Google

als Bücher auszuteilen. Es war ihm ein wahres Vergnügen, wenn Jemand einen speziellen Nachweis aus irgend einem Buche wünschte. Dann suchte er umher, blätterte hier und blätterte dort, auf den Knieen und auf der Leiter, bis er den erbetenen Aufschluß mit Angabe des Autors, des Titels, der Pagina und Bibliotheknummer geben konnte. Zur Übung solchen Dienstes aber bedurfte er selbst Raum, wie ihn schon lange seine Bücher brauchten. Die fleißigsten Glieder der Gesellschaft, die selbstverständlich Pabsts Hülfe und Pabsts Bücher am meisten in Anspruch nahmen, waren auch die maßgebenden in den Verwaltungssitzungen. Daß um der Bibliothek willen ein Umzug in größere Räume notwendig sei — eine Erweiterung der alten war unmöglich — wurde immer klarer, besonders als Alexander Berting, damals Oberlehrer am Gymnasium, an der Arbeit für einen Katalog die ungeahnte Reichhaltigkeit der Bibliothek darlegen konnte. So bedurfte es denn nur einer etwas kräftigen Agitation und eines mutigen Sinnes, um die Gemütlichkeit der alten Räume der Zweckdienlichkeit neuer größerer Räume zu opfern. Daß mit dem Umzug aus dem Kloster auch eine innere Veränderung der litterärischen Gesellschaft, eine Verschiebung im Hauptgewicht ihrer Thätigkeiten erfolgen werde, das war den Einen Gegenstand ernster Besorgnis, den Anderen Gegenstand kühner Hoffnungen, den Meisten aber eine Frage der materiellen Zukunft der Gesellschaft. Denn Kapitalien hatte sie nicht gesammelt, und eine wesentliche Zunahme der Mitgliedsbeiträge war auch im schönsten und bequemsten Quartier nicht zu erwarten. Es war ein „Sprung ins Ungewisse", welcher der Gesellschaft mit dem Umzuge zugemutet wurde.

Mut und Thatkraft zu der Veränderung weckte ein scheinbar unbedeutender Gegenstand in einem der Museumsschränke. General Friederici, der 1803 die Weltreise Krusenstierns mitgemacht, hatte fünfzig Jahr später dem Museum eine Reihe von Gegenständen übergeben, die er in Japan gesammelt. Unter diesen befand sich ein japanisches Bilderbuch, weibliche Beschäftigungen darstellend. Es war die Zeit, wo zum zweiten Male in Deutschland — unter Basedows Einfluß war es zum ersten Mal gewesen — im Anschauungsunterricht alles Heil der Elementarpädagogik erblickt wurde.

Digitized by Google

Und siehe da: hier lag der Beweis vor, daß die Japaner schon vor vielen Jahren diese Methode in ihrer Erziehung angewandt hatten. Denn ein Handbuch im Anschauungsunterricht, ein Bilderbuch für diese Lehrmethode war das Konvolut aus Reißpapier und offenbar auf weiblichen Unterricht berechnet, das sich unter den Geschenken Friedericis in einem der Schränke fand. Dieses unscheinbare Heft erschien uns damals durchaus neu, in hohem Grade überraschend, — noch galt Japan ja für ein Land der starrsten Veraltung, für ein Kleinchina, in welchem ein Pabst und ein Kaiser von einer Handvoll räuberischer Daimios beherrscht wurden. Noch bestand der Glaube, den Swifts Gulliver verbreitet und den der französische Zeichner Grandville so drastisch ausgedrückt hatte, indem er den Fuß eines Europäers in Japan ein Kruzifix zertreten läßt, d. h. der Glaube, daß wer Japan betrete, das Christentum und mit ihm die Kultur verleugnen müsse. Und nun ließen uns diese — wenn auch perspektivisch inkorrekten, aber lebendigen und flotten Zeichnungen in Intimitäten einer Kultur blicken, wie Chodowiecki selbst sie seiner Zeit nicht darzustellen verstanden hatte. Ohne Zweifel entsprach diese Anschauungslehre in ihrem Realismus und ihrer naiven Betonung der Hauptsache mehr ihrem Zwecke, als die akademischen Kupfer, die der berühmteste Zeichner seiner Zeit für den berühmtesten Pädagogen Deutschlands seiner Zeit, den mächtigen Basedow, als Illustrationen eines neuen Evangeliums der Erziehung angefertigt hatte.

Die Kunst der Japaner ist später zu großem, ja zu allzu großem Ruhme gelangt. Man hat den außerordentlichen Scharfblick des Volkes bewundert, das mit der Geschwindigkeit der Augenblicksphotographie flüchtige Bewegungen erfaßte und künstlerisch wiedergab, was ein europäisches Auge kaum zu sehen vermochte. Die Japaner haben uns zuerst mit ihren fliegenden Vögeln verblüfft, bis wir selbst den Vogelflug *sehen* lernten, wie Anschütz mit seinen Photographieen uns Bewegungen des Pferdes lehrte, die kein Horace Vernet, kein Landseer, Klot, Schreyer oder Nikutowski bisher uns gezeigt hatten. Ebenso sahen wir mit Erstaunen die feinen Ranken, die scharfgezeichneten Blätter, die wie im Spiele hingeworfene dekorative Komposition auf Fächern, Tassen, Stoffen

Digitized by Google

Japans — und wir waren von dieser naiven Frische und kecken Sicherheit so geblendet, daß wir anfingen, in ihr die rechte Kunst zu sehen. Auf halbem Wege hatten wir uns schon vorher befunden, die Decoration mit der Kunst zu verwechseln: Makart hatte uns schon gelehrt, daß man mit den Mitteln der letzteren der ersteren eine packendere Wirkung geben könnte und seine Farbenpracht, wie seine Formenfülle dieser in den Dienst gestellt. Wer hätte Makart in dem sprudelnden Reichtum seines Schaffens einen Decorateur, wer seine Abundantia eine Decoration nennen dürfen! Und doch bereitete er mit seinen gewaltigen Proportionen und glänzenden Mitteln nur dem Geschmack den Weg, der nun in Japan das Vorbild aller Kunst fand. Wir wurden allesamt decorativ, japanisch decorativ: die Tapeten unserer Wände, der Überzug unserer Möbel, die Formen unserer Blumenvasen, die Muster unserer Damaste, Gros-grain, Brokate, ja unserer bescheidensten Kattune — alles wurde Japan und wieder Japan. Kaum vermochte Persien noch in unsern Fußteppichen seine alte, vornehme Herrschaft zu behaupten. Man nannte das den Geschmack veredeln, das Kunstwerk zur Kunst erheben. Aber wo bleibt denn nun die wirkliche, große, heilige, innige Kunst selbst? Wo bleibt diesen orientalischen Einflüssen gegenüber, das, was die Kunst schafft und durch die Kunst erst veredelt und erhöht wird? wo bleibt die Selbständigkeit des Empfindens, wo die Selbständigkeit des Schaffens, wo die Anerkennung des wahren, persönlichen Dranges nach Wahrheit und Schönheit und Ernst des tiefsten Empfindens? Was das Kunstgewerbe gewonnen hat, das hat die Kunst verloren, der Künstler, der nicht mehr aus der Seele für die Seelen schafft, ist Handwerker, sein Werk ein Werk der Hand für die wechselnde Mode geworden und das thörichte Wort glänzend widerlegt: ein Jeder habe seinen eignen Geschmack.

Welch' ein gedankenloses Nachsprechen fremder Gedankenlosigkeit! Nicht Jeder, nein Wenige, sehr, sehr Wenige haben einen eigenen Geschmack. „Das ist Geschmackssache", sagt der Mensch, wenn ein Anderer durchaus von ihm wissen will, warum jener das eine Ding schön, das andre häßlich findet, und er selbst den Grund nicht weiß. „Das ist Geschmackssache", räumt er auch dann noch

Digitized by Google

ein, wenn er bemerkt, daß die Autorität, auf die er seinen Geschmack gegründet hat, vor einer andern Autorität, die entgegengesetzter Meinung ist, sich nicht wohl halten kann. „Das ist Geschmackssache", sagt er verächtlich, wenn ihm etwas Neues ohne Autorität entgegengetragen wird, ohne jedoch sich dabei zu binden, bei Unterstützung durch eine ihn beherrschende Autorität, dasselbe Neue auch zu seinem Geschmack zu machen. Geschmack aber ist nicht der Wechsel der Unselbständigkeit und Abhängigkeit, sondern Charakter, fester, in der Sittlichkeit des Empfindens begründeter Charakter. „Es hat ein Jeder seinen eigenen Charakter" ist leider ebenso falsch, wie: „es hat ein Jeder seinen Geschmack".

Als die chinoiseries von den Nipptischen und den Bettgardinen der Großmütter verschwunden waren, spotteten die Enkel über jene und stellten sogleich japanische Teller und Nippes aus: fragt sie nur, worin sich chinesische und japanische Kunst unterscheidet.

Einiges darüber kann auch das japanische Bilderbuch im Museum lehren. Aber noch mehr: der rasche Aufschwung des östlichsten Inselreiches sei uns rätselhaft, das Bilderbuch zeigt uns spezielle Erziehung und Thätigkeit der Frauen in Japan, und wir erkennen in diesem hundertjährigen Zeugnis für Kultur und Erziehung der weiblichen Bevölkerung deutliche Anfänge jener großen befreienden Geistesbewegung Japans.

Von diesem Heft ging eine neue Beachtung des Inhalts jener 3 Schränke in der litterärischen Gesellschaft aus, und es fand sich Vieles, das uns näher lag, als Japans Webstühle und Küchenherde. Die kleine Sammlung war so mannigfaltig, von so verschiedenen Gebieten zusammengeschossen, von jedem wenige und doch so wertvolle Proben zeigend, daß sie — eben nur ein Museum werden, d. h. sich auf allen Gebieten erweitern mußte, um den rechten Wert des Einzelnen zu erhalten. Denn das ist ja der Unterschied der Kuriositäten von den Sammlungen der Museen, daß jene in ihrer Einzelheit ihren Wert für Besitzer und Beschauer haben, diese in ihrer Vielheit ein Gesammtbild bieten sollen. Aus den Kuriositäten im Kloster sollte aber ein Museum werden, weil die litterärische Gesellschaft nach dem Ernst ihres Strebens

Digitized by Google

kein „mon faible“ sich erlauben durfte, sondern nur ein heimatliches Provinzialmuseum.

Daß ein vierter Schrank zu besserer Unterbringung der heimischen Altertümer, der wertvollen Pergamente und Urkunden, der Münzen u. s. w. aufgestellt werde, verbot der enge Raum im Kloster. Mehr aber als diese Beschränkung erregte einige Mitglieder der Gesellschaft das totale Unbekanntsein dieses Besitzes im großen Publikum. Es fanden sich Männer, die in Rede und Schrift auf das Vorhandene aufmerksam machten, dessen günstigere Aufbewahrung und allgemeine Zugänglichkeit forderten und hierbei von einigen der angesehensten Herren Estlands lebhaft unterstützt wurden. Namentlich sei hier Baron Robert Toll-Kuckers, der begeisterte Freund der Heimatsgeschichte und selbstlose Förderer aller Bemühungen um dieselbe, genannt. Ein außerordentlich glücklicher Umstand war, daß die „Revalsche Zeitung“, in den Flügeljahren ihrer Existenz von vornherein sich und ihren gesammten Einfluß an die Idee eines Provinzialmuseums band. Die litterärische Gesellschaft war in ihren hervorragendsten Vertretern bald für die Entwicklung ihrer Sammlung zu einem Provinzialmuseum in größerem Umfange gewonnen und in Rücksicht auf ihre Bibliothek bald gezwungen, solchen Plänen ihren Aufenthalt im Kloster zu opfern. Es fehlte damals ebensowenig an Vorsichtigen, wie an Spöttern; man liebte es in Reval eigentlich nicht, sich im vulgären Verkehr rhetorisch auszudrücken, sonst wären wohl die Bemühungen um die Verwandlung der Kuriositäten in wissenschaftlich wertvolle Objekte dem unglücklichen Fluge des Ikarus verglichen worden.

Ein entscheidendes Wort sprachen damals — wie in anderen Dingen so oft — die Frauen Revals. Als wirksamstes Mittel der Agitation war von den Freunden des Museums die Unterstützung seitens der Frauen erkannt worden. Und die Damen Revals und des Domes — das waren dazumal noch zwei getrennte Welten — haben beide diese Erwartung nicht getäuscht. Ikarus Flügel schmolzen nicht, so nahe kam der Flug der Sonne nicht. Als die Frauen, zu einer öffentlichen Versammlung eingeladen, zahlreich erschienen waren und zur Beteiligung an einem Verein aufgefordert wurden, ohne daß — wie sonst üblich — Forderungen an ihre

Digitized by Google

Wohlthätigkeit gestellt wurden, bewiesen sie ihre Teilnahme zuerst durch die Geduld, mit welcher sie fünf Reden des einen ersten Versammlungsabends anhörten, dann durch den Beifall, den sie der Unternehmung gewährten. „Ich habe nicht geglaubt", sagte ein stiller Gegner der Museumsidee, „daß diese Leute die Sache so praktisch anfassen würden." Ikarus sein und zugleich praktisch, das ist kein Gegensatz.

Kurz das Unternehmen gelang. Des Näheren darüber berichtet der treue, vieljährige Pfleger des Museums, Paul Jordan, in seiner Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der estländischen litterärischen Gesellschaft.

Mit der Annahme des Antrages auf Zulassung und Unterstützung eines „Museumsvereines" hatte die litterärische Gesellschaft zugleich eine Lokalveränderung, also eine Trennung vom Kloster beschlossen. Man verläßt nicht gern Räume, in denen man Gutes genossen, zumal dann nicht, wenn sie bescheiden und gering waren. Bei solchem Anlaß kommt die einfache und gesunde Menschennatur zu ihrem Rechte: sie ehrt in ihren ernstesten Bestrebungen die Beschränkung. Für schlichte Geistesarbeit sind Paläste nicht der Ort. Die niedern Stuben im Kloster waren 20 Jahre lang eine rechte Erholungs- und Friedensstätte für Männer schweren Berufes gewesen; es wurde nicht leicht, in hellgetünchte Säle überzusiedeln. Das Halbdunkel am Tage, die dünne Beleuchtung am Abend hatten etwas anheimelnd Poetisches und Ernstes; die sich dort trafen, waren einander treu gesinnte Berufsgenossen, Freunde, zielverwandte Männer, der Ton des Verkehrs ein vertrauter, wie jene etwas schimmelig, etwas knasterhaft riechende Luft, die einmal zu den Gesellschaftsabenden gehörte, wie der überzogene Thee und die gute alte Frau, welche das Lokal hütete. Und wohin die Bibliothek, die kleine Sammlung, das Vereinszimmer versetzen? An passenden Räumen war in Reval kein Überfluß, ein eigenes Heim sich bauen, war absolut ausgeschlossen, jeder erhöhte Mietzins schwer zu erschwingen. Jetzt hinein in die Nüchternheit heller Zimmer, denen das hinübergeschaffte alte Mobiliar die Leere nicht nehmen konnte; die von feuchtem Kalkgeruch geschwängerte Luft, die überhoch hängende Petroleumlampe, deren Schmauchen immer nur von dem neu-

Digitized by Google

angeworbenen Diener auf herbeigeschleppter Zimmerleiter zu beseitigen war, und endlich dieser außerordentlich gewandte und eifrige Diener selbst, der zwar ganz der Gesellschaft gehörte, aber nebenbei für Andere Botengänge machte, Geld einkassirte und in dem Zimmer am Eingang, das er mit seiner Familie bewohnte, fast immer Keuchhustenpatienten hatte. Kein Wunder, daß es in der ersten Zeit nach der Umsiedelung bei den alten Vereinsgliedern manche Unzufriedenheit gab, daß das Leben der eigentlichen litterärischen Gesellschaft zeitweilig unter dem Lokalwechsel litt. Das Museum erhielt vor der Hand die Führung.

Es ist schon gesagt, daß es die Beteiligung der estländischen Frauenwelt war, was den raschen Aufschwung des Provinzialmuseums bewirkte. So hieß die Sammlung fortan, die im Besitz und in der Verwaltung der litterärischen Gesellschaft (mit Hinzuziehung zweier Delegirten des neugebildeten Museumsvereins) verblieb. Die Heranziehung und Beteiligung der Frauen allein war es aber keineswegs. Dem neuen Unternehmen lag vielmehr ein in diesem Maße in Reval noch nicht angewandtes Prinzip zu Grunde: es wurde das ganze Publikum in Stadt und Land, ohne Geschlechts- und Standesunterschied, ohne Vermögens- noch Bildungskataster dafür zu interessiren gesucht. Und man war mit Bewußtsein bemüht, diesem Interesse größere Kraft und Dauer dadurch zu geben, daß man nicht sowohl viel zu bieten versprach, sondern viel Mitarbeit sich erbat. Die Geschichte des „Estländischen Provinzialmuseums" ist ein neuer Beweis, daß öffentliche Unternehmen gedeihen, wenn Mitthätigkeit gefordert, nicht wenn nur Mitgenuß in Aussicht gestellt wird. Es wurde jedes zutretende Mitglied ein aktives. Aktivität bei der Gründung wurde zwar nicht zur Bedingung gemacht, nicht einmal direkt gefordert. Aber die beste Mitthätigkeit, die Lust am Geben, bemächtigte sich der Menschen: zu den ansteckenden Regungen im Menschengemüt gehört nicht bloß die Furcht oder die gute Laune, der Hochmut oder die Prahlsucht, sondern auch die Lust am Geben. Auf eine solche kleine Epidemie des Gebens hatte auch die neue Form des Museums gerechnet. Daß der Geber aber dem Beschenkten auch ferner wohlwill, wenn dieser nicht direkten Undank übt, ist im Einzelnen, wie im Großen

Digitized by Google

eine bekannte Erfahrung. Gieb einem Manne Gelegenheit, dir freiwillig wohlzuthun, und er wird dir gewogen sein; bettle ihn an, und sein Wohlwollen wird Mißachtung; danke ihm mit Wärme, und er giebt dir wieder; danke ihm mit Hochmut, und er wendet sich für immer von dir ab. Diese kleinen Lehren stehen wohl deshalb nicht in Engels „Philosoph für die Welt“ noch in Knigges „Umgang mit Menschen“, weil sie kaum mehr ausgesprochen zu werden brauchen.

Die Leute, welche sich über die praktischen Wege wunderten, welche die erste Museumsleitung einschlug, schätzten gewiß Menschenklugheit und Menschenkenntnis sehr hoch, aber am höchsten, wenn sie ihnen selbst nützen sollte. Bei dem Wachstum des Museums machte der Eine und der Andere die Bemerkung, daß es auch praktischen Sinn geben kann, der selbstlose, gemeinnützige Werke schafft und fördert. Solchen Sinn bewies damals die Museumsleitung und namentlich der bescheidene, selbstlose, jeder Eitelkeit unzugängliche und zugleich klare, praktische, unermüdliche Paul Jordan.

Es war angezeigt, daß zu gewissen Stunden Darbringungen für das Museum in Empfang genommen würden. Geld war darunter nicht verstanden: die vier Salonaktien, die zu besitzen sich eines Abends vier Männer erinnerten, wurden nicht um ihres materiellen Wertes, nicht als Tauschobjekte hergegeben, sondern als Curiosa, wie die verhältnismäßig große Zahl vollkommen entwerteter Assignaten. Unter Darbringungen waren Gegenstände aller Art gemeint: über ihre Qualität zur Aufbewahrung hatte allein die Museumsverwaltung zu entscheiden, und diese sprach immer und in jedem Fall für Aufbewahrung, was dem Darbringer — neben der öffentlichen und namentlichen Aufführung seines Geschenks — für den besten Dank galt.

Fern sei es, den guten Leuten mit Hohn zu lohnen, die den Wert ihrer Gaben überschätzten und — oft nicht ohne Selbstbekämpfung — Gegenstände darbrachten, die ihnen persönlich von besonderem Erinnerungswerte waren und die sie nun auch als interessant für die Öffentlichkeit hoch einschätzten. Und was ist in einer so vielseitigen und so jungen Sammlung wie damals das Museum war, ohne Interesse und ohne Wert? Erst die Spezialisirung auf

Digitized by Google

gewisse Gebiete konnte einen Maßstab für „erwünscht“ und „nicht erwünscht“ geben. Hier einige Beispiele.

Ein alter würdiger Herr erschien einst mit einem Gegenstand, der in verschiedene Papiere eingeschlagen war: alte, ganz alte Zeitungsfetzen, zuletzt vergilbtes Seidenpapier. Es puppte sich endlich ein Stückchen Blei heraus. „Das ist die Kugel“, sagte der Überbringer, „die meinem Bruder, dem spätern General bei Kulm ins Bein geschossen und später aus dem Bein geschnitten wurde, ein wertvolles Familienstück, aber mein Bruder hatte keine Kinder, als er starb — er hat sie immer bei sich geführt“ u. s. w. — Mit Dank entgegengenommen wurde die Kugel, und der freundliche Geber fügte ihr gern zu richtiger Angabe seines eigenen und seines Bruders Namen eine vervollständigte Visitenkarte hinzu. Hätte damals das Provinzialmuseum etwa die Spezialität gehabt: Schußwaffen und Projektile vom Bolzen bis zur Lorenzpatrone, so wäre die platte Kugel mit Angabe der Truppe und des Jahres ihrer Verwendung vielleicht ein wertvolles Stück gewesen; hätte man Erinnerungen an tapfere Soldaten und an die Beteiligung von Estländern an den Befreiungskriegen besonders beabsichtigt, so wäre hier ein zur Nacheiferung reizender Beweis für die Tapferkeit des betr. Offiziers gegeben; hätte man Beweisstücke zusammenzutragen beabsichtigt für die Veränderung, deren das Blei bei längerem Aufenthalte in menschlichen Beinen unterliegt, so wäre mit dieser Kugel der chemischen Wissenschaft ein Dienst erwiesen worden. Keine dieser Spezialitäten war bisher von dem Museumsvorstande ins Auge gefaßt: er nahm die Kugel doch entgegen, nicht um ein Denkmal der brüderlichen Liebe und des Familiensinns aus ihr zu machen, sondern um diese Liebe und diesen Sinn zu schonen und zu achten. Er nahm sie, weil der Besitzer sie geben wollte, und jede Gabe ihres Dankes wert ist. Diese letzte Auffassung that nicht wenig dazu, daß das Museum bald populär wurde.

Mehrfach waren es Gegenstände, denen ein wissenschaftliches oder künstlerisches oder affektionelles Interesse abzugewinnen außerordentlich schwer war. Solche Gegenstände pflegten sehr gut emballirt zu sein. Kommt eines Tages eine Dame, die sich nicht nennen will, ihr Name thue ja nichts zur Sache, und übergiebt ein

Digitized by Google

vielumbundenes Päckchen: es sei eine Reliquie von dem großen Napoleon. Vorsichtig wird aus der Verpackung ein Scherben herausgeschält, offenbar der Scherben einer Tasse aus grobem Porzellan mit dem Bruchstück einer rohgemalten Rose darauf. Es sei die Mundtasse Napoleons, erklärt die Überbringerin in schwerfälligem Deutsch, dieselbe Tasse, aus der er bei Borodino getrunken und die dort zerbrochen war. Ihre Verwandten selbst, die in der Nähe begütert gewesen, hätten sie dort auf dem Schlachtfelde gefunden und nun 50 Jahr lang sorgfältig aufbewahrt. Die Dame schien überzeugt, daß auch die künftigen Beschauer im revalschen Museum dieselbe gläubige Pietät gegen den alten Scherben äußern würden, wie es ihre bei Borodino begütert gewesenen Verwandten gethan. Ihr sei diese Reliquie durch Erbschaft zugefallen, aber sie möchte sie doch auch weiteren Kreisen zugänglich machen, und sie bitte nur diese kaiserliche Mundtasse so aufzustellen, daß Jedermann auch die Bezeichnung lesen könne, und wenn es nötig sei, wolle sie auch — freilich ungern ihren Namen dazufügen u. s. w. Auch dieses Stück wurde entgegengenommen und als „angebliche Tasse" u. s. w. bescheinigt — nicht ganz zum Genüge der opferwilligen Spenderin, die auf diesen Bescheid hin wieder in ihr Inkognito zurücktrat. Irgend ein Winkelchen ließ sich für dieses Geschenk finden, das immerhin als Beleg des Wohlwollens für die neue Gründung, als Vorbild guter Gesinnung und als Ermutigung für andre verschämte Darbringer dienen mochte. Wie in diesem Fall Überschätzung des Erbstücks, so kam häufig, ja in der Mehrzahl der Fälle Unterschätzung vor, Anderes gewann erst in der Reihe gleichartiger Gegenstände, die mit der Zeit sich hier zusammenfand, seinen Wert.

Bald genügten die Schränke nicht. Viele Gaben wurden von dem Custos vorläufig auf der frischen weißen Diele ausgebreitet, bis neue Vitrinen fertig waren. Ein Teil des großen Museumssales war mit dem noch zu sortirenden Zeug angefüllt. Dem unablässig mit Ordnen beschäftigten Vorstand leistete Paul Jordans Bruder, der gleich liebenswürdige und selbstlose, treue Gönner der Gesellschaft, Ferdinand Jordan aus Petersburg, unermüdliche Beihülfe im Ordnen und Bestimmen. Es war nicht immer eine leichte und vergnügliche Arbeit, und nur die Liebenswürdigkeit

Digitized by Google

dieſer Männer hielt jeden Ärger und jeden Streit fern. Denn bisweilen trat die Luſt, dem Muſeum eine Wohlthat zu erweiſen, nicht ohne das Selbſtbewußtſein eines großen Verdienſtes um dasſelbe auf. Der Darbringer einiger Alabaſternippes und kleiner Gipsfiguren wollte ſie als Marmorſtatuen katalogiſirt und öffentlich angeführt haben und ließ ſich nur ſchwer überreden, von ſolchem Kunſtſchatz ſich doch nicht zu trennen, ein Anderer ſuchte durch Vermittlung des Muſeums für ſeine gewerblichen Produkte Reklame zu machen, ein Dritter verlangte für gemiſchten Krimskrams, den er zuſammengebracht, eine abgeſonderte Aufſtellung mit hervorhebender Angabe ſeines Namens. Es giebt eben keine Thür, zu welcher nicht menſchliche Schwäche und namentlich menſchliche Eitelkeit den Zugang findet.

Dieſer Schwäche konnte ein unbekannter Darbringer nicht geziehen werden, der die Muſeumsleitung wochenlang in viel Mühe und Arbeit verſetzte, aber auch Gegenſtände von dauerndem Werte gab.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Geheimnisvolle Bilder. — Der alte Beckauer. — Ein Cavia cobaya. — Ein Baſſano. — Akademie im Muſeum. — Vorſchlag der Inventariſirung der Kunſtwerke. — Vorſchlag an die baltiſchen Künſtler.

Zu dem Muſeumsvorſtande gehörte damals Theodor Stein. Er hat ſich, wie Jordan in ſeiner Feſtſchrift ausdrücklich betont, um das Intereſſe am Muſeum vielfach verdient gemacht. Ebenſo ſeine Gattin, die für alles Gemeinnützige und Geiſtfördernde warmes Verſtändnis beſaß und auch an den Angelegenheiten des neuen Unternehmens den thätigſten Anteil nahm. Zu ihr war einſt ein fremder Diener mit einem großen Packen und einem Briefe gekommen, in welchem ein Ungenannter in höchſt geheimnisvoller Weiſe die beifolgende Sendung dem Muſeum zu übermitteln, nach dem Darbringer aber nicht zu forſchen bat. Werde der Beitrag nicht der Annahme würdig befunden, ſo möge er vernichtet, verbrannt oder dergl. werden. Frau Stein ließ den Packen in dem Muſeum abgeben.

Bei der Unterſuchung fanden ſich drei Bilder auf Leinewand, die vom Rahmen abgenommen waren, zuſammengelegt, wie Wäſcheſtücke, mit Spinngeweben überzogen, ruſſig und riſſig, an mehreren Stellen angebrannt. Bei zweien ließ ſich die Darſtellung leicht erkennen: eine Kopie des Tizianiſchen Amorettenfeſtes bekam ſogar beim Waſchen wieder lebhafte Fleiſchtöne, und der barmherzige Samariter von Vorhout, der nicht bloß Riſſe, ſondern auch runde Löcher zeigte, als hätte er ein Ziel für unbarmherzige Flitzbogenſchützen abgegeben, konnte ſpäter wieder ſoweit hergeſtellt werden, daß er für Kunſtgelehrte ein intereſſanter Fund iſt. Vorhout —

Digitized by Google

den Jordan zu einem Schweden macht, wird von den Schweden selbst für einen Niederländer erklärt. „Holländsk“ wird wenigstens sein mutmaßlicher Vater genannt, von dem mehrere Bilder in Stockholm und Braunschweig vorhanden sind. Der jüngere Vorhout, — wohl der Maler unseres Bildes — teilt mit vielen andern Künstlern aller Zeiten und aller Schulen das Geschick, daß der Hauptwert seiner Werke in ihrer Seltenheit besteht. Die großen Galerien weisen in dieser Beziehung meist empfindliche Lücken auf; von ihnen kann sich nur Braunschweig eines Gemäldes von seiner Hand rühmen und zwar — wie Reval — eines barmherzigen Samariters. Vielleicht ist dieser Braunschweiger nur eine Kopie des Revalers — oder auch umgekehrt; kunstverständige Reisende, welche die alte Welfenstadt besuchen, mögen die beiden Gemälde vergleichen, bis die Frage aber zu Ungunsten Revals entschieden ist, sich an der Seltenheit unseres Vorhout freuen. Das Braunschweiger Bild trägt bei dem Namen des Malers in Cursivschrift die Jahreszahl 1698; der Künstler selbst ist 1749 gestorben.

Die dritte Leinewand machte dem Museumsvorstande mehr zu schaffen. Sie war die größte, und darum wohl waren die beiden Andern in sie eingeschlagen, so daß sie selbst zuerst nur als Emballage betrachtet wurde. Sie sah aus wie ein altes schwarzes Wachstuch, das im Feuer gelegen. An den Faltenbrüchen war stellenweise die pechartige Schicht abgeblättert, und kleine farbige Flecke ließen sich unter ihr erkennen. Der große Fetzen wurde auf die Diele des Museumssaales genagelt und das Reinigungswerk begann.

Pettenkofer war damals en vogue. Seiner Methode der Ablösung alten Firnisses konnte man in Reval aber nicht folgen, wenn sie auch wohlbekannt war. Es gab keinen so gestalteten Behälter, daß man in ihm Spiritusdämpfe für das ganze Stück Leinewand hätte entwickeln können. Man versuchte es mit dem Waschen. Die untere Leinwand war brüchig, die obere Farben- oder Lackschicht klebrig. Das gab nun zuerst ein endloses Spülen mit warmem Wasser, mit verdünntem Spiritus, mit Terpentin. Eine ekelhafte Jauche wurde allmählich abgewaschen; aber schon ermüdete der gute Glaube an das Kunstwerk unter ihr, schon schmerzten dem Waschenden Knie und Kopf, und noch zeigte sich an den Probirstellen, den Ecken,

Digitized by Google

nichts von malerischer Form. Aber halt! Endlich eine Spur von Wirkung, gleichsam ein Vogel guter Botschaft, der „Land, Land“ zu singen schien, war der harzige Firnißgeruch, den das Probirfeld auszuströmen begann. Der Museumsvorstand schöpfte neue Hoffnung, nahm aber immer hochgradigern Spiritus zum Waschen, und — eines Abends jubelte der platt auf dem Boden liegende Besorger dieses Geschäfts glücklich auf; durch den braungrünen Schleim, den sein Schwamm von der Leinwand löste, schimmerte etwas, wie nachgedunkeltes Kremserweiß! Es war dunkel geworden, die Arbeit mußte eingestellt werden. Die Nacht war eine höchst unruhige für den ungeduldigen Museumsvorstand: die glänzendsten Gemälde umgaukelten ihn, herrliche Schönheit strahlte von dem schwarzen Wachstuch nieder, himmlische Gestalten traten leuchtend aus dem schmierigen Dunkel; der frühe Morgen sah ihn wieder platt auf dem Boden des Museumssaales liegen und mit aufgekrämpelten Hemdärmeln und halbzerwaschenem Schwamm auf der klebrigen Leinwand herumfuhrwerken.

Er wusch, er wusch, und noch einmal jubelte er auf, das Weiß da unten hatte Gestalt gewommen, und zum dritten Male jubelte er beinahe — doch schloß ihm Erstaunen die Kehle — die Gestalt bekam Augen, Ohren, eine Schnauze: ein Meerschweinchen war es, was er aus der schwarzgewordenen Verbindung von Schmutz und Firniß herausgewaschen hatte, ein leibhaftiges Meerschweinchen!

Schwein haben ist gut, sagte ein damaliger Witzbold Revals, als er von der Geschichte hörte, aber mehr Schwein — — Die Hauptfrage war entschieden: unter der dunkeln Schicht war ein Gemälde vorhanden. Unmöglich konnte dieses Pompeji von ungeübter Hand weiter aufgedeckt werden und — wahrhaftig — es gab in Reval auch hierfür einen Fachmann, einen berufsmäßigen Bilderrestaurirer.

Vor vielen Jahren hatte ein Baron Stackelberg zur Reinigung der Gemälde in Fähna einen geschickten Restaurirer aus der Dresdener Galerie herüberkommen lassen. Der Mann hatte, nachdem er in Fähna sich bewährt, auf andern Gütern Beschäftigung gefunden, sein Leben leidlich durch Arbeit gefristet, ein würdiges

Digitized by Google

Alter erreicht, aber nie soviel zusammengebracht, daß er in seine Heimat hätte zurückkehren können. Jetzt lebte er einsame, bittere, hungrige Greisenjahre, aber immer noch begeistert für die Kunst, als deren Jünger er sich noch betrachtete, wenn er auch nur in der Jugend etwas hatte malen, nur einmal eine Kunstwanderung von Galerie zu Galerie hatte machen können. Der alte Beckauer sah stolz auf die Masse hinab, die nur ums liebe Brot und um Genuß jagte, aber als er gehört, daß ein Museum mit besonderer Rücksicht auf die Kunst entstehen sollte, da hatte auch er seine Dienste angeboten. Zu der mühsamen und körperlich schweren Arbeit, welche jene Reinigung ins Ungewisse forderte, war der Greis nicht geeignet erschienen. Jetzt bedurfte man seiner allzusehr und rief ihn herbei.

Er begann seine Arbeit systematisch, mit besonderen Reinigungsmitteln, und aus dem Schmutze löste sich ein Stück Himmel, löste sich ein Pavian, dann ein Pferdekopf, ein Marmorbild des Apoll, ein Jüngling mit der Geige — eine Fülle von Tieren aller Art, bis es klar war: hier hatte ein geschickter Künstler den Mythus von der auch die wilde Kreatur bezwingenden Macht der Musik dargestellt: Orpheus unter den Tieren. Daß hier keine Kopie, sondern ein Original vorlag, war nicht nur dem schärferen Auge des Kenners deutlich, sondern wurde auch durch die erste allzugründliche Untersuchung bewiesen: der scharfe Spiritus hatte stellenweise die Farbenschicht selbst angegriffen und als die sich löste, zeigte sich unter ihr eine andere, der Maler hatte zuerst anders untermalt und nachher z. B. einen Baum mit blauem Himmel und weißen Wolken zugedeckt, was ein Kopist wohl kaum zu thun Mut oder Veranlassung gehabt hätte. Der Künstler ist unstreitig Jacopo da Ponte, genannt von seiner Vaterstadt il Bassano († 1591). Seine Tierstücke, zu mythischen oder alttestamentlichen Darstellungen gruppirt, sind so charakteristisch, daß auch eine bescheidene Kunstkennerschaft in dieser Diagnose kaum irren wird.

Natürlich interessirte die Vorgeschichte dieses wertvollen Bildes. Der Darbringer meldete sich zwar nicht, doch wurde später ermittelt, daß dieser schwarze Packen unter Gegenständen sich befunden hatte, welche aus einem brennenden Gutsgebäude in Estland gerettet

Digitized by Google

worden waren. Daher der Ruß und manche Beschädigung der Leinwand; das in den dreißiger Jahren abgebrannte Gut hatte einem Manne gehört, der lange in Petersburg gelebt hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die drei Bilder, die keinen Galeriestempel haben, auf dem Trödelmarkt in Petersburg gekauft worden sind: der ehrwürdige Pastor Taubenheim an der St. Petri-Kirche hatte vor vielen Jahren dort allmälich eine ganze Galerie zusammengekauft, unter minderwertigen auch einige recht schöne. Auch der Geh. Rat Dr. von Rauch, dessen ornithologische Sammlung, von seinen Söhnen dem Museum dargebracht, einen reichen Schatz desselben bildet, hat als ein feinsinniger Kunstfreund und Kunstkenner es nicht verschmäht, die langen Reihen der Antiquare im Tschukin-Dwor abzuwandeln und dort manches wertvolle Stück für seine schöne Kunstsammlung gerettet, Bilder, die, wie ich höre, jetzt auf einem Gute in Estland sich befinden.

Der alte Beckauer, den die Arbeiten im Museum wieder mit künstlerischer Freude erfüllten, dankt denselben einen minder schweren Lebensabend, als er sonst dem alten, einsamen Manne zu Teil geworden wäre. Die direkten Einnahmen aus den Museumsaufträgen konnten ihn natürlich nicht ernähren, aber manche andere Arbeit fand sich noch; eine edle Dame hörte von dem ganz alleinstehenden Greise, der sich Ehrenhaftigkeit und Idealismus durch alle schweren Anfechtungen der Entbehrung und Not bis in sein hohes Alter bewahrt hatte, und setzte — ohne darum angegangen worden zu sein — dem Alten ein Monatsgeld aus; eine kleine Ausstellung wurde zu seinen Gunsten veranstaltet, und so konnte der hohe Siebziger ohne die Verbitterung des Vergessenen seinem Ende entgegensehen. Es hat ihn etwa 8 Jahr nach der Entdeckung des Meerschweinchens erreicht.

Zu diesen künstlerischen Aquisitionen gesellten sich Andere, Darbringungen und Darleihungen von Kupferstichen und Reproduktionen, auch einige Bilder einheimischer Künstler. Auch Ankäufe fanden statt: es war eben mit der Verwandlung der Sammlung der litterärischen Gesellschaft in ein Provinzialmuseum als besondere Aufgabe die Pflege des Kunstsinns in den Vordergrund getreten. Es ist erwähnt, daß auf eine solche schon bei Gründung der Gesell-

Digitized by Google

schaft Bedacht genommen war; daß schon vor der offiziellen Constituirung in dem Kreise litterärisch und künstlerisch interessirter Männer ein Vortrag über Moritz Retzsch's Illustrationen gehalten worden war, Neus hatte schon in der ersten öffentlichen Versammlung (1842) über das Verhältnis des modernen zum antiken Basrelief gesprochen, Hausmann bald darauf über die sittliche Würde der Kunst, Riesemann später über Richard Wagner und die Sängerin Mara, Wiedemann aber über eine ganze Reihe von musikalischen Thematen; endlich hatte die Gesellschaft auch schon den Beschluß gefaßt, das zur Schillerfeier gestiftete Stipendium einem Jünger der Malerei zu seiner Ausbildung zuzuwenden. So trat denn nicht eine neue Pflicht in den Wirkungskreis der Gesellschaft, als sie zur Hüterin malerischer Schätze wurde, wohl aber verfügte sie bald über ein reicheres Material zur Erfüllung dieser Pflicht. Es fand auf Veranlassung der Gesellschaft zum ersten Mal ein ganzer Lehrkursus der Kunstgeschichte mit Ausstellung und Erläuterung von Kupferstichen und Photographien statt, es wurde sogar im Museum eine Art freier Zeichenakademie eingerichtet, an welcher die damals in Reval lebenden Maler Schlichting, Schlater, Sprengel und Pezold als Mitzeichner und Correktore und etwa 15—20 junge Damen und zwei Schüler sich beteiligten. Diese Übungen wurden drei Jahre lang fortgesetzt; einer der Schüler, später der Stipendiat der Gesellschaft, Prof. Gregor von Bochmann in Düsseldorf, ist ein berühmter Maler geworden, der andere, Dr. Georg Dehio in Straßburg, ein bekannnter Kunstgeschichtsprofessor. Ruht vielleicht diese Thätigkeit des akademischen Zeichnens jetzt, so wartet in den Schiebladen und Mappen des Museums eine Zahl von künstlerischen Reproduktionen nur der fleißigeren Benutzung, um wieder lebhafte Anregung zu künstlerischem Schaffen zu bieten.

Wird aber die Frage gestellt, ob hiermit die Aufgabe des Museums nach dieser Seite hin erfüllt ist, so drängt sich der Gedanke auf, daß gerade die litterärische Gesellschaft und speziell ihre Sektion für Litteratur und Kunst dieser Letzteren noch im allerweitesten Sinn außerordentliche Dienste leisten kann.

Die Geschichte jener drei herrenlosen Bilder, welche eine Kette von Zufälligkeiten vor dem Untergang gerettet hat, die ebenso zu-

Digitized by Google

fällige Entdeckung anderer Kunstwerke in Estland, endlich die erwähnten Erfolge in der Erziehung zur Kunst — das Alles dürfte sich mit einer wissenschaftlichen Forderung unserer Zeit vereinigen, um die litterärische Gesellschaft an die Spitze eines neuen Unternehmens treten zu lassen, an die Inventarisirung der in Estland zerstreut vorhandenen Kunstwerke.

Es wissen's vielleicht Wenige, daß es auch in Estland außer den Galerien von Jähna und Fall noch wertvolle Bildersammlungen in Originalen und in Kopien giebt. An vereinzelten wichtigen Bildern im Privatbesitz ist zweifellos kein Mangel. Von unserer allgemein geachteten und in ihrem Streben und Leisten vollauf anerkannten litterärischen Gesellschaft dürfte eine öffentliche Bitte wohl berücksichtigt werden, welche dahin ginge: die Besitzer irgendwelcher für das Studium der Kunst und der Kunstgeschichte nützlicher Werke, namentlich auch solcher Werke, welche die Pflege der Kunst in Estland selbst zu beleuchten geeignet sind, möchten ein Verzeichnis oder eine Angabe ihres Besitzes der Gesellschaft zuschicken. Es wäre ihnen damit keineswegs die Verpflichtung auferlegt, ihre Bilder u. s. w. allgemein zugänglich zu machen. Sie würden, wie es jetzt schon geschieht, das unbeschränkte Recht üben, Fremden ihr Haus verschlossen zu halten, aber nach ihrem Belieben es wohlempfohlenen Kunstfreunden oder Kunststudirenden oder Kunstgelehrten zeitweilig zu öffnen. Es handelt sich nur darum, daß der Suchende finde, was er sucht, d. h. daß ein Kunstforscher oder Künstler wisse, was er hier im Lande für seine Zwecke verwerten kann.

Würde die Mühe der Absicht entsprechen? Sollen wirklich soviel Leute in Bewegung gesetzt werden, ihr Haus durchstöbern, ihren Besitz prüfen und endlich in Listen niederschreiben, was doch kaum je von Andern, als Kirchspielsgenossen gesehen würde, die ohnehin diese Bilder und diese Kupferwerke schon kennen und gar nicht mehr beachten? Sind die Galerien von Sengbusch (Brederlo) in Riga und Schwitten in Kurland deshalb häufiger besucht und zu größerer kunstgeschichtlicher Kenntnis gelangt, daß ihre Besitzer die Verzeichnisse ihrer Bilder schon lange dem Rigaschen Kunstverein übergeben haben? Wozu denn überhaupt seine eigensten und intimsten Besitz-

Digitized by Google

tümer — denn das sind die ererbten Bilder zumeist — publik machen, wozu sich der Gefahr aussetzen, daß ein hochgeschätztes Familienstück fremden Blicken zugänglich werde, die dessen Affektionswert nicht erkennen und den Nimbus künstlerischen Wertes nicht wahrnehmen wollen? Vor Allem aber, was hätte das auch beim besten Entgegenkommen für einen Nutzen?

Gewiß ist das „Stammbuch der estländischen Ostfriesen- und Holländerzucht" von viel größerem praktischen Nutzen, gewiß hat es viel mehr Interessenten, und seine Erfolge lassen sich an der Abonnentenzahl, wie an der Zahl der veredelten Tiere leicht nachweisen. Die bescheidenen Angaben, die Kunstgegenstände betreffen und nicht in Jahrgängen veröffentlicht, sondern — von Zeit zu Zeit freiwillig ergänzt — im Museum deponirt werden sollen, würden freilich nur sehr selten zu praktischer Belehrung herangezogen werden und unmittelbar nur Wenigen dienen. Wie Viele sind es denn in unserer Heimat, die der rein ästhetischen Beschäftigung, Zeit, Mühe, Geld opfern, wie Wenige gar, welche aus kunstgeschichtlichem Interesse jene Angaben suchen und nutzen würden?

Das ist ja gerade der Hauptgrund zum Vorschlage dieser mittelbaren Förderung des Kunstsinns und der Kunstkenntnis: weil es so Wenige sind, die ein lebhaftes Verlangen nach Kunstgenuß empfinden, soll dessen Wert recht eindringlich, seine Ermöglichung recht leicht gemacht werden. Kunstgenuß ist nicht eine Leckerei, die nach reichem, sättigendem Mahle den Gästen zum Naschen, zum Zeitvertreib, zu kleinen Spielereien des Witzes und zu Neckereien vorgesetzt wird. Kunst genießen heißt seinen Sinn den Menschensprachen öffnen, welche in Formen und Tönen das zu sagen und zu verkünden im Stande sind, was Worte nicht sagen können, jenen Sprachen, welche Gefühle ausdrücken, die in einem tieferen Grunde der Seele leben, als Worte ihn je erreichen, Worte je sagen können. Vieles, sehr Vieles hat ein Menschenherz dem mitverstehenden Menschenherzen zu sagen, was nicht als Wort über die Lippen noch als Schrift durch die Feder gehen kann: für diese tiefen, bis zum Heiligsten reichenden, bis zum Höchsten sich erhebenden Empfindungen sind die Künste die alleinigen Vermittelungen von Herz zu Herzen. Sie offenbaren der in sich gesammelten und stille

Digitized by Google

lauschenden Seele, was in einer andern nach Ausdruck und Verständnis ringenden Menschenseele lebt, ahnt, fürchtet, sehnt, sie offenbaren auch der Seele selbst, was in ihr sich zum Leben, Lieben, Verehren und Anbeten regt. Diese Sprachen der doppelten Offenbarung sind es, in denen das höchste Gefühl irdischer Bestimmung, die einigende Menschheitsliebe, sich seines Glückes und seiner Schmerzen bewußt wird und dem innersten Drange folgt, sich andern Seelen kund zu thun und sie ganz zu ergreifen.

Aber die Künste reden nicht immer im hohen Pathos: sie haben auch kleine Dinge zu erzählen, gleichsam Anekdoten, kurze Lichtblicke, Verweisungen an die Erinnerung. Man blättere nur in Ludwig Richters Illustrationen, in Schnorrs Bibelzeichnungen, in Harburgers unbarmherzigen Verhöhnungen jeder Protzenspezies — wer vermöchte das Alles, was diese bescheidenen Striche uns geben, in gleich wirkungsvolle Worte zu kleiden. Oder man suche niederzuschreiben, was Mendelssohn und Chopin uns ohne Worte gesungen. Durch all diese Werke der leichter geschürzten Künste weht derselbe Klang, wie aus der Sixtinischen Decke und der Fuge von Bach, und die Frage tönt: verstehst du diese Sprachen? verstehst du in ihnen das Große und Kleine, den Schmerz und die Lust, die Erhebung und den Spott? Das sind die Sprachen des ganzen Erdenrunds, die Sprachen aller Menschenkinder, die in ihnen sich als Brüder erkennen, als Kinder einer Muttererde, die kein Unverständnis trennt.

Dies ist die Sprache der Künste, und arm ist, der sich nach ihren Klängen nicht sehnt, der ihr Verständnis nicht als eine der höchsten Gaben des Menschenwesens erkennt. Und dieser Armut zu entgehn, ist kein Mittel zu klein, zu mühsam, zu aussichtslos. Wer sichs zur Aufgabe gestellt, dieser Sprache und Macht der Künste zu dienen, darf sich nur jedes neuen Mittels freuen, das ihm zur Übung dieses Zweckes von wahrhafter Menschenwürde dargeboten wird. Unser Museum wird vielleicht auch das vorgeschlagene Mittel zu diesem Zweck nicht verschmähen.

Wie nützlich eine Inventarisirung der Kunstobjekte in Estland für die Kunstwissenschaft sein müßte, braucht wohl nicht weiter betont zu werden. Unsere jüngeren Kunstgelehrten hätten Erleich-

Digitized by Google

terung für ihre Arbeiten gehabt, deren Fortsetzung wir mit Spannung erwarten.

Noch eine andre Anregung sei hier gegeben. Aus ganz kleinen Anfängen naturwissenschaftlicher Sammlungen ist eine bedeutende Sammlung geworden. Die Herbarien eines der berühmtesten Gelehrten, die Mineralien eines langjährigen Sammlers, und eine reiche Zahl einheimischer und fremder Vögel bieten reichen Stoff für das Studium. Die in Estland gefundenen Altmünzen, die Gräberfunde, die ethnologischen Gegenstände — das Alles ist bereits zu einem sehenswerten und lehrreichen Ganzen geworden, das schon ernsten wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird. Unser berühmter Landmann Karl Ernst von Baer, dem das Museum nicht blos hochwertvolle, ganze Sammlungen dankt, dessen Autorität auch diesen wie anderen von ihm geprüften Schätzen das glänzendste Zeugnis wissenschaftlichen Wertes giebt, Baer hat bei dem ersten Besuch, den er dem damals erst im Entstehen begriffenen Museum machte, diesem seine Richtung vorgeschrieben. Er sagte dem ihn empfangenden Vorstandsmitgliede, diese Sammlung müsse dahin trachten, die erste der Welt für die Petrefakten des silurischen Systems zu werden, so daß kein Spezialist dieser Periode es versäumen dürfe, diese Sammlung zu besuchen. Die vieljährige Arbeit des Akademikers Friedrich von Schmidt hat dieses Ziel erreicht. Gelehrte aus Deutschland, Schweden, England, Frankreich sind nach Reval gekommen, um an den hier vorhandenen Objekten ihre Studien zu machen, und als Schmidt selbst die Gelehrten vom letzten Naturforscherkongreß in Petersburg nach Estland führte, war die Anerkennung des estländischen Provinzialmuseums seitens dieser Vertreter der Wissenschaft außerordentlich lebhaft.

Konnte das auf wissenschaftlichem Gebiet erreicht werden, so darf auch auf den Gemeinsinn und auf die Opferlust Einzelner zu Gunsten des künstlerischen Gebiets gerechnet werden. Und das in erster Reihe zu Gunsten unserer heimischen Kunstproduktion und unserer heimischen Künstler.

Es sind jetzt 35 Jahre her, daß öffentlich auf die große Zahl der in Estland geborenen Künstler hingewiesen und die Hoffnung daran geknüpft wurde, daß wir nicht bloß von diesen — aus der

Digitized by Google

Heimat fortgezogenen Söhnen Estlands nur hören, sondern auch viel von ihnen sehen und im Museum selbst Werke von ihnen aufbewahren und besitzen könnten. Die Zahl solcher landsmännischer Künstler hat in der Periode dieses einen Menschenalters sich erfreulich gemehrt, von Zeit zu Zeit haben größere oder kleinere Ausstellungen uns Werke von ihnen gezeigt — aber im Museum ist verhältnismäßig wenig davon zurückgeblieben. Von einigen Künstlern sind schöne Darbringungen ihrer Werke erfolgt, von einigen Vervielfältigungen solcher.*) Nicht jedem Maler oder Bildhauer läßt sich ein schwerwiegendes Opfer zumuten, — allen aber wohl, daß sie der Treue zu ihrer Heimat und dem Verlangen, in dem Gedächtnis derselben fortzuleben, dadurch Ausdruck geben, daß sie Vervielfältigungen oder Nachbildungen ihrer Werke der heimatlichen Sammelstelle, also der Heimat selbst übergeben. Wir lesen von dem Ruhm, den unsre Landsleute im Ausland ernten, wir freuen uns der Bedeutung, die ihnen in großen Kreisen beigelegt wird, wir reproduziren mit Stolz die Mitteilung ausländischer Blätter, dieser oder jener Maler oder Bildhauer aus Estland habe in Berlin oder München oder Düsseldorf bedeutende Aufträge erhalten, Auszeichnungen erworben, vielleicht den Orden pour le mérite errungen — und wir müssen seufzend bekennen: zeigen können wir den Heimatgenossen von den Werken dieser Anerkannten und Gefeierten in der Fremde — nur sehr wenige. Professor Eugen Dücker in Düsseldorf war der erste der baltischen Künstler, der schon gleich

*) Diese Anregung, die in der ersten Auflage der „Schattenrisse" gemacht wurde, hat ihre reiche Frucht getragen. Professor Eduard von Gebhardt, Sohn eines estländischen Pfarrhauses, seit 43 Jahren in Deutschland lebend, seit 25 Jahren Professor in Düsseldorf, hat eine fast vollständige Sammlung seiner Hauptwerke in photographischen Nachbildungen dem Museum der Heimat übersandt, der er trotz langer Abwesenheit ein treuer Sohn geblieben ist. Unter andern Bildern befinden sich jetzt in Reval die im großen Format auch in Deutschland seltenen Reproduktionen der großen Wandgemälde, mit welchen Gebhardt einen der Ausgangspunkte der Kultur in den Ostseeprovinzen, die frühere Cisterzienserabtei, jetzt Predigerseminar, Loccum geschmückt hat, Gemälde, die für die Geschichte der neuen kirchlichen Malerei von größter Bedeutung sind. Diese Kollektion — von dem Künstler selbst dargebracht — ist einer der wertvollsten Schätze des Museums. Vivat sequens!

Digitized by Google

nach der Gründung des Museums seinem Interesse für dasselbe und seiner Heimatliebe dadurch Ausdruck gab, daß er ein schönes Strandbild — vom alten Fischgraben in Reval — der beginnenden Sammlung schenkte. Trotz dieser schönen, wertvollen Gaben kann sich das Museum auch heute noch nicht rühmen, der allgemein anerkannte Hüter der Lebens- und Geisteskraft des Landes und seiner Söhne zu sein. „Auf große Gemälde unserer Künstler dürft ihr natürlich nicht rechnen", sagen wir unseren Gästen. „„Natürlich"", sagen die, „„aber Photographien nach ihren Werken werdet ihr doch wohl haben, — wo sollte man den Künstler denn kennen lernen, wenn nicht in seiner Heimat! Photographien müßtet ihr haben vom ersten bis zum jüngsten Werke seiner Hand, für jeden Künstler eine eigene Mappe, oder ein eigenes Postament und für jeden eine eigene Rubrik: Zur Geschichte des Malers A., zur Geschichte des Bildhauers B., zur Geschichte des Architekten C., Rezensionen und Kritiken der Werke von A., B., C., mit obligatorischen Porträts derselben: das wäre ein neues kräftiges Band zwischen Dem in der Ferne und Denen zu Hause, zwischen dem Schaffenden und den Genießenden, zwischen Demjenigen, der gesehen werden will, und Denjenigen, die sehen wollen, kurz zwischen Denen, die sich zu schätzen und zu lieben berufen sind.""

Ohne besondere Aufforderung wird bei der jetzt so bescheidenen Zurückhaltung des Museums manchem Künstler die Darbringung solcher Gaben gar nicht einfallen. Beschließe der Vorstand nur, der Kunst die gleiche Aufmerksamkeit zu erweisen, wie der Wissenschaft, und die Mappen werden sich füllen und mehren, der Fremde wird bald erstaunt sein von der großen Zahl von Bildern, die aus den Ateliers von Estländern hervorgegangen sind, und das Land wird keinen Anlaß mehr haben zur Klage: „seit „Er" fortgezogen, hören wir nur von ihm, Andre haben die Freude an ihm, wir nur den Verlust." „Er" aber wird nicht mehr fragen: denkt man auch meiner zuweilen noch bei der Süsternpforte und in der Langstraße, was sagt man denn in Reval zu meinen estländischen Landschaften oder zu meinen estländischen Bauern oder zu meinen estländischen Pferdebildern? Es klingt doch gar so traurig und beleidigend für einen berühmten Mann: man sagt dazu gar nichts, man hört nur davon.

Digitized by Google

Und was würde nun die unausbleibliche Folge einer solchen Erweiterung des Museums sein? was würde die Kunst für Ansprüche machen, wenn Bilder oder Mappen, Gipsabgüsse oder Modelle hier sich sammelten? Wie schien der große Saal so weit und leer, als nur die alten Schränke, einige Vitrinen und ein Katheder in ihm standen und auf der weißen Diele die Reinigung der ersten Bilder vorgenommen wurde! Wo aber sind jetzt noch Wände frei zum Aufhängen etwaiger freundlich patriotischer Geschenke? Giebt es Tische zum Auslegen und Beschauen der Mappen, giebt es Raum zu stillem, eingehendem Beschauen von Photographien, Kupferstichen, Radirungen, Handzeichnungen u. s. w. Denn wer nicht blättern, sondern wirklichen Kunstgenuß haben und Kunst lernen will, der will nicht herumstehn oder herumwandern. Auch diese Abteilung des Museums würde zu einer abermaligen Raumveränderung drängen: aus dem Mietlokal in ein eigenes!

Legen die stets wachsenden Sammlungen der litterärischen Gesellschaft nicht schon die Gefahr der Überlastung des Hauses nahe? Werden die langgestreckten Balken über dem Saal St. Canuti nicht einmal dem Gewicht weichen, das den höhern Stock mit so wertvollen und schweren Gegenständen, wie der Bibliothek, den Ausstellungsschränken, den großen Gipsen und vor Allem den Versteinerungen belastet? droht in dem erwünschten Reichtum nicht die Gefahr einer totalen Zerstörung des Besitzes durch Einsturz? Wie diese Frage bisher auch beantwortet werden konnte, sie wird von Jahr zu Jahr drängender und wird das auch in dem Fall, daß das Museum sagte: nun habe ich keine Kraft mehr zu tragen, ich erkläre mich für komplet, ich nehme nichts mehr auf noch an. Das hieße: mit mir ist's aus noch vor dem Einsturz, ich existire nicht mehr für das allgemeine Interesse, denn dieses verlangt von mir ein Wachsen, ein Leben mit der Zeit, mit der Wissenschaft, mit der Kunst. Die alte Klosterenge mit den drei geschlossenen Schränken beginnt mit dem Zusatz mehrerer Vitrinen und mehrerer Schränke aufs Neue. Und schlimmer als jene alte Not: Die seither anvertrauten und angesammelten Schätze bleiben in der wachsenden Gefahr und gehen einmal sicher zu Grunde zur Schmach des Landes und der Stadt, die sie mit der Pflicht des Erhaltens an-

Digitized by Google

nahm und dem Verderben preisgab. Ein Eſtland der neuen Generation ſollte das Werk der alten nicht hüten können?

Man ſagt, in Reval ſpeziell gebe es heute mehr reiche Leute, als vor 40 Jahren. Giebt es nicht auch ſolche darunter, die — lebendig oder todt — dem ſchönen Beiſpiel Ferdinand Jordans folgen wollten? Das Muſeumshaus, zu dem ſein Vermächtnis 1881 den Grund legte, iſt jetzt noch nicht vergeſſen — dafür zeugt das dankenswerte und erfolgreiche Unternehmen Revalſcher Damen, ihm durch einen Bazar Förderung zu ſchaffen — aber mit ſeiner Ausführung drängt es immer mehr von Jahr zu Jahr, nicht bloß um der Sicherheit ſeiner Beſitztümer, ſondern beſonders um des Lebens willen, das auch bei einem ſolchen Inſtitut in der ſteten Wechſelbeziehung von Nehmen und Geben, von Genießen und Schaffen, von Wachſen und Lehren, das heißt alſo im unausgeſetzten Werden beſteht.

Digitized by Google

Notjahre.

Digitized by Google

Vor etwa 40 Jahren tauchte in Reval der Gedanke auf, eine Zeitung zu gründen. Das erschien damals vom geschäftlichen Standpunkte höchst aussichtslos, vom politischen unnütz, vom kommunalen gefährlich. Man ahnte so etwas, als könne der richtige Redakteur den archimedischen Punkt finden, von dem aus er die ganze gute, gemütliche Welt Revals aus den Angeln heben könne. Man hatte ja schon das Wochenblatt, man hatte das Inland, und es gab vorgeschrittene Leute, welche auf die „St. Petersburger Zeitung“ abonnirt waren. Aber der moderne Geist klopfte immer vernehmlicher an die verschlossenen Thore der guten Stadt und konnte nicht ausgesperrt bleiben. Seine Gewappneten waren plötzlich in der Stadt selbst und die Bürger vom alten Schlag konnten furchtergriffen mit dem Priester Panthus rufen: Fuimus Troes!

Sie haben Recht behalten: das alte Troja fiel, fiel zwar nicht in Mord und Brand, doch langsam und unaufhaltsam. Es steht noch mancher Rest und liegt mancher Schutt, den die Mannen nicht forträumen konnten, welche Pallas Athene in die fest ummauerte Stadt geschickt. Denn die waren nicht gekommen zu zerstören, sondern aufzubauen, und hierbei rechneten sie auf die schaffenden Hände der bestgesinnten, der treuesten Patrioten. Ihr Werkzeug war das Wort, die Belehrung, die Anregung und Ermutigung und — wo es not that — der Widerspruch, der Tadel, die Verurteilung. Sie hatten sich nicht weite Ziele gesteckt und glaubten nicht, die Welt mit ihrer Weisheit und ihrem Wollen in Bewegung

Digitized by Google

zu setzen, sie wollten der Heimat, der Vaterstadt und der Provinz dienen. Sie gründeten eine Zeitung.

Heute, wo in Reval zwei deutsche und — irre ich nicht — zwei estnische Blätter erscheinen, wo Wesenberg seinen Anzeiger hat und Weißenstein demnächst einen haben soll, heute scheint ein solches Unternehmen so leicht, in einer Stadt von 30000 Einwohnern so sebstverständlich, so sicher, ja so aussichtsvoll auch in materieller Beziehung, daß die Gründung der „Revalschen Zeitung" keineswegs für eine That des patriotischen Mutes und der Opferfreudigkeit gelten würde. Dazumal, im Jahre 1860, war es aber anders. Obgleich in den baltischen Provinzen nur Riga und Dorpat Zeitungen (ich sehe hier von den Gouvernementszeitungen ab) besaßen und diese nur langsam den Weg nach Reval fanden, obgleich provinzielle oder städtische Interessen in der Ferne nur ungenügend, meist gar nicht durch die Presse vertreten werden konnten, war der Gedanke, jetzt ein eigenes Blatt in der Langstraße erscheinen zu sehen, im Ritterhaus wie im Rathaus nicht nur fernliegend, sondern vielfach unsympatisch. Die Kaufmannswelt aber zuckte die Achseln: wer wird sein Geld zu einem so aussichtslosen Unternehmen hergeben?

Sehr bezeichnend, daß die Väter der Zeitung sich in der Folge unter den ersten Stadthäuptern Revals finden: Riesemann als erstes von 1877 bis 1878, Greifenhagen als drittes von 1883 bis 1885.

Diese Beiden, denen als Mitarbeiter Friedrich Russow und Hugo Haller beitraten, waren als Begründer der ersten Tageszeitung die Begründer einer neuen Entwicklungsperiode der Stadt und der Provinz.

Allerdings behielten die Leute Recht, welche in dem Unternehmen ein gutes Geldgeschäft nicht gesehen hatten, und die Firma Lindfors Erben mag in der ersten Zeit wohl auch manches Opfer gebracht haben; Unrecht aber Diejenigen, welche eine Brandfackel, ein blutiges Schwert der Zwietracht, eine moderne Stimulation der Gemüter zur Unzufriedenheit gefürchtet hatten. Mochten die Männer, die an der Spitze standen, zuerst auch als Friedensstörer, als Vaterlandsfeinde von denen verschrieen werden, die sich im

Digitized by Google

alten Moder und Rost so sicher und ruhig fühlten, sehr bald waren sie als die maßvollen Verfechter guter Absichten und als die umsichtigen Förderer des heimatlichen Wohles erkannt. Sie beide selbst waren von Natur konservativ und fühlten sich von sanguinischen Utopieen, ja selbst von modernen Freiheiten abgeschreckt. Aber dem damals herrschenden Regiment in Reval gegenüber waren sie noch liberal, sogar sehr liberal. Ihr Liberalismus war ein Drang des Schaffens, des Besserns, des Entwickelns: sie waren Beginner, und ihre Zeitung war zuerst nur ein Organ der Initiative.

Es soll hier nicht Kritik geübt werden an der alten Verwaltung Revals: schon der Name Fr. G. von Bunge, der fast 20 Jahre in ihr wirkte und sie zum Teil leitete, weist jeden Mangel an Würdigung derselben ab. Doch der Teil der kommunalen Arbeit, welcher nicht auf den gelehrten Ratsherren und dem vornehmen Bürgermeister lastete, zog friedlich und schwerfällig im alten Geleise dahin und wies neue Auffassungen und junge Kräfte entschieden ab. Das System der Selbstergänzung des Verwaltungskörpers mußte konsequenter Weise zu jener Art von Gemütlichkeit führen, welche in absteigender Linie den bequemsten Kollegen wählt. Es führt das nicht zur Versumpfung, es ist bereits der Sumpf.

Ist eine Stadtgemeinde verfassungsmäßig dieser Entwicklung verschrieben, so ist ihre Rettung nur noch im Aufwärtsringen frischer Kräfte zu gewinnen, welche das von Andern Versäumte aus freien Stücken nachzuholen sich bestreben. Jene Selbstergänzungsverfassung sündigt am tiefsten an dem kommunalen Sinn der Einzelnen: wer bei jeder Neuwahl auf dem Rathaus das Rekrutenmaß um einige Zoll oder Linien hinabschrauben sieht, der wendet sich entweder zur Nichtachtung und Verspottung der Stadtväter, oder er hat die seltene Kraft, selber in die Bresche zu springen. Letztere Aufgabe hatten sich die Gründer der Zeitung gesetzt. Sie wollten den kommunalen Sinn der Bürger aufrufen, um vernachlässigte kommunale Arbeiten nachzuholen, sie waren die freiwilligen, nach nützlichen Werken strebenden, jüngeren Kräfte.

Sehen wir uns die Männer näher an, welche das junge Unternehmen mit aufrichtiger Freude begrüßten und nach ihren Kräften unterstützen, so erkennen wir wiederum thätige „Klosterbrüder“ in

Digitized by Google

ihnen, ruhige und patriotische Arbeiter in diesem geistigen Zentrum Revals und Estlands. Auf die moralische Unterstützung der litterärischen Gesellschaft zählte die Zeitung mit vollem Recht, auf die materielle, namentlich durch journalistische Mitarbeiterschaft, nur wenig. Die Arbeiten und Aufgaben der litterärischen Gesellschaft lagen in der Erforschung der Vergangenheit; über die Gegenwart Bericht zu erstatten oder an ihr Kritik zu üben, war ihr fremd. Und feuilletonistisch schreiben, das wäre im Kloster unmöglich gewesen, — wenn die Zeitung damals überhaupt ein Feuilleton gehabt hätte. Eine Sonnabendsbeilage sollte den lesenden Frauen Einiges bieten, fiel aber häufig genug etwas zu trocken aus, um das Interesse der Damen zu fesseln.

Dagegen waren die Anregungen zu kommunaler Thätigkeit, welche die Zeitung bot, von bester und raschester Wirkung. Helft euch selbst! schien ihr Wahlspruch. Alles Gemeinnützige wurde unterstützt, der Kleinmut bekämpft, Wagnisse zu nützlichen Unternehmungen empfohlen, der Gemeingeist zu allen praktischen Einrichtungen geweckt und ermutigt.

Daneben hatte eine — jetzt fast vergessene Broschüre: „Der Este und sein Herr“ eine ganz außerordentliche Bewegung der Geister hervorgerufen. Wahrheit und Irrtum, Erfahrung und Unkenntnis, allgemeine Humanität und Standeshaß hatten sich verbunden, um wirkliche und vermeintliche Schäden Estlands rücksichtslos aufzudecken. Natürlich empfand man in der Provinz zumeist das Gehässige in der Schrift: eine Polemik begann, die jahrelang im baltischen Zeitungswesen einen breiten Raum einnahm, und auch die ursprünglich reformatorische Thätigkeit der in Reval erscheinenden Zeitung stören mußte. Doch wirkte die Schaffensfreudigkeit ihrer Begründer noch bei ihren Nachfolgern fort: was an Lust zu spontaner Arbeit am Gemeinwesen sich regte, wurde von der Zeitung warm unterstützt. So wurden ohne eigentliche Opposition gegen das herrschende Régime einem neuen die Wege geöffnet. Mit warmer Unterstützung der Öffentlichkeit kam die freiwillige Feuerwehr — wohl die erste im russischen Reich — zu Stande, dann der Leseverein, das Provinzialmuseum und der Museumsverein, der Gewerbeverein, zahlreiche einmalige Veränderungen in der Stadt, die Anlagen bei

Digitized by Google

der Schmiede- und Strandpforte u. s. w. Jahrelang wurde nach außen und nach innen hin gearbeitet, die Notwendigkeit und die Nützlichkeit der projektirten baltischen Bahn zu beweisen — am erfreulichsten aber bewies sich der Einfluß, welchen die Zeitung durch ihre kommunale Mitarbeit sich erworben, in den schweren Bedrängnissen und Gefahren, welche in den Jahren 1867 und 68 über Estland hereinbrachen.

Dem späten Frühjahr des erstgenannten Jahres war ein kalter, nasser und kurzer Sommer gefolgt. Wie man in den letzten Tagen des Mai noch hatte Schlittenfahrten unternehmen können, so hüllte man sich schon im Oktober wieder in den Pelz. Was damals die Männer in Petenbergs Keller als ein factum memorabile und Kuriosum begrüßt hatten, das war in einigen Monaten zu einer ernsten Gefahr für das ganze Land geworden. Die abnorme Witterung hatte besonders den Landmann schwer betroffen, und das Septemberkonzert Steins war einer der letzten gesellschaftlichen und künstlerischen Genüsse, welche die Gesellschaft sich in diesem Winter erlauben durfte. Man empfand überall die beginnende Not, wollte in der Stadt aber an ihren Umfang und ihren Ernst nicht gleich glauben.

Traf den Bauer der ungenügende Ausfall der Ernte schon sehr empfindlich, so war der Gutsbesitzer mit dem größern Apparat seines Betriebes noch übler dran. Freilich war er meist in der Lage, Schwankungen des Gewinns zu ertragen, größere Vorräte zu besitzen, über größern Kredit zu verfügen. Dagegen lasteten umsomehr materielle und moralische Verpflichtungen auf seinem Besitz, je größer derselbe war, und zu der Not der kleinen Leute ringsum gesellte sich die Verlegenheit der Reicheren, wie jenen die erwartete Hülfe zu leisten sei. Ein allgemeines Rettungswerk ins Leben zu rufen, lag selbstverständlich Denen ob, die es nicht um ihrer selbst willen zu thun hatten, sondern die Verpflichtung fühlten, für die minder Einflußreichen und die Hülfsbedürftigen zu sorgen. Von einem der größten Grundbesitzer in Estland ging daher auch der Ruf um Hülfe aus.

Baron Bernhard von Uexküll-Keblas wandte sich in den ersten Tagen des Januar 1868 an den Redakteur der Reval-

Digitized by Google

schen Zeitung mit mündlicher Schilderung der beginnenden Not und der drohenden Gefahren. Selbstverständlich stellte sich die Zeitung einem Unterstützungsunternehmen durchaus zur Verfügung. Der einflußreichste Mann in der Verwaltung der Stadt, Syndikus Oskar von Riesemann war auf Befragen sofort zur Mitwirkung bereit. Eine öffentliche Versammlung wurde berufen, ein Komité gebildet, welches auch sogleich die erforderliche Genehmigung des Gouverneurs erhielt, und ein Aufruf in der Zeitung erlassen. Noch in demselben Monat waren die von den Lokalbehörden und Landesbeamten erbetenen Berichte eingegangen; über die notleidenden und ernstlich bedrohten Gebiete des Landes wurde ein Netz von Lokalvereinen gebreitet, die fortan in dauernde und so regelmäßige Verbindung mit dem Revaler Zentralkomité traten, daß fast in jeder der Wochenversammlungen des letztern von ihnen allen Berichte vorlagen. Die Arbeiten dieser Gesammtorganisation waren so lebhaft, daß bis zum August des Jahres, also in 7 Monaten nicht weniger als dreißig Berichte in der Revalschen Zeitung veröffentlicht werden mußten. Daß der damalige Redakteur zum Schriftführer des zentralen „Notstandskomités" gewählt war, vereinfachte den Geschäftsgang, wie den Erfolg desselben.

So trübe die Zeit war, so schmerzliche Eindrücke sie hinterlassen mußte, so steigt doch manches erfreuende und erhebende Bild aus diesen Klagen und Sorgen empor.

Es war zuerst eine Zeit, in welcher nicht bloß an allgemeine Menschenliebe und an die landsmannschaftliche Treue Forderungen gestellt, sondern in welcher auch Hülfsbereitschaft und Opferwilligkeit als selbstverständliche Pflichten aufgefaßt wurden. Eine ganze Provinz einmütig an einem guten Werke schaffen, jeden persönlichen Hader, jeden Standesgroll, jede nationale Überhebung schwinden und die echte Menschenliebe als selbstverständlich sich erweisen und hinnehmen zu sehen — das ist kein Schauspiel, das Einem oft zu Teil wird, kein Genuß, an den nicht ein Stück eigener Entbehrung oder eigener Arbeit zu setzen sich lohnte. Von der Ungerechtigkeit, von der Lieblosigkeit, von der Gewaltthätigkeit des „Herrn" gegen den „Esten" hatten wir soeben gelesen; unablässig schwirrten Lockungen zur Auswanderung durch das Land; Reiseapostel predigten in

Digitized by Google

den Krügen; sogenannte Landagenten, Spekulanten auf den Hunger und die leichte Bethörung der notleidenden Bauern trieben mit utopistischen Verheißungen ein einträgliches Gewerbe — aber die Hülfsthätigkeit ging unbeirrt und unverdrossen ihren Weg fort, und nach anderthalb Jahren — in dem zweiten Notjahr mußte das Revaler Notstandskomité seine Thätigkeit über die ganze Provinz ausdehnen und den Hülfskomité's ganz besondere Anstrengungen zuweisen — nach anderthalb Jahren konnte sie ihren Rechenschaftsbericht mit der Versicherung schließen, daß kein Mensch in Estland Hungers gestorben sei, daß kein Hungertyphus sich gezeigt habe, daß kein Feld aus Mangel an Saat unbestellt liege. Zu weitaus größerem Teil war die Hülfe von auswärts, aus Petersburg, Riga, Finnland, aus den zerstreuten deutschen und lutherischen Kolonieen im Reichsinnern, nicht wenig auch von Berlin, Stuttgart, Hamburg und Basel gekommen, die Regierung hatte zur Beschaffung von Saat eine bedeutende Summe dargeliehen: das Notstandskomité hatte an Thüren und Herzen geklopft, aus denen die reichen Gaben flossen, und diese nach dem Ermessen der umsichtigsten und erfahrensten Leute im Lande verteilt. In den Lokalkomité's, denen im zweiten Notstandsjahr der schwerere Teil der Arbeit: die Verteilung und Beschränkung der Unterstützung und die Verantwortung für deren richtigste Verwendung zugefallen war, saßen schon überall Bauern neben ihren Gutsherren und Pastoren, zum ersten Mal mit ihnen zu einer öffentlichen Arbeit verbunden.

Das Verbinden und Vereinen sonst sich fremdbleibender Elemente war eine von den natürlichen Nebenwirkungen der Notstandsarbeit. Schon in der ersten Versammlung trafen sich Männer der verschiedensten Lebenskreise zu gleichem Interesse: im Zentralkomité arbeiteten dann Männer zusammen, welche — in damaligem gesellschaftlichen Geiste — sich aus Vorurteil und Dünkel sonst vermieden hatten. Sie lernten sich kennen und achten. Die praktischen Aufgaben bewirkten, daß der Gutsbesitzer die überlegene geschäftliche Klarheit des Kaufmanns erkannte, der Kaufmann die Sorge des Gutsherrn um die Bauerschaft würdigte. Der Studirte lernte von dem Handwerker, der die Not der verschämten Armen reichlich kannte, und der Handwerker sah, daß auch der Advokat sich eigen-

Digitized by Google

nutzlos dem Wohl des Niedern widmete. Es war eben der rein menschliche, gute Zweck, der Alle vereinte und verband.

Die Thätigkeit für die Hungernden auf dem Lande lag — wie erwähnt — zuletzt fast ganz in den Händen der Lokalkomités, die nach Kirchspielen gebildet waren, und in denen fast überall der Pastor den Vorsitz führte. An die Pastore hatten sich die Klagen zuerst gerichtet, und Pastore waren die besten Kenner von der wahren Hülfsbedürftigkeit ihrer Gemeindeglieder. Erschütternd klangen oft die Bitten, welche sie dem Zentralkomité übermittelten, bisweilen ganz kindlich und naiv. So schreibt Einer, der gern selber gegeben hätte: „Bitte, bitte, Hülfe! Viele Leute kommen alle Tage und wollen zu essen“ u. s. w. Recht eindringlich meldet — nicht dem Komité sondern den „Peterburgskija Wedomosti„ ein Korrespondent —, daß der Bauer in Estland nur noch Stroh zur Nahrung und keine Hülfe habe, was zu einer scharfen Replik des Komités Anlaß gab.

Zentralstelle für die Verpflegung der Bedürftigen im Kirchspiel war — wie erwähnt, überall — das Pastorat.

Wer kennte bei uns nicht den idyllischen Reiz eines baltischen Pastorats? Schon in gewöhnlichen Zeiten war früher das Pfarrhaus immer der Ort, an den das einsame Waisenkind und die abgethane Botenfrau ihren Kummer trugen, wo der Gemeindeälteste in endlosem Palaver dem Pastor seine Bedenken über das Flicken des Schulhausdachs vorbrachte oder die alte Mai einen Brief von ihrem Soldatensohn entziffert haben wollte. Sie alle hatten Anliegen an den „Kirchenherrn“ oder an die „Kirchenfrau“, selten aber Betteleien. Die Ärmsten erhielten dort ohne viel Gerede ihren Teller Suppe, die Tagediebe und Nichtsnutze gingen nicht hin. Die Wohlthätigkeit in dem einfachen Hause war eine stille, beschränkte, mehr Wohlthat am Gemüt als am Leibe. Und am Gemüt gab's immer etwas wohlzuthun: den Klagenden that es schon wohl, daß ihr Wehklagen mit Geduld und Freundlichkeit angehört wurde, und mehr als ein Prozeßsüchtiger ging aus dem Pfarrhause mit den Worten: mag es denn so bleiben, danke auch vielmals. Die Leute, die den Tod eines Angehörigen zu melden hatten, erfuhren hierbei zu ihrer Überraschung, wie alt derselbe sei,

Digitized by Google

Andere erfragten, wie sie ihre Briefe an entfernte Kinder zu adressiren hätten. Verpflegung suchten gewöhnlich solche, die sich als berechtigte Hausgenossen fühlten, weil sie regelmäßig ein oder zweimal in der Woche kamen.

Diese Art häuslicher und gemütlicher Wohlthätigkeit wirkte auf das Gemüt der Pastorenfamilie, die Glied für Glied sie in bestimmtem Sinn ausüben konnte. Das Geben im Geiste macht nicht bloß selig, es macht auch besser. Ein großer Teil der Liebenswürdigkeit und der Herzensgüte Derer, die aus Pastorenhäusern hervorgegangen sind, erklärt sich aus dieser Atmosphäre des Gutthuns, aus der frühen Übung des Gutthuns im Geiste. Vielleicht hing die innere Harmonie, die sich beim Heranwachsen in solcher Liebesthätigkeit und in der Weise des Verkehrs, der sich dabei entwickelte, mit der Liebe und Pflege der weichsten aller Künste, der Musik, zusammen, die in jedem Pfarrhaus heimisch war. Es war sicher nicht Gottes Wort allein, was unter dem bescheidenen Dach eine stille, in sich glückliche Heiterkeit schuf. Hier herrschte offenbar die Liebe, und zwar die Liebe in allen Formen, von Vater- und Mutterliebe, Geschwisterliebe und steter Verliebtheit der erwachsenden Söhne bis zur weiten Liebe zum Volk und zur allgemeinen Menschenliebe, die unter andern Verhältnissen und andern Erziehungsbedingungen sonst erst in den Jahren der Reife des Gemüts und Kopfes zu erwachen pflegt.

Wer aus dem Getriebe einer Großstadt in die Stille eines estländischen Pastorats geriet, empfand in Lebensansichten und Lebensgewohnheiten überall den scharfen Gegensatz zwischen dort und hier, in keinem Punkte aber so scharf, wie in der Nutzung der Zeit. In der Großstadt herrscht die Eile. Alle innern und äußern Mittel sind angestrengt, alle Nerven gespannt, alle Pulse beschleunigt. Das Geschäft, die Arbeit, das Vergnügen, selbst die Erholung geschieht in raschem Tempo, der Mensch spricht schnell und deutlich, um nichts wiederholen zu müssen, er geht rasch oder fährt, wenn er kann, und jagt, wenn er fährt. Der rechte Großstädter hat niemals Zeit, immer erwartet ihn ein Neues, immer rennt er dem Neuen entgegen. Er hat keine Zeit zur Ruhe, und keine größere Feindin als die Zeit.

Digitized by Google

Wie so anders im Pastorat. Hier hat man immer Zeit, hier kennt man die Eile nicht. Man ist geduldig, weil man nicht getrieben wird, und man treibt nicht, weil man keinem Neuen entgegenjagt. Hier geht die Tagesarbeit ihren ruhigen, gemessenen Schritt, hier ist die Mahlzeit ein langsamer, wenn auch noch so bescheidener Genuß, hier pflegt man nach ihr der Ruhe, hier kann man — was in der Großstadt nur Wenigen vergönnt ist — spazieren gehn, Spiele spielen, gemeinsame Lektüre treiben, Quartett singen, Liebhabereien obliegen — und gesammelten Gemütes an der Sonntagspredigt feilen. Nur in einem Zimmer des Pastorats pflegt eine große Eckuhr zu stehn, ein Familienstück, das langsam tickt und langsam, sehr langsam schlägt. Wir haben Zeit, sagen die Krebse, wenn sie in großen roten Bergen auf den Tisch gestellt werden, beeilt euch nicht mit dem Schälen. Wir haben Zeit, sagt der Kutscher, wenn er Ordre bekommen hat, anzuspannen. Wir haben Zeit, sagt der Pastor, wenn das „Mädchen" meldet, die Pferde seien „vor". Wir haben Zeit, sagen die Pferde, wenn sie im Staube der Landstraße die alte Pastorkalesche langsam dahinschleppen. Und „da kommen sie endlich", sagt die Baronin Z., wenn die Pastorat'schen als die letzten Gäste ruhig in den Saal treten. Das allezeit „Zeit haben" ist der fetteste Nährboden für das Wartenlassen.

Wie es jetzt damit stehe, mag dahingestellt bleiben. In der alten Zeit, von der hier geredet wird, war das Wartenlassen in Estland in allgemeinem Schwunge. Natürlich zumeist auf dem Lande. Auch kleinere und mittlere Städte zeigen die mehr oder minder ausgesprochene Neigung, Großstädte zu werden, in der wachsenden Ungeduld. Doch hinderte diese nicht, daß der Schneider, der Tischler, der Schornsteinfeger mit Vorliebe auf bestellte Arbeit oder auf persönliche Dienstleistung warten ließen, was natürlich den Hausbetrieb zur Deckung der Bedürfnisse beförderte. Auf dem Lande ließ man in aller Form und bei jedem Anlaß warten. Ein Herr, der seinen Kutscher zu einer bestimmten Stunde an einen bestimmten Ort bestellt hatte und pünktlich erschien, war ein Pedant, eine belachte Person, ein Despot im Hause. Hatten Bauern ein persönliches Anliegen, ein persönliches Geschäft mit dem Gutsherrn,

Digitized by Google

so kamen sie gewohnheitsmäßig früh und warteten geduldig in der Gesindestube bis sie vorgerufen wurden, warteten oft stundenlang, weil auch der humane Herr es als ein ganz selbstverständliches Herrenrecht ansah, über die Zeit der Untergebenen zu disponiren. Diese aber übten das ebenso selbstverständliche Recht des Untergebenen, ihre Angelegenheit nun auch mit dem nötigen Ernste eines luxuriösen Zeitaufwandes vorzutragen. Nun war die Reihe, Geduld zu üben, an den Herrn gekommen. Und es läßt sich nicht leugnen, diese Probe wurde gewohnheitsmäßig nicht schlechter bestanden, als die der wartenden Bauern.

Vom Gutshof zum Pastorat: Das Wartenlassen war couleur locale. Diese Unart und barbarische Verschwendung der Zeit und Geduld des Andern wurde nicht — wie etwa von unbeschäftigten Bureauvorstehern oder Zahnärzten oder Damen, die sich zu schminken pflegen, aus höhern Gründen der Würde oder des Rufes oder der Eleganz — verübt, sondern in allgemeiner naiver Unterschätzung der Zeit und in vertrauensvoller Rechnung auf Gegenseitigkeit. Dieser träge Pulsschlag des Lebens wurde durch die Thätigkeit im Notstande plötzlich beschleunigt.

Das gab plötzlich eine praktische Arbeit, die keinen Aufschub duldete, die zugleich ein — der liebevollen Gesinnung und dem Gemütsdrange des Pastors entsprechendes Werk war. Denn nicht um Verteilung von Geld und Lebensmitteln, sondern um Erteilung von Arbeit und Arbeitsmaterial, also um Fruktifizirung der Zeit der Hülfesuchenden handelte es sich: das war der plötzliche Gegensatz zwischen dem alten Sichgehenlassen und der neuen Forderung rascher That.

Die Ausdehnung der Hülfsthätigkeit im zweiten Notjahr hatte es notwendig gemacht, einige Prinzipien der Hülfsleistung allen Zweigkomités besonders ans Herz zu legen. Zu diesen gehörte die Förderung des Hausfleißes und des Erwerbs durch solchen. Dies geschah durch Lieferung von Arbeitsmaterial für ländliche Industrieerzeugnisse und durch Vermittelung des Absatzes solcher Erzeugnisse. Beides forderte viel Umsicht, viel Energie und ununterbrochene Thätigkeit. Jetzt erhielt das Pastorat eine andre Physiognomie: von Zeit zu Zeit, je nach dringendem Bedürfnis,

Digitized by Google

doch in der Regel sehr oft, versammelten sich beim Pastor Gutsherren und Bauern zum Komité und disponirten über die ergangenen Bitten und Hülfsgelder. Dann kamen die hülfesuchenden Männer, Frauen, Kinder. Nach ihrer Kraft und ihrer Befähigung wurden Materialien ausgeteilt, Buch drüber geführt, Quittung gegeben. Andre kamen und brachten angefertigte Ware, die empfangen, geprüft, geschätzt und expedirt werden mußte. Und dazu Berichte und Rechnungen. Alles jetzt in Eile, denn nun wußte man oben und unten, was Zeit wert ist. Dies ist ja der ideale Segen des Hausfleißes, daß er Müßiggang und Trägheit, also Zeitvergeudung bekämpft, das Bewußtsein des eigenen Könnens weckt und die Abhängigkeit des Landwirts von den unberechenbaren Wechselfällen der Natur mindert.

Es ward ferner den Pastoren besonders die Sorge um die Kinder empfohlen. Not auf dem Lande offenbart sich in der Stadt im Zudrang der Bettler und namentlich bettelnder Kinder. Diesem Übel und seinen Gefahren zu wehren war in Reval ein zeitweiliges Asyl für auswärtige Bettelkinder gebildet, auf dem Lande wurde die Verpflegung derselben mit den Schulen verbunden. In mehreren Kirchspielen mußten besondere Notschulen errichtet werden. Auch hier fiel große und drängende Arbeit auf das Pastorat. Ebenso in der Frage, wie den Auswanderern zu helfen sei, welche von thörichten Menschen und thörichten Hoffnungen verleitet, ihr Glück vergeblich in der unbekannten Fremde gesucht hatten und jetzt vollkommen mittellos, oft krank, belastet mit der Lächerlichkeit ihres Mißerfolges (der Este ist Spötter, auch wo er Mitleid fühlt) in das verlorene Heim zurückkehrte. Auch hier war der Pastor der kundigste Berater und der Übermittler unentbehrlicher Hülfe.

In die einstige stillvergnügte Idylle des Pfarrhauses hatten Notschreie, hastende Thätigkeit und mancher Undank störende Mißtöne hineingeschmettert. Es hatte eben unter der allgemeinen Kalamität jeder Stand nicht bloß materielle Einbuße zu tragen, sondern auch an Altgewohntem und Liebgewordenem Opfer zu bringen. Allen aber hat der erfolgreiche Kampf gegen die Not manchen Segen gebracht: eine Mehrung des Gefühls der Zusammengehörigkeit, eine Minderung des Mißtrauens und der Unterschätzung

Digitized by Google

von Stand zu Stand, eine größere Anspannung der Kräfte, eine höhere Würdigung der Zeit, das Bewußtsein der dem Lande anerzogenen Selbstordnung und Selbsthülfe.

Aber auch der Wert der Öffentlichkeit hatte eine höhere Anerkennung gefunden. Daß ein Werk, wie jene Notstandsthätigkeit, eines öffentlichen Organs nicht entbehren könne, war freilich von vornherein unbestritten geblieben. Aber noch saßen die Elemente in der Herrschaft, welche in der Öffentlichkeit zwar die Brauchbarkeit und Zweckdienlichkeit der Presse anerkannten, aber in der Macht derselben eine größere Gefahr für das Ganze, d. h. für ihre eigene überkommene Gewalt sahen.

Unmittelbar an die Notjahre knüpfte sich für die Zeitung ein ernster Kampf. Die schon erwähnte gelbe Broschüre, dann eine Reihe von Artikeln Woldemars in Zeitungen oder in Broschürenform hatten ihre Anklagen gegen die Ostseeprovinzen, besonders gegen Estland, trotz des im Flusse befindlichen Notstandswerkes fortgesetzt. Eine Stimme aus Reval in einem Petersburger Blatte hatte sogar die Existenz eines Hülfskomités in Abrede gestellt und daraus die bösesten Folgerungen gezogen, obgleich gerade damals in Petersburg öffentliche und private Sammlungen für die Thätigkeit dieses Komités ein ganz überraschendes Zeugnis für das Vertrauen zu diesem ablegten.

Das Komité konnte sich damals auf seine in der Zeitung veröffentlichten sechzig Berichte und Protokolle (je dreißig in den Jahren 1868 und 1869) berufen. Aber ein Jahr später durfte ein Gelegenheitsskribent, ein Petersburger Student, der seine Ferien als Hauslehrer in Reval verbrachte, in dem oben erwähnten Petersburger Blatte eine Denunziation gegen die estländische Gouvernementsobrigkeit veröffentlichen, in welcher er diese der Unterschlagung von Geldern verdächtigte, die zur Linderung des Notstandes hätten dienen sollen. Es war nur der Anfang einer Reihe von Gehässigkeiten: mit sehr ungleichen Waffen — etwa mit einem Regenschirm gegen ein Schlachtbeil — führte die baltische Presse die Verteidigung ihrer Heimat gegen Angreifer, deren bedeutendster und eifrigster der damalige Redakteur der russischen Moskauschen Zeitung war. Für so bedeutend aber hielt der Nachfolger des

Digitized by Google

berühmten Katkow jene Streitartikel, daß er dieselben dreißig Jahre später — im September 1897 — in einem Extrablatt noch einmal veröffentlichte, eine Travestie des stehenden Schlußworts des älteren Cato. Man hatte also in dreißig Jahren nichts gelernt.

Wie wunderlich klangen bisweilen die Entdeckungen, welche damals argwöhnisch gewordene Reisende aus Petersburg in Estland zu machen meinten und die sie schleunigst ihren Leibblättern zusandten. So jene Schauergeschichte von den estnischen Bauerhütten aus Stroh und Reisig, die nicht Thür noch Fenster hätten, so niedrig wären, daß kein Mensch in ihnen stehen, und so kurz, daß keiner sich in ihnen ausstrecken könne. Aus solcher Behausung habe der Erzähler selbst die mageren, zitternden Füße einer alten Frau hervorragen sehen, und das in unmittelbarer Nähe der Stadt Reval, bei der Einfahrt zur Datsche eines reichen Deutschen. Er meinte die Schutzhütte der alten Pförtnerin auf dem Wege nach Kosch. Daß solche Schilderungen bei Leuten von Wirkung waren, welche ihre Kenntnis des Landes nur aus dem „Esten und sein Herr" oder aus einigen auswärtigen Zeitungen schöpften, war erklärlich. Jene phantastischen Märchenerzähler fanden ihr Publikum, schürten Streit und störten nach Kräften jede aus sich selbst sich entwickelnde Lebensthätigkeit der Provinz: was ihnen fremd war und fremd geblieben, das war der Sinn für geschichtliches Werden, ein Sinn, der nicht bloß wissenschaftlich und theoretisch, sondern auch fortarbeitend und praktisch ganz und gar zu der Eigenart der Ostseeprovinzen gehört und sie ganz durchdrungen hat.

Dieser historische Sinn ist nicht das Haften an ererbten Verhältnissen und Formen, sondern das Bemühen, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und die Wege der Zukunft zu suchen. Der historische Sinn mag keine Experimente, die keinen Zusammenhang mit dem Bestehenden haben, aber er verträgt noch weniger das tote Beharren im Bestehenden. Die Geschichte lehrt unablässige Veränderung als Gesetz der Vergangenheit, und der rechte historische Sinn sucht die Anwendung dieser Lehre auf Gegenwart und Zukunft. Das Werden ist das Lebensgesetz der Menschheit, und das Werden ist die Arbeit. Setzt man dem menschlichen Körper an die Stelle eines schadhaften oder fehlenden Gliedes

Digitized by Google

auch den künſtlichſten Apparat Heſſings an, es bleibt doch ein toter Apparat, ein hölzerner Fuß, eine eiſerne Fauſt, eine ſilberne Hirnſchale. Die körperliche Notlage des Einzelnen macht ſolchen Notbehelf unentbehrlich, eine menſchliche Geſammtheit beſitzt die Lebenskraft, wie der Krebs die Scheeren, ſo die ihr abgenommenen Organe ſich neu wachſen zu laſſen.

Hiſtoriſcher Sinn hat in den Räumen des alten Kloſters den Mittelpunkt geſchichtlicher und rechtsgeſchichtlicher Forſchungen geſchaffen. Hiſtoriſcher Sinn hat mit ethnologiſchen, numismatiſchen, kunſtgeſchichtlichen und namentlich mit foſſilen Sammlungen ein Provinzialmuſeum gegründet, das hoffnungsvoll in die Zukunft ſchauen läßt. Hiſtoriſcher Sinn hat in den Jahren der Not ſtets im Auge behalten, daß die Kraft, die Arbeitsluſt, die Erwerbsfähigkeit, die Sittlichkeit erhalten und fortentwickelt werden.

Derſelbe Lebensdrang, der den Glauben an die Zukunft auch in ſchwerer Zeit mutig aufrecht hielt, ſchuf auch aus innerſtem Bedürfen die gemeinnützigen Vereine der ſechziger Jahre und für Alle und alles Werdende die lokale Preſſe. Schon in den Notjahren ſelbſt wuchs ihr eine neue, wichtige Aufgabe heran: die große Frage des Verkehrs erwachte von Neuem und in ganz anderer Form, als zu den Zeiten der Völker- und Kirchenbewegungen.

Digitized by Google

Jubiläen.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Feste und Feiern. — Haus und Schule. — Blüte des Schullebens. — Albert Hollander und die Jubiläen von Birkenruh. — Die Domschule in Reval. — Glanzleistungen bei Schulfesten. — Mönchslatein.

Wem das Leben mehr geworden ist, als eine Kette von Mühsalen oder eine Perlenschnur von Genüssen, wer in dem Wechsel von Mühe und Muße, von Gewinnen und Verlieren, von Verzichten und Hoffen den Zusammenhang gefunden, welcher die einzelnen Tage zu dem Begriff des Lebens verbindet, der wird mit besonderem Danke der Stationen gedenken, in welchen sich Geist und Kraft ihm erhöhten, jener Freuden, die er mit lieben oder gleich fühlenden Menschen genoß, und die ihm immer wieder sagen, daß seine Erinnerungen die Erinnerungen Vieler und die kurze Spanne seines Lebens doch auch ein Teil vom Leben eines größeren Menschenkreises gewesen ist. In diesem Sinne glaubte ich meine Erinnerungen zusammenstellen und weitergeben zu dürfen: sie sind Erinnerungen einer kurzen Periode im Leben der Heimat, Erinnerungen an Männer, die zu den besten ihrer Zeit gehörten und ihre Zeit zu einer guten machten.

Demjenigen, der über eine Wiese hingegangen ist und jetzt zurückschaut, erscheint diese — nach Jean Pauls Bilde — mit Blumen bedeckt. Das einfarbige Gras verschwindet in der bunten Masse der Farben. So treten in der Rückschau des Lebens auch die farbigen Freuden lebhafter hervor, als die gewöhnlichen Mühen und die dunkeln Sorgen des Tages. Der Blick bleibt an den Bildern verlebter Feste hängen, das Herz freut sich noch einmal des Gefühles, dankbar sein zu können.

Digitized by Google

Weihnachtfeier, der Eltern und Geschwister Geburtstage, der eigne Geburtstag — später Hochzeitstag, Kindergeburtstag u. s. w., das pflegen Lichtpunkte im Leben des Einzelnen zu sein: freudig erwartet, fröhlich begangen, dankbar beschlossen. Aber der intime Charakter dieser Familienfeste hat nur mittelbar Bedeutung für die Gesammtheit. Auch der „Feiertag des Herzens", von dem Schleiermacher sagt: „Achte auf ihn, daß du ihn heiligest", will nur in tiefster Stille des eigensten Lebens gefeiert sein. Die Feste aber, welche die ganze Menschheit, die Christenheit, Völker, Landschaften, Stämme vereinen, das sind Faktoren in der Erziehung des Menschengeschlechts, und solche verbindende, in ideeller Zusammengehörigkeit Viele zum Begriff eines Ganzen vereinende Kräfte sind es, die geheiligt werden und geheiligt werden müssen in dem Gedächtnis des Ganzen, wie jedes Einzelnen. Der Grieche feierte die Volkseinheit in Olympia und stellte sie unter den Schutz des größten seiner Götter, die Israeliten feierten an ihrer heiligsten Nationalstätte als höchstes ihrer Feste die Rettung ihres Volkes, die Kirche erhob und benutzte zu ihren Festen, was früher zu großen Einigungen der Völker gedient hatte. Immer waren Bedeutung und Heiligkeit in dem Gefühle der Einheit Vieler begründet. Und je mehr die Feiernden sich als Bevorzugte, Auserwählte, Geheiligte empfanden, um so wichtiger wurden ihre Feste für das arbeitende, kämpfende, tägliche Leben.

In der vereinenden Kraft liegt die Bedeutung jedes Festes im größten, wie im kleinsten Maßstab. Auch der Geburtstag des verlassenen Waisenkindes wird zum Feste, wenn die Bilder der Verstorbenen zu dem armen, einsamen Kinderherzen herantreten, und unfestlich bleibt trotz Kanonendonner und Kirchenparade der Tag, wenn an das Herz des Fürsten kein wahrhaftiger, warmer Menschengruß herantritt.

Kein Lebensalter ist den Festen so offen, ist ihrer so bedürftig, als die Zeit rechten, innigen Liebesverlangens. Kindheit und Jugend brauchen zu ihrem Gedeihen Feste, weil sie Liebe und Liebesäußerungen brauchen, weil sie mit Andern, mit Eltern, Geschwistern, Freunden, Geliebten, Gleichstrebenden und Gleichbegeisterten einig sein wollen, und weil sie in dieser Einigkeit den Zusammenhang der ganzen Menschheit ahnen.

Digitized by Google

„Achte auf den Feiertag deines Herzens, auf daß Du ihn heiligest.“ Das gilt nicht bloß als Gebet für Frauenherzen, es gilt für alle Menschengemüter. Das Verlangen nach dem Feste soll ein Verlangen einer Feier werden, und die Feier soll geheiligt sein. Darum erfreut die rechte Erziehung das Kind gern durch ein Fest und erhöht das Fest durch Liebe und jenen Sinn der Zusammengehörigkeit, in welchem die menschlichen Verpflichtungen und Beglückungen wurzeln. So wird auch die einfachste Veranstaltung zur Erfreuung unserer Kinder — oft ohne der Eltern Bewußtsein und Absicht — zu einer pädagogischen That, deren Wirkung der Erwachsene später mit Dank als eine Gutthat an seiner Erziehung erkennt.

Unsere alte baltische Pädagogik hat — zielbewußt oder traditionell — in Haus und Schule den Festen immer ein großes Recht in der Erziehung der Mädchen wie der Knaben zugestanden. Der stark ausgeprägte Familiensinn mit dem ausgedehnten Verwandtschaftsbegriff, die breitere Einrichtung unserer Wohnungen und unserer Wirtschaft, die allgemeine Gastlichkeit und — last not least — die gesellschaftliche Gruppirung machten es natürlich, bequem und mitunter obligatorisch, daß den Kindern schon im Hause manches Fest bereitet wurde, wie es außerhalb der baltischen Lebensbedingungen und der baltischen Lebensauffassung nicht vorzukommen pflegt. Von einem Feste, das eine ganze Schule zusammenfeiert, ist schon in den ersten Kapiteln bei Anlaß der Geburtstagsfeier unserer verehrten Tante Gustchen die Rede gewesen. Dies galt von einer Elementarschule; aber auch die Mittelschulen hatten ihre Feste und Feiern.

Die Verhältniszahl der Schulen zu der Bevölkerung giebt den Maßstab für die allgemeine Bildung, für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und für die Sittlichkeit des Volkes. Der Schule liegt überall das hohe Amt ob, Menschen und Völker zu höherer Einsicht, zu festerem Wollen und zu leichterem Erreichen der menschlichen Lebenszwecke zu führen. Dieses Amt der Schule giebt ihr bei Individuen wie bei Völkern, welche den sittlichen Wert und Zweck des Menschtums erkannt haben oder auch nur ahnen, Würde und Unverletzlichkeit. Nur Schulen, welche ihre geistige und sitt-

Digitized by Google

liche Bestimmung vergessen haben oder ihr aus äußeren Gründen nicht nachzukommen vermögen, dürfen als nutzlose Werkzeuge verworfen werden: ein bildungsbedürftiges Volk wird solche Schulen zuerst zu bessern, in zweckentsprechende zu verwandeln suchen, ehe es auf ihre Dienste ganz verzichtet. Eine zu jenen hohen Menschenaufgaben noch nicht ganz unbrauchbare Schule bleibt noch immer ein Schatz, der nur zeitweilig ungenügend verwendet werden kann, denn eine neue Schule gründen ist eine schwere, unsichere und deshalb nicht gefahrlose Aufgabe. Aus Experimenten ergeben sich leicht ungesunde Früchte. Die Tradition guter Leistungen in der Vergangenheit ist eine der mächtigsten Stützen für die Leistungen der kommenden Zeiten. Die erworbene Ehre ist auch hier Verpflichtung zur Erhaltung der Würde, zum Erwerb neuer Ehre.

In allen geschichtlichen Wechseln der Zeiten haben sich in den Ostseeprovinzen mehrere Schulen durch diese Kraft der Tradition nicht nur in langer Dauer, sondern auch in steigender Leistungsfähigkeit und sittlicher Bildungskraft erhalten. Einigen war es gegeben, auf eine mehrhundertjährige, einer sogar auf eine fast sechshundertjährige ununterbrochene Thätigkeit zurückzuschauen: die Domschule in Reval war sicher eine der ältesten Schulen Europas.

Daß die lebende Generation sich des Wertes wohl bewußt war, welchen so alte, um das Land so hochverdiente Anstalten besitzen, haben die Jubiläen und Gedenkfeste bewiesen, welche in den 50er, 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts von verschiedenen baltischen Schulen gefeiert werden konnten. An einige dieser nicht gewöhnlichen Erlebnisse der Provinzen knüpfen sich auch persönliche Erinnerungen des Verfassers.

Schulfeste waren wohl in den meisten baltischen niedern und mittleren Schulanstalten Brauch. In den Privatschulen gaben die Geburtstage des Vorstehers oder der Vorsteherin (wie der von Frl. Raupach), besondere historische oder kirchliche Gedenktage — wie in einigen thatsächlich ganz protestantischen Schulen der Reformationstag oder der Martin-Lutherstag — hiezu Anlaß, mehr aber noch pädagogische Erwägungen. Es bestanden um jene Zeit in kleineren Städten Livlands allein vier mittlere Privatschulen für Knaben: Wenden, Fellin, Werro, Oberpahlen (Flecken). Diese Anstalten

Digitized by Google

unternahmen gleichsam als Frühlingsfeier im Mai oder Juni mit den älteren Schülern weitere, mit den jüngeren kürzere Fußreisen. An staatlichen und ritterschaftlichen Gymnasien bestanden damals in Livland 4 (Riga, Dorpat, Pernau, Arensburg), in Estland 2 (Gouvern.-Gymnasium und Domschule), in Kurland 3 (Mitau, Libau, Goldingen). Diese alle veranstalteten jährlich Ausflüge, Turnfahrten oder dergl. — Alles von dem erzieherischen Prinzip aus, daß Gesundheit und Körperkraft, Heimatkunde, Liebe zur Natur, Jugendfrische und Frohsinn von der Schule ebenso zu pflegen und zu fördern seien, wie Mathematik, Grammatik und Geschichte. Diese glücklichen Schulfahrten und Schulfeste übten zugleich die Wirkung, Lehrer und Schüler in ungezwungenster Weise einander menschlich näher zu führen und enger zu verbinden. Sie gehörten zu den wirksamsten Erziehungsmitteln und zu den freundlichsten Erinnerungen der Gymnasialzeit. Selbstverständlich konnte nur ein wirklich würdiger Lehrkörper solche Erfolge erzielen, und meine Erinnerungen führen mir als Direktore und Lehrer eine Reihe so würdiger, reichgebildeter und trefflicher Männer und Menschen vor die Seele, daß ich nicht umhin kann, wiederum die glückliche Zeit zu preisen, in welcher die Provinzen so hohen Vorzugs sich erfreuten.

In die Zeit dieser Blüte unseres Schulwesens fielen die erwähnten, außergewöhnlichen Schulfeste, die Jubiläen.

Den Reigen derselben eröffnete die Privatlehranstalt Birkenruh bei Wenden. Albert Hollander hatte sie am 29. Mai 1825 gegründet. An dem Jahrestage 1850 versammelten sich in dem alten Hause bei den Birken frühere Schüler und treue Freunde der Anstalt zu einer Feier, deren schönste Weihe die aufrichtige Liebe und Verehrung war, welche Alle dem vortrefflichen Leiter der Anstalt entgentrugen. Es lag ein Bekenntnis in dieser Verehrung. Denn Hollanders Gewalt über seine Mitarbeiter wie über seine Schüler lag in seiner ausgeprägten, abgeschlossenen Persönlichkeit. Man konnte nicht sagen, er habe ein Programm gehabt oder aufgestellt: er selbst war dieses Programm. Er erzog zur Mannhaftigkeit, weil er selbst ein voller und ganzer Mann war; was Andere als Aufgabe oder Pflicht auf sich genommen, das war

Digitized by Google

für ihn Bedürfnis seiner Natur. Er diente Allen, weil er seinem eignen Herzenstriebe diente. Es gab keine Versuchung, die ihn seiner Natur hätte untreu machen können, es gab kein Ideal, das ihn in der Jugend begeistert, im Alter aber verlassen hätte. Ein freier Mann, der nie dem Willen eines Vorgesetzten hatte dienen müssen, der sich selber aber ein unbestechlicher Vorgesetzter und ein strenger Regent und Richter war. Solche Erzieher brauchen nicht viel Worte noch Reden, die Zöglinge fühlen und erkennen bald, daß jene *sind*, was sie einst *werden* sollen. Diese Erkenntnis aber wird zur Verehrung, und in diesem Sinne war die Verehrung, die Hollander genoß, ein Bekenntnis zu den Idealen, die ihn ganz und gar erfüllten.

Klarer, einfacher, eindringlicher können Hollanders pädagogische Grundsätze nicht ausgesprochen werden, als er selbst es in seiner Jubiläumsschrift „Über die Erziehungsanstalt zu Birkenruh“ (1850) gethan. Ausgehend von der Überzeugung, „daß eine sittlich-religiöse Erziehung, die stets Hauptzweck der Anstalt geblieben ist, nur in einem christlichen Familienleben gedeihen könne“, hatten Hollander und seine treue, ihm gleichgesinnte Lebensgefährtin ihr Werk mit sehr wenigen Schülern begonnen, und dem ruhigen, charakterfesten Gleichmaß, wie der Gesinnungstreue Beider gelang es, bei der großen Zunahme und selbst bei beginnender Überfüllung der Anstalt doch den Familiensinn als die Grundlage des Zusammenhalts aller Lehrer und Schüler zu pflegen. Bei jenem Jubiläum 1850 konnte der Freund des Hauses und der Schule, der spätere Generalsuperintendent von Livland und Bischof, der allezeit unerschrockene D. Ferdinand Walter in der erhebenden Festrede den Vorschlag machen, daß fortan, wie in den ersten bescheidenen Jahren des Bestehens der Anstalt, wieder das innige Verhältnis von Söhnen zu ihren Eltern in dem beiderseitigen Gebrauch des vertraulichen und herzlichen „Du“ seinen Ausdruck finde, und mit Begeisterung stimmten die etwa 100 Schüler ein und kannten von nun ab nur noch den *Vater* Hollander und die *Mutter* Polly. In diesem Akt lag mehr als eine bloße Form: ich habe selbst die Freudigkeit empfunden, mit welcher wir Primaner uns nun dem Hause verwandt fühlten, und habe gesehen, wie vertrauensvoll und unbefangen

Digitized by Google

die Kleinen jetzt Vater Hollander aufsuchten, wenn sie seiner bedurften, und wie auch sie sich freuten, Mutter Polly: „ich danke Dir", sagen zu dürfen, wenn sie aus ihrer Hand die übliche Tagesration an Obst empfingen.

Freudigkeit und Fröhlichkeit war ein Charakterzug jener Schule. Zu dem schönen Verhältnis, das zwischen den Leitern und Lehrern und Schülern bestand und in den Knaben einen unbefangenen Freimut entwickelte, kamen die vielfache Bewegung in freier Luft, das wetteifernde Turnen, die einfache, aber kräftige Kost und die stete Abhärtung, in welcher Hollander selbst mit spartanischer Strenge das Vorbild gab. Die Birkenruher genossen im ganzen Lande den Ruf der rechten, gesunden Frische des Körpers und der Seele. Wie sie zusammengekommen waren, zumeist natürlich aus Livland und speziell aus Riga, aber auch aus Kur- und Estland, so trennten sie sich auf der Universität in die vier damals bestehenden Korporationen, überall mit frohen Erwartungen aufgenommen, weil zu allen körperlichen und geistigen Ansprüchen des Burschenlebens gut vorbereitet, blieben aber auch unter den verschiedenen Farben ihrer Burschendeckel gute Kameraden und treue Söhne des Vaters Hollander und der Mutter Polly.

Von der „gold'nen Birkenruher Zeit" hat unser berühmtester Publizist Julius Eckardt, der selbst damals Schüler der Anstalt war, eingehende und schöne Schilderungen gegeben. Ich kann nicht umhin, hier an die vortrefflichen Aufsätze zu erinnern, die unter den Titeln: „Die baltischen Provinzen Rußlands" (1868) und „Baltische und russische Kulturstudien aus zwei Jahrhunderten" (1869) gesammelt, bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienen sind und nicht bloß von guten, alten Zeiten handeln, sondern selbst jene Frische und Gemütswärme atmen, welche Alt-Livland eigen waren. Das erste Birkenruher Jubiläum wurde für alle Teilnehmenden durch die vereinigende Kraft des Idealismus und des Patriotismus zu einer wirklich geheiligten Feier, in welcher Walters freudige Rede, des Professor Keller schwungvolles Weihelied und Hoheisels patriotische Festdichtung unvergeßlichen Eindruck hinterließen.

Fünfundzwanzig Jahr später beging die Anstalt eine zweite

Digitized by Google

Jubelfeier, zu der wiederum von nah und fern alte Schüler und treue Freunde heranströmten. Wieder wurde mit ernster Andacht begonnen, wieder gab ein schlichter Bericht von den äußern Wandlungen und von der innern Unwandelbarkeit hochstrebender Gesinnung Zeugnis, wieder hob einer der angesehensten Geistlichen des Landes, Pastor Vierhuff aus Wenden, den christlich-religiösen Geist aller rechten Erziehung, wie den religiösen Ernst und die religiöse Treue, die noch in der Anstalt walteten, als deren Charakter und Erbteil hervor, und wieder schloß die Kunst in Musik und Dichtung den ersten Tag des Festes, um den zweiten ganz dem frohen Wiedersehn der frühern Schulkameraden und der Freude der Jugend zu überlassen. Wer aber beide Feste erlebt, der hörte neben dem Gefühl des eigenen nahenden Alters und dem wehmütigen Gedenken der seither abgerufenen Freunde den tiefen Orgelton einer allgemeinen, dunkeln Sorge. Kein Albert Hollander, kein Ferdinand Walter, kein Keller noch Hoheisel mehr — es gab wohl noch Männer, die diesen vielleicht an gutem Willen, an Begabung, an Mut und Tapferkeit des Geistes zur Seite stehen konnten, aber es fehlte — was der Zeit überhaupt genommen ist — der unerschütterliche, freudige Glaube an den Erfolg des eigenen schweren Werks, es fehlte jene Frische und Gemütswärme, die in solchem Glauben ihre Kraft empfängt und bewährt.

Hollanders Anstalt war keine spezifisch livländische. Reinmenschliche und christliche Ideale waren die Grundlagen der dort gepflegten Erziehung, und der Patriotismus, den diese entfachte, war ein starkes baltisches Heimatsgefühl, das in dem treuen Sinn für Gesetz und Ordnung, sich freiwillig und selbstständig in den Dienst des Reiches stellte. Die Schule hat weit über Livlands Grenzen hinaus gewirkt: von den 900 Schülern, welche in den ersten fünfzig Jahren in Birkenruh Unterricht und Erziehung genossen, waren etwa 250 Nichtlivländer und unter diesen wieder 136 aus dem Innern des russischen Reiches. Von Archangel bis zu den Kolonien in Südrußland, von Tauroggen bis Sibirien hat Birkenruh Schüler erhalten. Lokale Beschränkung ist ein Widerspruch gegen die Aufgabe der Schule, den Menschen zum Menschen zu erziehen; jedes Vaterland ist ein besonderes Stück der Welt-

Digitized by Google

ordnung, und jeder Patriotismus die praktische Übung allgemeiner Menschenpflicht und Menschenliebe in dem engern Kreis, in welchen der Einzelne von Natur und Geschichte zur Verwertung seines Geistes, seiner Liebe und seiner Kraft gesetzt ist. Wenn die Schule auch in erster Reihe das Gepräge einer bestimmten, nationalen Individualität trägt, so bleibt sie doch ein Besitz der allgemeinen Menschenkultur. Die arabischen, spanischen, italienischen Universitäten sind heute noch nach sechshundertjährigem Streben und Fortschreiten der Völker ein Schatz, den keines derselben aus dem Schulgang der Menschheit, also auch aus seiner eigenen Entwicklung streichen möchte.

Aber nicht bloß Salerno, Padua, Salamanca, Montpellier sind in diesem Sinne Eigentum aller Zeiten und Völker. Auch bescheidenere Quellen haben frisches Wachstum genährt und im Augenblick, wie für die Dauer Leben erhalten und Leben geschaffen, und jedes rechte Leben gehört der Welt. — — —

Noch bevor Birkenruh sein fünfzigjähriges Jubiläum erlebte, hatte eine andre Schule in baltischen Landen an ihr mehr als zehnfach längeres Bestehen erinnert. Die Ritter- und Domschule beging am 19. und 20. Juni 1869 (a. St.) die Feier ihrer fünfhundertfünfzigjährigen Wirksamkeit. Eine Schule, die soviel Generationen zuerst als die einzige der Stadt Reval und wohl auch Estlands, dann als eine der angesehensten in den Provinzen herangebildet hat, mußte in dem Körper der Heimat eines der Lebensorgane werden, deren Ausscheiden schmerzlich empfunden wird und zu Schwäche und Verkümmerung zu führen droht. Die gesunde Entwicklung, welche in der Zeit meiner Erinnerungen die Provinzen und namentlich Estland zeigten, war wesentlich an das frohe Gedeihen aller höheren wie der niedersten Schulen im Lande gebunden. Mehr als je trat in der Periode des Aufschwungs die Thatsache zu allgemeiner Erkenntnis, daß der Besitz guter Schulen eine gute Zukunft verbürge. Der Gedanke war Gemeingut geworden, daß nicht die eine oder andre Anstalt florire oder in Flor zu bringen sei. Man hatte das gesammte Schulwesen der Provinzen als ein Ganzes erkannt, das bei allen Schranken der lokalen Wirkungskreise, der Sprachverschiedenheit und des Lehr- und Bildungs-

Digitized by Google

programmes ein einheitliches, wohlerprobtes, organisch gegliedertes System und so eine Lebensbedingung der Provinzen geworden war. Die Universität bestimmte den Geist der mittleren Schulen, die mittleren Schulen stellten ihre Anforderungen nicht bloß an das Wissen, das in den Elementarschulen erworben werden konnte, sondern auch an ihre sittliche und soziale Gesundheit, und Elementarschulen und Gymnasien wie Universität waren also an dem Gedeihen des ersten Volksunterrichts lebhaft interessirt und beteiligt. Der historische Prozeß der Volksbildung ist ja überhaupt der, daß zuerst die höchsten Bildungsanstalten die Wissenschaft und Geistesmacht repräsentiren und zu allgemeiner Würdigung bringen, daß dann an ihrer Thätigkeit das Bedürfnis nach Vorschulen oder Gymnasien sich entzündet, und daß endlich die Geschulten die Belehrung der bisher Ungeschulten — pauperes nannte sie das Mittelalter — als eine Pflicht und zugleich als eine Förderung ihrer eigenen Interessen erkennen. So ist die Volksschule — nach ihrem zeitlichen Entstehen — nicht die Basis, sondern die Spitze des Baues, die Universität aber der feste Grund der Wissenschaft und der Vorbildung. Das Gymnasium ist das Produkt der Universität, die Volksschule das Produkt des Gymnasiums.

Im Beginn der christlichen Bildungs- und Schulperiode in der wir stehen, vertrat die Kirche das Amt der Universität, die Klosterschule das Gymnasium, dieses aber hatte sein Produkt, die Volksschule noch nicht geschaffen. Daß jetzt aber dieses letzte Werk als Pflicht erkannt und damit das baltische Schulwesen zum abgeschlossenen System geworden war, dafür gab die Domschulfeier unter andern Beweisen auch den praktischen, daß bei aller sonst herrschenden Abneigung, Feststimmungen zu Sammlungen auszunutzen, an langer Festtafel der Vorschlag mit Freuden begrüßt wurde, zur Förderung der Volksschule in Estland Beiträge zu zeichnen. Das Ergebnis dieser Zeichnungen war sehr erfreulich: die Summe derselben ist mir nicht mehr genau erinnerlich, ich meine, sie betrug etwa 20000 Rubel.

Die ernsten und feierlichen Versammlungen mit endlosen Begrüßungen und Beglückwünschungen hatten stattgefunden. Die Teilnehmer vereinigte jetzt im Saale der großen Gilde ein Festmahl.

Digitized by Google

Es waren zu dem Kuratorium, dem Lehrkörper, den alten Schülern, den Primanern des Semesters die Vertreter der Regierung, der Universität Dorpat, der baltischen Gymnasien, der Korporationen u. s. w. gekommen. Aus Petersburg, Livland und Rußland waren Gäste eingetroffen, und sie alle mit der Instruktion, freudige Teilnahme an dem Bestand und an der Wirksamkeit der Domschule, wie allgemeine Anerkennung des baltischen Schulwesens auszusprechen. Somit konnte es an ernsten und launigen Tischreden nicht fehlen. Es war ein vollkommener Wettstreit pädagogischer Gedanken und eine Kette von Liebeserklärungen, welche den Erziehungsinstituten galten. Der damals lebendige Kultus der Schule war zugleich ein Kultus der Heimat und mußte in diesem Kreis von Vertretern baltischer Tüchtigkeit die Herzen aller Patrioten in Ernst und Freudigkeit erheben.

Auch der Jugend war ein besonderes Fest bereitet. Es liegt nahe, daß die Schulleitungen das Recht, eine besondere Feier zu begehn, durch eine Darlegung ihrer Leistungen und ihrer Erfolge dokumentiren. Unsere klassischen Gymnasien wählten zu diesem Zweck vorzugsweise Proben der von den Schülern erworbenen lateinischen und griechischen Kenntnisse. Das Publikum hörte fließende Reden in einer den Meisten unverständlichen oder nicht mehr verständlichen Sprache. Dann ging man weiter: es wurden von Schülern antike Tragödien aufgeführt in so wissenschaftlich treuer Wiederbelebung der antiken Bühne, daß zugleich auch Kenntnisse in der Archäologie bewiesen wurden. So zum Beispiel in Mitau bei einem Schuljubiläum, wo die Antigone in ganz außerordentlich gewissenhafter Ausstattung zur Aufführung kam. Da waren die Konistra oder Orchestra mit der Thymele, die Skene mit Prosskenion und den Paraskenien, da stieg der Choros langsam und feierlich aus den Paroden empor, da agirte Hämon im glänzenden Korys und Thorex, da wandelte der blinde Seher im wallenden Himation und in der faltenreichen Ampechone das königliche Schwesternpaar, Alles bis auf die geschnürten Endromides hinab echt in Form und Farbe. Dazu die jugendlichen Gestalten der Darsteller, die Ruhe und der Rythmus ihrer Bewegungen — es war zwar keine vollkommne Wiederbelebung der großen attischen Zeit,

Digitized by Google

doch eine künstlerische, wie wissenschaftliche Leistung erster Klasse. Wenn auch unter den Zuschauern einige gelehrte Herren, waren, welche in der Ausgabe: „sumptibus et typis B. G. Teubneri“ dem Originaltext folgten, so genoß die große Mehrzahl des Publikums doch nur den Anblick, nicht den Sinn der griechischen Dichtung. Alle aber erkannten, daß ein warmer Eifer und ein zäher Fleiß in der Schule herrschen müsse, welche sich diese Vorstellung als Aufgabe stellen und sie so durchführen konnte.

Auch das Domschulfest hatte seine Schüleraufführung. Wo am linken Ufer des Brigittenflusses ein Ausläufer des Glints dem Meere sich nähert, erhoben sich aus niedrigem Buschwerk Gruppen hochstämmiger Föhren. Zwischen ihnen öffneten sich Ausblicke: landeinwärts auf die Ruine der zerstörten Klosterkirche der Brigitta, weiter hin zu den Windungen des Flusses und den Baumgruppen von Kosch, seewärts über die Bucht von der Landspitze Wiems bis zu dem Hafen und den Türmen der Stadt Reval. Diesen Platz hatten die Festordner des Domschuljubiläums zur Bühne gewählt. Nicht durch Kulissen, noch Theaterbauten, noch Zuschauersitze beschränkt oder markirt: unter freiem Himmel, in der natürlichen Umgebung, mit dem landschaftlichen Hintergrunde von Meer und Land, Wald und Stadt, war hier ein Lager aufgeschlagen und von den buntesten Gestalten belebt. Ob vor Pilsen, ob vor Reval, ob am Regen oder am Brigittenfluß, es bedurfte der Erklärung nicht, daß der Zuschauer hier vor Wallensteins Zelten und selbst mitten unter dem bunten und wüsten Volke sich befand, daß „des Lagers Abgott und der Länder Geißel“ zusammengetrommelt hatte. Es war ein anderes Bild, das sich hier bot, als das, welches Wissen und Kunst in Mitau zur Erhöhung der Feier geschaffen hatten. Hier in der einfachen und doch so großen und schönen Strandnatur der Heimat konnten kecker Übermut und derbe Frische in bewegtem Spiel sich überbieten. Nichts Schaustellerisches, nichts Konventionelles, nichts Gekünsteltes, die Karabiniere Terzkys, die holkischen Jäger, die buttlerischen Dragoner, Arkebusiere, Kuirassiere, Kroaten, das bunte Treiben dieser meist verwahrlosten Bande, die volkstümliche Possenhaftigkeit des Kapuziners, die Klage des Bauern, der Hohn der Sitte, die wilde Soldatenbegier — das

Digitized by Google

Alles wogte und toste so lebhaft durcheinander und wußte doch den Faden der Dichtung einzuhalten und das beabsichtigte Bild der Verwirrung durch Ordnung wie wirklich erscheinen zu lassen. Je weniger Disziplin in der Handlung selbst sich zeigte, um so strenger mußte die geheime Disziplin in der Vorbereitung und im Spiele sein. Und diese Aufgabe wurde von den Schülern trefflich gelöst.

Die Domschule gehörte einem andern Typus von Schulen an, als Birkenruh und als die Gouvernementsgymnasien. Birkenruh war gegründet auf Familienleben und hatte eine religiös-sittliche Erziehung im Auge, die Gymnasien sind Staatsschulen und suchen tüchtige Staatsbürger zu erziehen. Die Domschule war längere Zeit die Schule eines bestimmten Standes, eine Körperschaftsschule. Nicht etwa im Sinne vollkommner Ausschließlichkeit, es hat vielmehr Zeiten gegeben, wo die Zahl der Schüler groß war, deren Eltern der estländischen Ritterschaft nicht angehörten. Die älteste Nachricht über die Domschule ist ein Erlaß des Königs Erich Menved von Dänemark (1319), welcher den Revalern verbietet, ihre Kinder in eine andre, als in die von seinen Vorfahren bei der Kathedralkirche (domus b. Mariae) gegründete zu schicken. Es war also eine Stiftsschule, nicht eine Klosterschule, und ganz gewiß keine Dominikaner Gründung. Es hätte sonst nicht jener Erlaß vom Könige ausgehen können, es wären auch später von den Dominikanern — also den angeblichen Gründern — keine Angriffe auf ein ihnen eigenes, so großes Privileg erhoben worden. Auch hätten sich die dänischen Könige wohl noch reiflich die Sache überlegt, weil gerade dieser Orden zu jeder Zeit im Kampf mit der Weltgeistlichkeit lag, deren Unterstützung eine Schule — und der Staat selbst — durchaus bedurfte. Am nächsten liegt die Annahme, daß der Gründer der Domkirche sogleich bei derselben auch das Stift, das Kapitel der Chorherren gegründet habe, wie es überall in den neubekehrten Ländern geschah: nur Schweden — nicht Dänemark — machte hierin eine Ausnahme: die Könige Schwedens suchten das Recht der Bischofswahl, das als eines der wichtigsten den Kapiteln zugeteilt war, dadurch sich selbst vorzubehalten. Es ist auffallend, daß die Königin Margaretha von Dänemark als Gründerin des

Digitized by Google

Revaler Domstifts genannt wird und zwar in einem Jahr, da sie selbst im Bann, Dänemark aber im Interdikt stand.

Den Stiftern lag nicht bloß die Fürsorge für die Kirche, sondern auch für die Schule ob. Der praecentor und sein Gehülfe, der sacentor, leiteten den Unterricht im Gesang und in den Formen des Gottesdienstes, der Kanzler lehrte lesen, predigen u. s. w. Es waren also verschiedene Lehrfächer vertreten: Hauptsache war bei allen Stiftsschulen die Heranbildung von Weltgeistlichen, die Bildung von Laien in denselben hatte den Zweck, die Gemeinde enger an die Kirche zu binden. Es konnte also von doppelter Thätigkeit der Schule, von der Schule in der Mehrzahl, wie von Klassen gesprochen werden: die älteste Urkunde redet im Plural von den „scholae cathedralis ecclesiae", was also nicht dahin zu verstehen ist, daß bei der Domkirche in Reval mehrere Schulen gleichzeitig bestanden hätten.

Hier scheint es mir — um etwaigen Einwürfen zu begegnen — gestattet, einige Worte über das mittelalterliche Latein einzufügen. Es wäre ein großer Irrtum, dieses Latein, Mönchs- und Urkundenlatein — eine tote Sprache zu nennen. Schon die Kirchenväter schrieben anders als Cicero, und immer mehr nimmt die Kirchensprache Ausdrücke und Konstruktion aus der sich bildenden Volkssprache auf, die endlich ihrerseits vollkommene Entwicklung erringt und durch Dante zum klassischen Italienisch wird.

Unabhängig von diesem Vorgang ist der entgegengesetzte: das alte Latein ist noch nicht tot, aber es stirbt in den Schriften des Mittelalters langsam dahin. Es ändert die Aussprache wie den Sinn der Wörter, es faßt neue Begriffe in alte Formen, es wird nicht selten eine Verlegenheitssprache, die für ganz verschiedene Dinge die gleiche Bezeichnung hat. Es ist bereits von dem Ursprung und dem Gebrauch des Wortes schola die Rede gewesen*).

*) Zu meiner Deutung des Namens Ykeskola sei hier nachträglich bemerkt, daß schon Arndt und nach ihm Dahlmann in demselben schola erkennen, nicht küla, aber nur mit Schule übersetzen. Als Kuriosum sei hier noch erwähnt, daß Pabsts spöttische Verdeutschung „cum magno charitatis affectu" in „große Zärtlichkeit" des Bischofs Albert gegen Wiatschko sich noch in späteren Büchern ganz ehrbar erhalten hat. In dies sprachliche Gebiet gehört endlich auch die neueste Deutung des estnischen (?) Namens der Stadt

Digitized by Google

Was dieſes im 9. und 11. Jahrhundert ſagen wollte, ſagte es im 13. und 14. Jahrhundert nicht mehr. Es hieß nicht mehr Muße allein, Raſt, Unterkommen, ſondern auch Verſammlungsort, Verſammlung, Vereinigung,*) Innung und wird namentlich von ſolchen freien Verbindungen gebraucht, welche ohne ihren weltlichen Charakter dranzugeben, ſich in den Schutz der Kirche, der Stifte oder auch einzelner Geiſtlichen ſtellten. So von Handwerksverbindungen, die vor der Entwicklung des Zunftweſens des geiſtlichen Schutzes nicht ſelten benötigt waren.

Doch zurück zu der älteſten Zeit der Domſchule.

Dominikaner haben ſie nicht gegründet; ſoll durchaus ein Orden dies gethan haben, ſo könnten es — unwahrſcheinlicher Weiſe — Ciſterzienſer geweſen ſein, die auf dem Fels am Meer ihre Gründung bald — wie ſie es ja auch anderwärts gethan — wieder preisgaben. Der einzige Grund zu dieſer Annahme wäre die unmittelbare Nähe des Nonnenkloſters gleichen Ordens. Nach den Beſtimmungen der Ciſterzienſer über die Anlage von Nonnenklöſtern durften ſolche nur in einer gewiſſen Nähe von Mönchsklöſtern angelegt werden, und wir finden um die Mitte des 13. Jahrhunderts den Orden nur in Falkenau und Dünamünde, alſo weitab von Reval.

Auch die Dominikaner beſaßen feſte Vorſchriften für die Wahl ihrer Niederlaſſungen: ſie ſollten in Städten an der Mauer, in möglichſt ſtiller Gegend bauen, kleine beſcheidene Klöſter, welche — weil ſie ja Bettelmönchen dienten — keine Gärten noch Wirtſchaftsgebäude brauchten. Wohl aber einen Friedhof.

Reval: Lindaniſſe, = „aus der Stadt oder Burg her“. Das wäre in der That eine ſeltſame Benennung für eine Stadt oder Burg, ein Seitenſtück zu üx küla. „Aus der Stadt her“ heißt außerdem eſtniſch nicht lindanisse, ſondern linnast.

*) Im Sinne der „Verbindung, Paar“ beginnt ein altes italieniſches Madrigal:

Son le dottrin arcane
dell' amorose scuole u. ſ. w.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Das Recht der Bestattung. — Das Recht der Schule. — Die Schätze der Mendikanten. — Das Erbteil der Besitzlosen. — Die reformirten Dominikaner. — Reform und Reformation. — Proles kein Vorgänger Luthers. — Warum die vier Orden Bettelmönche hießen.

Für das Recht, Laien in ihrem Kloster bestatten zu dürfen, treten die schwarzen Mönche auch in Reval lebhaft ein. Es war in der That ein für das Kloster höchst wichtiges Recht.

Aus den außerordentlichen Privilegien, welche den Bettelmönchen bei ihrer Konstituirung und später von den Päpsten erteilt wurden, mußten den Mönchen selbst die größten Feindschaften entspringen. Das Recht zu predigen, Schule zu halten, Beichte zu hören, konnte allein die materiellen Bedürfnisse nicht decken. Auf Almosen waren die vier Orden, die Bettelmönche genannt wurden und sich selbst so nannten, angewiesen. Zuerst hatte die Lehre nur geheißen, der Mann, der auf allen irdischen Besitz verzichtet, dürfe sich auch des Appells an die Wohlthätigkeit des Nächsten nicht schämen, ja, er müsse in solchem seine wahre Demut beweisen. Dann wurde das Betteln Verdienst, „weil Geben dem Gebenden zum ewigen Heile gereicht", und endlich zu einer Pflicht der strengeren dieser vier Kongregationen. In dieser Entsagung sah die Welt eine besondere Abtötung des Irdischen und Weltlichen, eine Heiligung, und in dem Kloster eine besonders geweihte Stätte. Wem es vergönnt werde, unter den frommen Vätern zu ruhen und ihrer fortdauernden Fürbitte sicher zu sein, der hatte alle Segnungen erfahren, weil die Mönche selbst den Sterbenden in ihren Kreis aufgenommen, ja ihm das Gewand vollkommner Heiligung, die Dominikaner- oder

Digitized by Google

Franziskaner-Kutte angethan und ihm damit die Thore der Rechtfertigung geöffnet hatten. Und sein Grab im Kloster war dann auch den Hinterbliebenen ein Heiligtum und die Mönche dessen Hüter. Opfer, Messen, Darbringungen bewiesen die Frömmigkeit der Kinder oder Geschwister des reumütigen, gottergebenen und erlösten Toten: das Grab wurde ein starkes Band zwischen Kloster und Laien, und die Mönche wachten mit Eifer darüber, daß ihnen das Recht zu Bestattungen nicht beschränkt werde.

Ein gleiches Band, mit gleichem Eifer verfochten, war das dem Orden allgemein zugestandene Recht des Schulhaltens. In dieser Frage sehen wir sie in Reval zuerst den Schein des Kampfes gegen eine privilegirte Beschränkung der Bürgerschaft, dann den Schein des Kampfes für weltliche Schulen annehmen, um endlich ohne alle Verhüllung den eigenen Anspruch und den eigenen Vorteil des Klosters zu vertreten. In dem Rat der Stadt mochte man zuerst nur eine weltliche Schule außerhalb des Domes wünschen. Aber es mußte endlich auch ihm tagen, daß es sich bei den wiederholten Berufungen an den Papst durchaus nicht um eine weltliche Schule, noch um Befreiung von der bischöflichen Gewalt, sondern allein um die Ziele der Dominikaner handelte. Die Ereignisse in der Reformationszeit öffneten auch den Blinden die Augen. Die jetzt aufgedeckte Klosterwirtschaft, der versteckte Reichtum der Bettler, die kleinen Schliche und großen Lügen der frommen Beichtväter und Scholarchen, nicht zum geringsten die Ungunst der Päpste, die in den Jesuiten ein neues, besseres Werkzeug erkannt hatten, all dieses gereichte einer raschen Einführung der reformatorischen Ideeen zur größten Förderung. Man kann wohl auch hier sagen: die Bettelmönche haben die Reformation verschuldet, doch nicht so, wie der große Augustiner sie heraufführte.

Lange bevor diese große Wandelung in der Denkweise der Zeit sich vollzog, hatte die Entwicklung der Orden sie schon vorbereitet. Nicht bloß durch die eigene Schuld des Verkommens: auch von außen war dem einen und andern von ihnen die Gunst und das Arbeitsfeld entzogen worden. So insbesondere dem Orden der Cisterzienser, welcher gerade im Norden und Osten Deutschlands

Digitized by Google

und Livlands sich so lebenskräftig an der Christianisirung und Germanisirung der Völker beteiligt hatte. Die meist von Slaven besetzten nordöstlichen Länder hatte dieser Orden mit einem zusammenhängenden Netz von Niederlassungen versehen und seine Art der Mission mit raschem Erfolg betrieben. Es ist nicht zuviel gesagt: die Cisterzienser haben ein großes Länder- und Völkergebiet zu dem Bestand Deutschlands — wie es jetzt umgrenzt ist, — zugefügt und sind nach Norden und Osten weit über dessen staatliche Grenzen eine Brücke der Kultur gewesen. Der Orden, der sich ursprünglich aller Mission und Bekehrung enthalten wollte, ist als Kolonisator der mächtigste Missionär geworden. Einem andern Orden war es zugewiesen, seinem eigenen Programm gemäß, die Mission zu betreiben, aber dessen letztes Resultat war: — die Reformation.

Nicht aus Erschöpfung der Jünger des Stephan und Bernhard erstarb die Wirkung ihrer Arbeit: auch sie mußten dem Prinzip des absoluten Gehorsams unterliegen. Der weltbeherrschende Bischof von Rom erkannte, daß die Abtötung hispanischer Bußprediger für seine Zwecke brauchbarer sei, als die germanische Kraftentwicklung in der Arbeit. Er entließ die Cisterzienser von der Thätigkeit, zu der er sie empfohlen, und die sie ursprünglich nicht gesucht hatten, und rief statt ihrer die Dominikaner herbei. Er war es, der diese seine Lieblinge nach Danzig schickte und nach Lund empfahl, von wo sie dann schon ihren Weg weiter nach Osten und Norden fanden. Bald verleiht er auch diesem Orden die Anwartschaft auf drei Bistümer, die er im neubekehrten Lande der Preußen errichtete, und veranlaßt schließlich den Generalkonvent von Citeaux, von jeder Missionsthätigkeit sich feierlich loszusagen. 1245 wird von diesem höchsten Regiment der Cisterzienser angeordnet, daß in jedem ihrer Klöster von jedem ihrer Mönche sieben Psalmen, von jedem Laienbruder sieben Vaterunser für die Erfolge der Bettelmönche in Preußen und Livland gebetet werde. Die Grundverschiedenheit dieser beiden Orden nach ihrer Regel, nach ihrer Entwicklung und nach ihrer Verwendbarkeit machte solche Absetzung und Neubesetzung der maßgebenden Kirchengewalt zu einem sehr bedeutsamen Wechsel in der innern Geschichte unserer Heimat und rechtfertigt wohl die

Digitized by Google

Behauptung, daß die älteste Geschichte Livlands ein Stück Kirchengeschichte ist.

Auch nach Abschluß der geistlichen Periode unserer Landesgeschichte und nach dem Beginn der weltlichen Herrschaft hatte unser provinzielles Leben den Einfluß der kirchlichen Entwicklung oft genug zu verspüren. Die Dominikaner übten auch in Reval ihr Predigtamt zu stetem Unfrieden in der Stadtgemeinde, zur Aufhetzung gegen die Weltgeistlichkeit, zur Gewinnung der Schule und wurden hierbei von den Schwarzenhäuptern und merkwürdiger Weise auch vom Rate der Stadt unterstützt.*) Erst als in späterer Zeit die Frage der Klosterreichtümer auftauchte und nun nach eifrigem Ableugnen und längerm Suchen allmälich bei diesen allem Besitz abholden Bußpredigern ein reicher Schatz an Silbergeschirr, Brokatgewändern, Kirchenschmuck und Schuldbriefen zu Tage kam, war es auch mit der Freundschaft des Rats vorbei. Eine strenge Untersuchung nach dem Verbleib der dem Kloster „zur Obhut anvertrauten" Wertstücke deckte in der That eine andauernde, heimliche Geschäftsführung höchst weltlicher Art auf. Die Mönche aber, die schon bei Beginn des Prozesses aus dem Kloster gewiesen waren, wanderten wenigstens zu einem Teil nach Borkholm aus. Als Erbteil hinterließen sie einen neuen, höchst unerfreulichen Streit zwischen der Stadt Reval einerseits und der harrischen und wierischen Ritterschaft andererseits, die das gefundene Klostergut als von ihr dargebracht, in Anspruch nahm und gleichzeitig die Auslieferung der früher erwähnten, entwichenen Nonnen an das Michaelskloster forderte. Auch hier streift unsere Geschichte an die Kirchengeschichte: es ist eine Episode in der Einführung der Reformation, welche Reval früh, die Ritterschaft erst später annimmt.

*) Auch die Schwarzenhäupter standen, wie die als scholae bezeichneten Handwerksbrüderschaften und andre weltliche Vereinigungen, die Kalandsbrüder, unter dem Schutz von Kirchen oder Klöstern, denen sie dann zur Aufbewahrung oder zum Besitz bedeutende Darbringungen widmeten. Die Bettelmönchsklöster wurden durch solche Spenden oft des Bettelns und jeder Sorge um die materielle Existenz enthoben und fanden in jenen Wohlthätern zugleich treue Parteigänger und Beschützer. Die Schwarzenhäupter in Reval hatten in dem dortigen Dominikanerkloster eine eigene Kapelle.

Digitized by Google

Von „reformirten Dominikanerklöstern“ ist schon im 15. Jahrhundert die Rede, und als solche bezeichnen sich auch die Mönche zu S. Katharina in Reval. Ich finde in unsern lokalen Geschichtswerken eine Erklärung, dieser Benennung nicht und will drum versuchen, sie nach der allgemeinen deutschen Kirchengeschichte zu geben; ich bin doch nun einmal aus dem Garten meiner persönlichen Erinnerungen etwas tief in den Wald geschichtlicher Ereignisse geraten.

Daß im Wesen aller Orden und Klöster ein Widerspruch des Erstrebten und des Erreichbaren liegt, daß in dem Gelübde der Entsagung eine stete Versuchung zur Untreue gegen sich selbst, in dem Gelübde der Armut eine Versuchung zur Unthätigkeit oder zu einer Beschäftigung ohne materiellen Zweck, in dem Gelübde des Gehorsams ein Verzicht auf den persönlichen Willen, also auf die sittliche Verantwortlichkeit des Einzelnen liegt, ist schon früher gesagt und ausgeführt worden. Aus diesem innern Widerspruch des Ordenswesens entspringt ganz selbstverständlich der Trieb, durch eine Besserung der Lebensbedingungen dem Ziele desselben, der Heiligung, näher zu kommen. Das Ordensleben entwickelt sich in einem steten Verfall und in einem gleichzeitigen Reformbedürfnis.

Wir haben gesehen, wie Orden aus Orden entsprang, und immer die Forderung der Reform das Grundmotiv eines jeden neuen war, aber immer nur eine Reform der Lebensweise, eine Reform der Vorschriften, der Strafen, der Buße.

Ein ähnliches Reformationsbedürfnis lebt in der christlichen Kirche. Aber die römische Organisation erkannte bald, daß es mit der Sicherheit und Gleichartigkeit des Bekenntnisses, wie mit ihrer eigenen Macht vorüber sein könnte, wenn sie diesem Bedürfnis die Wege bahne. Die Konzilien sollten das anerkannt Notwendige feststellen, aber die Konzilien brachten mehr Streit als Frieden in die Welt, sie schlossen regelmäßig mit Bannsprüchen oder Interdikten, sie zogen immer mehr die politischen Kämpfe in die kirchlichen Streitigkeiten hinein. An die Wurzel des Übels die Axt zu legen, das wagten nur wenige, aus dem Grunde der Völker sich emporringende Männer, um dann für ihr Streben Verbannung, Kerker und Feuertod zu erleiden.

Digitized by Google

Aber das Bedürfnis nach Reform erstarb nicht. Selbst die Konzilien nennen sich Reformkonzilien und „Reform an Haupt und Gliedern der Kirche“ wird eine allgemeine, eine ungefährliche Forderung. Reform wird selbst Stichwort in den Klöstern, am lebhaftesten in denen der Augustiner der thüringisch-sächsischen Provinz, welche auch die preußischen Klöster umfaßte. Dieser Orden hatte vor Allem die Reinheit der Lehre zu seiner Pflicht gemacht*) und dabei für das äußere Leben eine bis in das Kleinste gehende Reihe von Vorschriften gegeben. Je mehr Vorschriften, umsomehr Übertretungen und um so größer in diesem Falle die Notwendigkeit der Besserung. Ein Vikar der Augustiner Andreas Proles stand um die Mitte des 15. Jahrhunderts an der Spitze der Reformbewegung im Orden. Aber auch diese war nur ein Versuch, durch neue Vorschriften, neue Strenge gegen klösterliche Vergehen, durch Unabhängigkeit von anderen Orden, kurz durch äußere Zucht, nicht aber durch eine dogmatische Reinigung und durch Befreiung von der päpstlichen Tradition und Autorität eine Reform zu schaffen. Es handelte sich beim Proles und bei seinen Mitstrebern nur um die Bettelorden; Mönchtum ist ihnen Kirche und die römische Kirche Christentum. Ein Vorgänger Luthers ist er also nicht, wenn er auch dem Orden, dem Luther beigetreten ist, eine ehrbare Haltung gegeben und ihn dadurch zu einem würdigern Boden für eine höhere Reformation gemacht hatte, für eine Reformation der Kirchenlehre.

Und wenn wir zum Schlusse fragen, ob denn wirklich auch die Augustiner, ob die Dominikaner, der Carmeliter, die Franziskaner thatsächlich vom Betteln gelebt haben, so müssen wir uns dessen erinnern, daß diese vier Orden nicht sowohl um ihres Lebenserwerbes, sondern um ihrer gemeinsamen Privilegien willen zu einem Gesammtbegriff zusammengefaßt wurden, und an diesem der Name hängen blieb, der durch die auffallendste Eigentümlichkeit, durch das Verschmähen alles eigenen und alles Gemeinbesitzes sich gebildet hatte und von den Beteiligten selbst anerkannt war. Zu Zeiten hat wohl jeder von den vier Orden wirklich gebettelt, davon allein

*) Zur Reinhaltung der Lehre hatte der Augustiner Zachariae auf dem Konstanzer Konzil die Verurteilung und Verbrennung des Huß durchgesetzt.

Digitized by Google

lebte wohl keiner. Am treuſten hingen die Franziskaner an dieſem Gewerbe, das zugleich in einer kirchlich exaltirten Bevölkerung große Popularität ſchuf. Im 15. Jahrhundert aber wird ſchon von ihrer Kloſterobrigkeit auf zwei oder drei Auguſtinermönche gefahndet, die dem Kloſter entſprungen waren und ſich als Bettler umhertrieben.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Kolonialleben und Schule. — Treue der Erinnerung. — Heimatliebe. — Heimatlitteratur. — Kommunale Arbeit. — Die litterärisch-praktische Bürgerverbindung in Riga. — Die Universität Dorpat. — Ihre Herzensgewalt. — Ihre Wissenschaft. — Ihr Interesse an der Burschenwelt. — Das Jubiläum. — Kerimois. — Die Anerkennung der Korporationen.

So große Widersprüche und Schäden dem Wesen der Kolonialen eigen sind, Eines läßt sich den Einwanderern in fremden Landen nicht absprechen, welche sich eine Herrenstellung geschaffen oder angemaßt, aber durch einige Dauer der Zeiten erhalten haben: es ist ihnen diese Stellung nur erreichbar und eigen geblieben durch eine größere Übung der geistigen und körperlichen Kräfte und durch die Vererbung derselben auf weitere Geschlechter. Degeneration der Kolonialen tritt ein, wo die Beherrschung der Unterlegenen zu einem Dogma der Herren geworden ist. Die Pflanzer des Südens in den Vereinigten Staaten sind an ihrer absoluten Gewalt über die fremden Sklaven degenerirt. Die Kolonialen in den Ostseeprovinzen — das werden die radikalsten Demagogen nicht bestreiten — sind dem Marasmus jener Sklavenhalter, der faulen Passivität und der lieblosen Gleichgültigkeit gegen die Volksstämme ferngeblieben, welche ihre Vorfahren im Geiste der vergangenen Zeiten unterwarfen, indem sie ein christliches Werk zu vollführen meinten, und die ihnen allmälich zu gleichberechtigten Vaterlandsgenossen und Mitbürgern geworden sind.

Körperliche und geistige Frische ist das Erbteil, welches das koloniale Leben auch den jüngsten Generationen der Balten hinter-

Digitized by Google

lassen hat. Diese Frische kennzeichnete die Schulen, von denen ich hier aus eigner Kenntnis gesprochen: die Schule von Tante Gustchen, Birkenruh, die Domschule, das Mitauer Gymnasium, und sie war ebenso der Schule Schmidts in Fellin, den übrigen baltischen Gymnasien, wie den Mädchenschulen aller Kategorieen eigen. Sie gab dem baltischen Erziehungswesen den Charakter der Gesundheit, sie wirkte auch zurück von den Lernenden auf die Lehrenden, von den Buben auf die Oberlehrer, von den Studenten auf die Professore. Sie war das Gepräge der Kreisschule und des Gymnasiums, der Elementarschule und der Universität, und darum dürfte wohl die Schilderung einiger Schulfeste als besonders lebhafter Äußerungen der Lebensfrische in den Lehranstalten eine Ergänzung zu der Abwägung derjenigen Vorzüge und Nachteile bieten, welche eine Geschichte der vergangenen baltischen Pädagogik und Kultur einmal vollziehen wird.

Erhebt die Erinnerung an jene Schulfeste schon die Herzen der Alten zu Stolz und Schmerz um das Vergangene — drei der erwähnten Anstalten: die Domschule und die beiden späteren Landesgymnasien in Birkenruh und Fellin, bestehen nicht mehr — um wieviel tiefer ergreift uns die Erinnerung an das erste große Jubelfest unserer Universität!

Mit jener Frische hängt die Wärme zusammen, welche die Balten für die Erinnerungen der Jugendzeit bewahren und welche sehr eng mit der Treue verbunden ist, die Jeder empfunden hat, der einen Freund unter den Balten hat, oder auch nur deren festes Aneinanderhalten, deren Beständigkeit in der Bewahrung des Alten, deren Schwerfälligkeit gegenüber fremden und neuen Zumutungen zu beobachten Gelegenheit fand. Man lese nur Pantenius' Romane und Erzählungen, die Schriften des Dr. Bertram (Schultz), Neander, der Johanna Konradi und Dorn, die biographischen Werke von K. E. von Baer, W. von Kügelgen, Graf Keyserlingk, Baronesse von Stackelberg, J. Walter (Ferd. Walter), K. Maurach, Julius Eckardt, die Kinderschriften der Frauen Lisa von Engelhardt und Margarethe von Carloe u. s. w. Und vollends unsere Chronisten und Historiker mit dem angeborenen oder dem erworbenen Heimatrecht in Altlivland, wenden sie nicht unermüdlichen Fleiß, reiches Wissen und

Digitized by Google

alle die Liebe auf das Objekt ihrer Studien und Darstellungen, welche erst eine wirklich wahrhafte Geschichte eines Landes möglich macht? Weht nicht aus allen diesen, aus allen baltischen Produktionen der Hauch der Heimatliebe, ein baltischer Erdgeruch, Euch entgegen? Zieht nicht ein Klang der Heimatliebe durch unsre baltische Lyrik, ein Lobsingen unserer nicht allzu reichen Natur, eine Klage wie Äolsharfenton durch all die freudigen und frischen Erinnerungen? Hätten wir eine baltische Litteraturgeschichte — und ich hoffe, es wird sich bald Jemand finden, der eine solche schreibt, — so wird sein Buch die Litteratur der Heimatliebe heißen können.

Heimatliebe ist in gewissem Sinn engherzig und einseitig, wie jede Liebe, aber es ist nicht die Engherzigkeit noch die Einseitigkeit des Hasses, sondern die der Liebe. Sie wird immer eine Kraft der Anziehung üben, nicht die des Abstoßens.

Alle rechte Hingebung und Beschränkung der Gedanken und Empfindungen auf einen engen Kreis und auf eine kurze Spanne der Geschichte ist nicht eine platonische, bloß litterärische, noch eine selbstzufriedene, dünkelhafte, sondern ernstprüfend, selbstwahr, werkthätig. Die Arbeiten der Einzelnen und der Vereine, der Korporationen und der Gemeinde, zu welchen der „Philister" nach dörptschem Studium zurücktrat, bewiesen dies. Keine eifrigern Mitarbeiter am Gemeinwohl, als die frühern dörptschen Bursche. Das lebendigste Denkmal dieses Geistes hat wohl die größte Stadt der Ostseeprovinzen, Riga aufzuweisen, die in wenigen Monaten das Jubiläum ihres 700jährigen Bestehens und zwei Jahre darauf das 100jährige Jubiläum ihrer „litterärisch-praktischen Bürgerverbindung" feiern wird. Dieser Verein ist zwar gerade so alt, als die Universität Dorpat, nicht also von dieser gegründet; er hat zu jeder Zeit die Mehrzahl seiner Glieder nicht aus den Reihen früherer dörptscher Studenten bezogen, aber er ist desselben Geistes Kind geblieben, hat am Wahrspruch festgehalten: „Nicht für uns, für Andre", der schon von der zum Leben sich vorbereitenden Jugend als Pflicht erkannt war, und hat in diesem rechten, treuen, ernsten Bürgersinn Alle, weß Glaubens, Standes, Volkes sie sein mochten, zu bleibenden Werken des Gemeinnutzens, der Menschenliebe

Digitized by Google

und der gesellschaftlichen Ordnung herangerufen und sie Alle für das Gemeinwohl zu wirken gelehrt. Schon bei dem 75jährigen Jubiläum konnte diese Verbindung einhundert humanitäre Institute, Anstalten, Vereine und Unternehmungen aufzählen, die ihrer Anregung, Unterstützung oder direkten Gründung das Bestehen zu danken haben, so daß der Lebensapparat dieser bedeutenden Stadt — Riga zählt jetzt wohl über 300 000 Einwohner — nicht bloß durch die offizielle kommunale Vertretung und Verwaltung, sondern durch die selbstlose, freiwillige Kraft der Bürgerschaft ein erhebendes Bild sittlicher Ordnung, geistigen und reinmenschlichen Strebens bietet.

Wenn auch in diesem Maßstabe nicht, wie die volk- und verkehrsreiche Metropole der Provinzen, hat doch auch jede andre Stadt in denselben ihre freien gemeinnützigen Vereine, und mehr als in einem Zentrum des Handels und Reichtums, wie Riga es ist, treten in den kleinen und kleinsten Orten die frühern Dorpatenser hervor und bilden den Stamm und den Trieb alles geistigen Strebens und Lebens. Dorpat war für sie Alle der Brennpunkt der praktischen Heimatliebe, der feste Boden der guten Bildungselemente, der geistigen Belehrung und der Treue gegen sich selbst, der Gesinnung.

Dorpat war und ist — denn das Unvergeßbare lebt in der Erinnerung der Getreuen so fort, wie es einst gelebt hat, — nicht bloß der Sammelpunkt der meisten Freudenstrahlen im Leben seiner frühern Kommilitonen, sondern auch in dem Kreise, den diese beherrschten, dem sie den Charakter gaben. Selbstverständlich waren die Väter auf ihre Söhne stolz, die so übermütig und so ehrbewußt heimkamen, die Schwestern auf die ritterlichen Brüder, die alten Schulgenossen auf die unerschütterte Freundschaft und die Tanten auf die liebenswürdigen „Jungen", welche sie so vertrauensvoll in ihre Geldverlegenheiten einweihten. Am meisten aber freute sich, wen das Schicksal in ferne, fremde Umgebung verschlagen, wenn sich ihm ein alter Dorpatenser vorstellte. Vor fünfzig Jahren galt noch die petrinische Bestimmung, daß im weiten russischen Reich die Apotheken von Deutschen geleitet sein müßten. In Dorpat, der deutschen Universität im Reiche, hatten die meisten Apotheker studirt,

Digitized by Google

aus Dorpat bezogen die Apotheken fast in ganz Rußland ihre Prinzipale und Provisore. Welch eine Kette Stationen für den eben promovirten Dorpatenser, wenn er die damals so beschwerliche Reise nach Nikolajew oder nach Baku zu machen hatte! In jeder größeren oder mittleren Stadt traf er einen Apotheker und fast in jedem Apotheker einen alten Dorpatenser. Und wenn auch gerade zu jener Zeit die Studentenkonvente ernsthaft die Frage erörterten, ob der Pharmazeut als vollwertiger „Bursch" anzuerkennen sei, so war doch kein Apotheker oder Provisor in Wuischni-Wolotschok oder Perm oder Jakutsk glücklicher, als wenn sich aus den Reisepelzen eines Unbekannten Einer herausschälte, der sich als Sohn der alma mater am Embach legitimirte.

Aber man brauchte eben nicht in der gesellschaftlichen Einsamkeit von Wuischni-Wolotschok sein Leben zu fristen, um sich dem Rausch wiedererwachender Erinnerungen hinzugeben. Auch in Moskau, in Petersburg tauschten die Hände der alten und der jungen Männer wärmeren Druck, wenn sich dem Geheimen Rat der Kandidat als frischer Dorpatenser vorstellte. Es war solche Begegnung dem Einen ein Gruß aus der eigenen Jugendzeit, dem Andern die Ermutigung zu herzlichem Vertrauen. Als der Kirchenvater Augustinus gefragt wurde, was die rechte virtus sei, antwortete er: „ordo amoris". Ein Dorpatenser hätte frischweg geantwortet: „ordo honoris". Denn die Studentenehre, die sich leicht mit dem Hieber verteidigen ließ, wurde in Dorpat Mannesehre, die zur wahren Aufgabe des ganzen Lebens erstarkte.

Als Knaben waren viele Tausende nach Dorpat gekommen, Jünglinge waren sie dort geworden, als Männer hatten sie es verlassen. Dorpat war die Stätte ihrer Jugend, war ihre Jugend selbst.

Nicht bloß zu überschäumender Jugendlust und Jugendkraft; auch zu rechtem Lebensernst und zu den Forderungen und Pflichten des Berufs, zu der Lebensarbeit, hatten sich dem Jüngling dort die Pforten geöffnet. Er hatte die Wissenschaft kennen und lieben gelernt: er wußte jetzt, warum er auf der Schule auch solche Disziplinen hatte treiben müssen, deren praktische Anwendung sein künftiger Beruf nie zu fordern schien. Was sollte dem Theologen, dem bescheidenen Landpastor die Rechnung mit astronomisch gewal-

Digitized by Google

tigen Zahlen, die Logarithmentafel? was konnte der Landwirt von zwanzig Haken mit seiner Kenntnis des dorischen Dialekts beginnen? was nützte dem Advokaten, daß er die Höhe der Pyramiden und die Länge des Amazonenstroms seinem Gedächtnis hatte einprägen müssen? kam der künftige Arzt je in den Fall eine regelrechte Chrie zu schreiben, oder der Geolog eine falsche consecutio temporum zu korrigiren? Jetzt, im Verkehr mit den Kommilitonen verschiedener Fakultäten, mehr noch mit den anregenden, vielseitig gebildeten, stets lehrhaften Professoren, zu allermeist aber in dem eigenen freien Arbeiten und in der Erstarkung der idealen Begriffe des eigenen Geistes erkannte selbst der Fuchs, was das Wissen an sich, was die Freiheit der Gedankenbewegung, was Disziplin des Lernens und Denkens sei. Es gab vor fünfzig Jahren in Dorpat keine Fakultät, in welcher nicht mehrere Lehrer waren, die jeder Studirende seines Fachs — bisweilen nicht ohne einige Übertreibung — für die ersten Koryphäen der Wissenschaft hielt, und denen nachzueifern ihm nicht für eine Freude gegolten hätte.

Ehrten die Studenten ihre Professore, — es gab natürlich auch einige, welchen — wie im Mittelalter den Scholastikern — alle erwitzelte Thorheit und Einseitigkeit aufgehalst wurde, — so kamen auch die Professore den Studenten als rechte Kommilitonen mit Rat und That entgegen. Jedes Professorenhaus war ein „Philisterium", d. h. ein Familienkreis, in welchem recht eingeführte Studirende unbefangen verkehrten. Zu den feierlichen Kommersen wurden die Professore geladen, und die meisten folgten solchen Einladungen gern. Am großartigsten wurde diesem Verhältnis Ausdruck gegeben auf dem Jubiläumskommersch in Kerimois.

Am 21. April 1852, dem fünfzigsten Jahrestage der Immatrikulation des ersten Studenten in Dorpat — die offizielle Feier der Gründung der Universität wird und wurde auch damals am 12. Dezember begangen — fand zu Ehren der alma mater ein Jubelkommersch statt.

So schön der Mai seine Frühlingswunder in unserm Klima zu entfalten pflegt, der April zeigt meist ein unfreundliches Gesicht. Noch sind die Bäume laublos und die Knospen gerade nur groß genug, um dem Laubwald einen Anflug von rotbraunem Ton zu

Digitized by Google

geben. Die Tannenwälder, welche scheinbar überall die estländische Landschaft umsäumen, spannen einen Reif um die graugelben Stoppelfelder. Nur lange Streifen mattgrünen, überwinterten Roggengrases ziehn sich von der Landstraße schräg hinaus, zwischen ihnen Gräben, in denen grauer Schnee auf lehmigem Wasser schwimmt. Die Landstraße selbst ein breiter Teig, in dessen Furchen sich das Wolkenlicht spiegelt, und der nicht selten als weite Pfütze den ganzen Straßendamm bedeckt. Über all diese Ärmlichkeit und Trübsal der Erde wölbt sich in lichtem Blau der Himmel, rötliche Wolken ziehn über ihn hin und aus ihnen jubilirt das Frühlingslied der Lerche.

So war es auch, als am 21. April 1852 halb Dorpat sich auf den Weg gemacht, um in allen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Vehikeln an Novum vorüber beim zehnwerstigen Kruge von der großen rigaschen Poststraße nach rechts abzubiegen. Noch einige Werst auf dem tiefdurchfurchten Landweg, und wir hielten in Kerimois.

Der Besitzer des Gutes Kerimois bewohnte dasselbe damals nicht. Er hatte gestattet, daß auf dem Hofe ein langer Schuppen für die Begehung der Universitätsfeier aufgeschlagen werde, und das war in wenigen Tagen geschehen und geschah zum Teil noch am Festtage selbst. An der primitiven Baracke wurde noch gehämmert und genagelt, als die Gäste eintrafen; die Frühstückstische wurden noch gerüstet, der einzige Schmuck der Baracke, den die Anrichter mit Stolz den Festsaal nannten, ein Transparent war eben erst aufgerichtet. Es sollte in drei fast lebensgroßen Jünglingsgestalten, welche etwas, wie den Schwur auf dem Rütli zu vollziehen schienen, drei hervorragende Studententugenden darstellen, welche — das ist mir nicht mehr erinnerlich. Darunter die Wappen der sechs bestehenden Korporationen: Curonia, Estonia, Livonia, Fraternitas Rigensis, Fraternitas baltica und Ruthenia, im Hintergrund Dorpat selbst. Dann provinzieller Wappenschmuck, Lorbeer- und Eichenkränze — im rechten Eck aber als geheime Lauscher einige in Dorpat damals wohlbekannte Männer. All diese Pracht sollte aber erst bei eintretender Dunkelheit und bei angezündeten Öllämpchen zur Erscheinung gebracht werden.

Digitized by Google

Den ganzen Vormittag langten Gefährte und Reiter an, eine Wagenburg von Fuhrwerken umfaßte einen Park abgeschirrter und abgesattelter Gäule und eine Truppe von Rosselenkern, welche den Kommersch auf eigne Art und auf fremde Gefahr mitmachten. Die rechte Feier begann etwa um 5 Uhr Nachmittags: der Landesvater.

Ein freier Platz hinter jenem Festpalast war — nicht weniger anspruchslos — mit einer Reihe von Bänken umgeben. Man hatte je zwei, oder auch einzeln Pfähle in den Boden gerammt und Bretter von Pfahl zu Pfahl gelegt. Das gab in langer ununterbrochener Kette etwa 600 Sitzplätze. Die Festordner liefen von Gruppe zu Gruppe der Festteilnehmer und luden zum Landesvater ein. Jeder suchte in die Nähe seiner besten Freunde zu gelangen, um den feierlichen Akt, dieses Liebesmahl der Studirenden, mit ihnen begehen zu können. Eine große Zahl von Landesvätern mit ihren Pokalträgern — ich glaube in summa 72 Mann, begab sich in die Mitte des weiten Kreises, und feierlich erhob sich und schwoll mächtig an das alte, geweihte Burschenlied:

Alles schweige,
Jeder neige
Ernsten Tönen jetzt sein Ohr.

Stille wurde es in der Runde, auch die Alten, längst dem Enthusiasmus der Jugend Entrückten, öffneten Sinn und Herz der feierlichen Weise, welche sie einst mit mystischer Begeisterung erfüllt hatte.

Es hat zu jeder Zeit Spötter Dessen gegeben, was der Menge Heiligtum schien. So hoch ich den Ernst schätze, der in dem festen Gelübde der Ehre und Liebe liegt, so möchte ich ihn doch nicht als einen wahrhaft religiösen bezeichnen. Aber fest steht doch, daß gerade dieser einfache, kurze Burschenеid weniger Spott und Witzelei hervorgerufen hat, als Gelöbnisse von weit heiligerer Bedeutung. Es ist eben der erste, reine, freie Schwur, den die Jugend sich selber schwört, ein Schwur, den sie zugleich mit ihresgleichen, mit ihren Genossen, als eine für alle Zeit eng verbindende Verpflichtung schwört:

So lange wir uns kennen,
Woll'n Brüder wir uns nennen —

und zum Schluß:

Digitized by Google

Komm' du blanker Weihedegen,
Freier Männer freie Wehr —
— — — — — —
— — — — — —
Und so soll er unbefleckt
Bis zur nächsten Feier ruhn!

Wem die Ehre zu teil ward, diesen Rundgang im Kreise seiner Freunde bei gewöhnlichem Korporationskommersch zu machen, denkt wohl mit Wehmut an all die Herzlichkeit und Wärme, welche beim Austausch solcher Zeremonien aus den Freundesherzen brach. Wer aber dieses Recht in so weitem Kreis von alten und jungen Männern genossen, die eben nicht ein persönliches Freundschaftsband, sondern die Allen gemeinsame Liebe zu der alma mater vereinigt hatte, der hat sicher die unzerstörbare Freude mit heimgetragen, daß er eines ungewöhnlichen Glückes gewürdigt war. Denn ein ungewöhnliches Glück ist es, Jugendglut, Mannestreu und Greisenfrieden in einem schönen Gefühl der Zusammengehörigkeit aufflammen zu sehn.

Was störte es uns, die wir mit blanken Schlägern und silbernen Pokalen von Bank zu Bank gingen, daß hier und dort ein Pfahl sich senkte, auf welchen eine Bank sich stützte, daß eine ganze Reihe der Sitzenden zurückfiel und fortan stehen mußte, — die Jugendandacht war bei dieser Feier zu groß, um in dem Komischen der Situation Jener eine Lächerlichkeit Aller oder für Alle zu finden.

Das Kommando: Initium fidelitatis kannten wir in Dorpat nicht: die Fidelität war an keine bestimmte Formalität der Eröffnung gebunden, sie hielt selbstverständlich aber ihre Ausbrüche freiwillig zurück, bis das feststehende Programm des Kommersches vollendet war. Dann brach sie in unbeschränktem Maße hervor. Mit dem Schluß des „Landesvaters" war auch der Tag zu Ende gegangen; es wurde winterlich kalt. Wer in der Zahl der Troßknechte und Wagen sein Gefährt zu finden vermochte, wagte die Heimfahrt. Die Zurückbleibenden versammelten sich im „Festsaal", genossen die Symbolik des Transparents, nicht minder aber Schrammsches Bier und Sickels billigen und preiswürdigen Rhum. Man saß, man stand, man wandelte herum, von Zeit zu Zeit ertönte aus kräftigen Kehlen eines der alten Chorlieder, deren Melodie noch

Digitized by Google

heute dem Schreiber in stiller Schreibstube in den Ohren klingt — wie aus weiter, weiter Ferne. — Gespräche, Gelächter, Anrufungen schwirren umher. Dort eine Gruppe von Medizinern: sie kennen sich gut aus dem Kolleg und der Klinik, die Mediziner sind bekanntlich die fleißigsten Besucher der Kollegien und so eifrig, daß sie — wo ihrer mehrere zusammen sind — schon in ihrem zweiten Semester nur Fachgespräche führen; auch hier brausen griechische und lateinische Kunstwörter durcheinander, als werde der Text zu anatomischen Tafeln in Reime gebracht. Dort wieder eine Gruppe älterer Theologen: es wird disputirt, was die Balten überhaupt, insbesondere die Beflissenen der Gottesgelahrtheit, sehr lieben: ob Hilarion oder Alexander, wer das Wort ὁμοούσιος erfunden und wer das Wort ὁμοιούσιος — da geht ein Anderer vorüber und erschreckt die Streitenden: „Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.“ Ich glaube es war der Rothe. — Wieder Einer geht — das Glas Capucello in der Linken, von Tisch zu Tisch, umarmt Diesen, schmollirt mit Jenem und drückt Allen je drei herzliche, feuchte Bruderküsse auf den Mund. Auch ist ein Fuchs da, der die Spezialität besitzt und fleißig übt, ein Glas Grog durch die Kehle laufen zu lassen ohne auch nur einmal zu schlucken. Zwei sitzen eng zusammen und flüstern leise: der hübsche Blonde mit den dunkeln Augenbrauen vertraut dem schwarzen Krauskopf seine hoffnungsvolle Liebe zu der blauen Dame an, die er in Frau Tirons Tanzstunde kennen gelernt. Einer aber hat den frohen Kreis am Ende des Tisches verlassen und geht draußen in der kalten Nacht still umher und seufzt. Sein ganzes Herz ist Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, Sehnsucht der reinen, liebesbedürftigen Jugend.

Aber auch die Andern im Festraum faßt ein verwandtes dunkles, ahnendes Gefühl. Ein mächtiger Baß stimmt Binzers wehmütiges Bundeslied an, und Dieselben, die eben disputirt und renommirt, gejubelt, philosophirt, geschwärmt und gewitzelt, stimmen zu kräftigem Chor ein:

Wir hatten gebauet —

und schließen wie feierliches Gelübde:

Der Geist lebt in uns Allen
Und unsre Burg ist Gott. — —

Digitized by Google

Das Fest war vorübergegangen, vorübergegangen — ohne Reden. Und doch waren Professore dabei, die der Rede sehr mächtig waren, doch Chargirte, die gern sich hören ließen, doch ein Publikum, das zuzuhören verstand und begeisterungsfähig war. Man schätzte die vereinende Kraft eines aus warmem Herzen dringenden Hochrufs, man jubelte freudig zu, wenn ein geehrter Name gefeiert werden sollte, man begrüßte sich auch Korporation gegen Korporation mit lautem Vivat, aber der eigentlichen Festrede und jedem langbevorredeten Toast war das Anfangslied des Kommersches, das Gaudeamus, zuvorgekommen. Und wenn bei jedem Verse dieses Burschenchorals schon die Gläser kräftig zusammenklangen und Lust und Kraft mit jedem geleerten Glase wuchsen und immer Anstoßen und Austrinken und Wiederfüllen, um abermals anzustoßen und auszutrinken, auch ohne Reden sich in den Gruppen wiederholten und oft die langen Bänke hinab wie Glockenläuten ertönten, so mochten wohl die Scherben und Splitter, die am späten Abend den Boden bedeckten, von der wachsenden Lebendigkeit des Festes Bericht erstatten: von feierlichen Reden war aber nichts zu melden. Man überließ der Rhetorik gern die Kanzel, das Katheder, den Platz an einer feingeschmückten Philisterfesttafel: auf den Kommerschen bis 1852 hatte sie noch keinen Raum.

Umsomehr forderte der Gesang sein Recht. Wie die Teilnehmer des Festes in der Nacht, auf den schlechten, unbekannten Wegen endlich heimgekommen waren, das gab noch lange Stoff zu lustigen Klagen und betrübter Fröhlichkeit. Sicher ist, daß zwei Tage später, am 23. April, die Mehrzahl, vielleicht die Gesammtziffer derselben am Nachmittag sich auf dem Dom in Dorpat wiederfinden konnte, und daß mindestens den Kehlen das Fest keinen Schaden gebracht hatte. Sagt Goldoni einmal: la gola è un vizio, che non finisce mai — so hätte man an jenem 23. April auf dem Dorpater Dom wohl rufen mögen: la gola è una virtu, che non finisca mai! Denn an jenem Tage begannen die regelmäßigen Frühjahrssänge zur Feier des Stiftungstages der Universität. Und das erste Quartett, das sich zu dieser Feier in Dorpat hören ließ, verdient wohl ebenso hier genannt zu werden, wie jene ersten vier estländischen Sänger auf der spanischen Treppe in Rom: es

Digitized by Google

war das damals so vortreffliche, sangesfreudige und sangberühmte rigasche Quartett: Gustav Hollander, Joseph Harzer, Wilhelm Ovander und Eugen Haken. Es war eine köstliche Nachfeier jenes Studentenfestes: das nordische Wunder war vollzogen: es war Frühling geworden in zweien Tagen. Aus den braunen Knospen blickten hellgrüne Blättchen und breiteten helle Schleier um Baum und Gesträuch, die Luft war voll von Frühlingsduft, und auf dem Rasen brachen weiße und gelbe Blümchen hervor. Da öffneten sich auch Thüren und Fenster in der Stadt, und statt der in Dorpat so beliebten grauen Kleider legten die Mädchen neue, helle, farbige an und zogen zum Dom unter der großen Dombrücke durch, in deren Schlußstein gemeißelt steht: Otium reficit vires. Woldemar Krich aber behauptete stets:

„Der Bursche liest statt otium:
Ein Schoppen bairischen Bieres."

Was damals von den Koryphäen des Dorpater Gesanges gesungen wurde, weiß ich nicht mehr, auch nicht mehr die lustigen Improvisationen, die von der einen zur andern Brücke zwischen Rigensern hier und Estländern dort, anknüpfend an das goldne Kinderabc, ausgetauscht wurden — aber fortan wurde der Stiftungstag der Universität zu großer Freude der Dorpatenser, der Philister, der Bursche und nicht zum mindesten der jungen Mädchen mit Quartettgesängen gefeiert. Den Rigensern folgten die Kurländer, den Kurländern die Estländer, — ich weiß nicht, wer jetzt dort singen mag.

Ich kann von Dorpat nicht Abschied nehmen, ohne eines der letzten Erlebnisse zu gedenken, die nur noch in Weniger Erinnerung bestehen mögen, aber historische Ereignisse in der Entwicklung der Burschenwelt geworden sind: es ist die Anerkennung der Korporationen drei Jahr nach dem Fest in Kerimois am 9. März 1855.

Was diesem Akt vorausging, was ihn überhaupt möglich machte, ist meines Erachtens in den Berichten über denselben nicht genügend hervorgehoben, wohl weil es in damaliger Zeit ganz selbstverständlich und natürlich schien. Ich meine nicht die Initiative des Kurators — diese vielmehr kam uns damaligen Studenten

Digitized by Google

so überraschend, so wider alles herkömmliche Verhalten unserer speziellen Obrigkeit, daß viele in ihr eine Falle, eine Tücke gegen die Korporationen zu sehen meinten. Der Verlauf hat bewiesen, wie sehr Diejenigen Recht hatten, welche einen derartigen Hinterhalt für unmöglich hielten.

Fast zwanzig Jahr hatte der Universität als Kurator ein Mann vorgestanden, den nicht wissenschaftliche Tüchtigkeit, nicht Erfahrungen auf dem Gebiete des höhern Lehrwesens, nicht Bekanntschaft mit den Bedürfnissen und Eigenheiten der baltischen Erziehung auszeichneten. G. von Craffström war im militärischen Dienste zum Generalleutnant emporgestiegen und dann für geeignet erachtet worden, die militärisch stramme Disziplin auch auf die Universität Dorpat anzuwenden. Er selbst sah in seiner Bestallung nur die Aufgabe, aus Studenten gehorsame Soldaten, aus den Professoren höchstens einen Stab von Offizieren zu machen. Es war natürlich, daß er, der Unverheiratete, Wissensfremde, Landunkundige (es hieß später, er sei von Geburt ein Este aus dem Kirchspiel Hanehl gewesen, doch war ihm Estland nie Heimat gewesen) auch gesellschaftlichem Verkehr fernblieb. So geschah es, daß der Kurator einer so hochangesehenen Universität und eines so gebildeten Lehrbezirks nur eine gefürchtete Polizeirolle spielte und sich auch die studirende Jugend daran gewöhnt hatte, in ihm keinen Freund ihrer Interessen zu sehn. Als die Estonia am 7. September 1854 in Wesmershof ihren Stiftungstag feierte, traf daselbst die Nachricht ein, der Kurator sei gestorben: wir aber glaubten dem Ereignis keine größere Bedeutung zuschreiben zu können. Es werde eben ein neuer, uns fremder General kommen und nach wie vor sich daran genügen lassen, uns in zugeknöpfter Uniform und mit kurzgeschorenen Köpfen herumlaufen zu sehn. Aber es kam anders.

Kein General erschien, ein Geheimrat, ein Sohn Livlands, vielmehr Ösels, lutherischer Konfession, bisher im Petersburger Generalkonsistorium angestellt, — ein kleiner Herr von kaum 5 Fuß, als Nachfolger des Hünen von 6 Fuß und einigen Zoll. Und dieser Mann brachte eine Frau und Kinder mit, verkehrte mit den Professoren, besuchte theologische Abende und ergriff mit Wärme

Digitized by Google

den Gedanken der Gründung einer Universitätskirche. Den Studenten blieb er persönlich fern und fremd.

Schon zu Crafffströms strengen Zeiten hatte trotz des Handschlags, mit dem jeder Student bei seiner Immatrikulation sich dem Rektor verpflichten mußte, keiner Verbindung beizutreten, das Korporationswesen auf Grund provinzieller Gruppirung sich zu einem Burschenstaat entwickelt. Diese Thatsache war so bekannt und so sehr anerkannt, daß selbst der Kurator, ja der Rektor, welcher persönlich jenes Handgelöbnis entgegengenommen hatte, bei besonderen Anlässen die Korporationen auffordern ließen, ihre Vertretung zu bezeichnen. So namentlich am 12. Dezember 1852, wo jede Korporation zwei Glieder zu der großen offiziellen Feier abzusenden hatte. Die niederen Organe der Universitätspolizei, die Pedelle, hätten ohne die Organisation, welche zu verfolgen ihre gesetzliche Pflicht gewesen wäre, gar nicht fungiren können, ja, die erstrebte Loyalität wäre gar nicht denkbar gewesen, ohne die wohlgegliederte Selbstordnung, Selbstregierung und Selbstzucht der Korporationen.

Und doch bewirkte jener odiöse Handschlag bei der Immatrikulation ein gewisses Schuldbewußtsein und somit ein stetes Angstgefühl. Wir zeigten in vollkommen loyaler Weise unsere Korporationskommersche beim Rektor an, wir vermieden es nicht, dem Rektor unsre Zugehörigkeit zu diesem verbotenen Bunde indirekt und direkt zuzugeben. Aber die Farbenmütze innerhalb des Weichbildes von Dorpat aufzusetzen wagte Niemand: ein plötzliches Einschreiten des Kurators gegen die Korporationen war zu jeder Zeit möglich und gefürchtet. Mit einem Worte: die Korporationen standen nicht auf sicherem Boden und entbehrten vor Allem des stolzen Gefühles, auch nach außen hin in ihrer ganzen innern Einheitlichkeit und Eigenart sich Stellung zu verschaffen. Man fühlte sich „unerlaubt“ und hegte drum ein stetes Mißtrauen gegen die Obrigkeit, der man speziell unterworfen war. Je höhere und ernstere Ziele die Korporationen sich steckten, um so peinlicher empfanden sie die Ungesundheit und die Unwahrheit ihrer Lage. Der Leichtsinnige freute sich wohl, dem Rektor und den Pedellen einmal ein Schnippchen schlagen zu können, der Besonnene trug den Stachel in sich, daß ein Strafakt über ihm schwebe; wer aber von Hause

Digitized by Google

ein heißes Herz und lebhaften Sinn für Wahrheit und Freiheit mitgebracht hatte, dem konnte die Komödie, die hier gespielt wurde, und die in jedem Augenblick der eine Teil dem andern zur Tragödie machen konnte, wohl allen Respekt nehmen.

Dieser Zustand war durch lange Gewöhnung und Vererbung von Cötus zu Cötus zwar für Viele seines augenfälligen Widersinns entkleidet, im Stillen litten aber gerade die Besten an der Schuld, die sie durch Bruch ihres Gelöbnisses begangen, und Schuldgefühl stört jedes Vertrauen.

Daß der neue Kurator hier Besserung schaffen werde, hatte Niemand vorausgesetzt. Da trat jene unerwartete Aktion ein, die ein neues Verhältnis schuf, und deren Ausführungsweise mir noch nicht genügend beleuchtet erscheint. Ich meine die Mitthätigkeit der Professore. Hier wurde in prägnantester Weise Zeugnis gegeben, für das feste Vertrauen, das zwischen den Professoren und den Studenten bestand, hier zeigte sich eine der schönsten Seiten des damaligen Verhältnisses, des engen Zusammenhalts der gesammten Universität.

Wer auch dem neuen Kurator den Blick für den bisherigen Mißstand geöffnet haben mag, Bradke ging rasch ans Werk, diesem zu steuern. Und er wählte das beste Mittel.

Der Lehrkörper war damals reich an Männern, die nicht bloß Lehrer und Leiter in den Wissenschaften, sondern auch Vorbilder des Lebens waren. Unter ihnen wiederum standen mehrere als geborene Halten der studirenden Jugend und den heimischen Anschauungen persönlich nahe. Diese Männer zog der Kurator für seinen Plan heran, die Korporationen zur Anerkennung zu bringen. Die Professore, an die er sich gewandt, waren freudig zu seiner Unterstützung bereit, persönlich besuchten sie die Chargirten, um sie in die Pläne des Kurators einzuweihen, persönlich machten sie die Beratungen über die Vorlage mit, die dem Kurator überreicht werden sollte, und übernahmen persönlich die Überreichung der ausgearbeiteten Zusammenfassung des allgemeinen Komments. Auf den Konventen war manches Mißtrauen, manche Besorgnis, mancher Widerspruch laut geworden, aber die Namen der sechs Professore schlugen jeden Zweifel an der Ehrlichkeit und an dem guten Willen

Digitized by Google

des Planes zurück: das Vertrauen zu unsern Professoren besiegte auch das tiefst eingerostete Mißtrauen. Es seien drum auch hier die Männer genannt, die nach beiden Seiten hin Bürgen für das Gelingen eines nicht ganz leichten, vielleicht nicht ungefährlichen Unternehmens waren. Denn nicht leicht, vielmehr neu und gewagt war der Schritt des Kurators, die Genehmigung des Ministers zu dem Bruch mit einer politischen Maxime einzuholen, von sich aus das bisher so arg verpönte, gefürchtete und verfolgte korporative Wesen zu legitimiren und hierzu die Männer heranzuziehn, welche das alte System noch nachträglich hätte belangen, aber auch auf frischer That hätte disziplinliren können. Von der andern Seite aber konnte dem wohlgemeinten Versuch durch die künstlich erzogene Geheimthuerei, durch die Nährung der Furcht und des Mißtrauens ein vollkommenes Mißlingen bereitet werden. Das allseitige Vertrauen aber rechtfertigte sich vollkommen, und die Namen Bidder, von Rummel, Erdmann, Christiani, von Samson und Alex. von Oettingen bedeuten für die Universität jene gegenseitige Zuverlässigkeit und Treue, die des alten Dorpat Charakter war.

Digitized by Google

Unter dem Zeichen des Verkehrs.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Das alte Reval und der Krimkrieg. — Regungen des Verkehrs. — Baron Girard, R. Eggers, Baron Pahlen. — Bahnpläne und Abneigung gegen die Bahn. — Wettstreit der Unternehmer. — Erfüllung der Hoffnungen. — Haben, sein, werden.

„Gänzlich außer Verkehr mit allen den andern Menschen" lag in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unsere liebe engere Heimat wie die glückliche Insel der Phäaken abseits von dem rasch anschwellenden Strome menschlicher Bewegung und Eile. In Reval war es das töchterreiche Patrizierhaus, auf dem Lande das mit Kindern beiderlei Geschlechts reich gesegnete Pastorat, wo Gemütlichkeit und Friede einer solchen von keinem rauhen Außenwinde berührten Familienexistenz den reinsten Typus dieses provinziellen Stilllebens darstellten. Der Krimkrieg brachte große Veränderungen: in zwei Sommern hatten Reval, die kleinen estländischen Städte, das flache Land selbst andre Physiognomien gezeigt als sonst. Aus der gefährdeten Stadt waren Frauen und Kinder geflüchtet und hatten auf dem Lande und in kleinen Städten ein Obdach gefunden. Dagegen waren Truppen verschiedenster Waffengattungen in Reval eingerückt, glänzende Uniformen, fremde Trachten, fremde Sprachen und fremde Gesichter überall, und als sie abzogen und die Familien zu ihren Penaten zurückkehrten, siehe, da war Vieles anders geworden in der Stadt Reval.

Zuerst die größeren Veränderungen: die Weiden- und Pielbeeralleen, welche die Glacis umsäumten und die guten Revaler Bür-

Digitized by Google

ger mit ihrem Schatten erquickt hatten, wenn diese ihre „drei oder vier Pforten"-Gänge gemacht, waren zum großen Teile niedergeschlagen, und die Reeperbahn, die Reval jetzt plötzlich als eine so schöne Vorstadt erkannte, war fast ganz rasirt. Aber noch schlimmer hatte das Kriegslager im Einzelnen dem Typus des Stadtlebens mitgespielt. Reval war reich gewesen an alten Thüren im gotischen und Renaissancestil, an schönen Schmiedeeisenarbeiten aus vergangener Zeit, an Schränken, Wanduhren, Schnitzereien und anderen Zeugnissen einer früheren Behäbigkeit. Unter den Offizieren, welche der Krieg nach Reval führte, befanden sich Leute der großen Welt, Leute von künstlerischem Gefühl und künstlerischer Bildung, die mit Erstaunen die Schätze erkannten, welche im Halbdunkel der großen Fluren kaum beachtet dastanden. Neben der „Waschrolle", die mit Bullersteinen beschwert war, sah man wohl dunkle, schön geschnitzte, mit reichem Beschlag oder mit feinen Intarsien versehene Eichenschränke, schwere stilvolle Geländer schmückten die breiten Treppen, phantastische Wasserspeier gossen von Dacheshöhe die Regenmassen auf die Schirme eiliger Bürger. Dann gab es noch manche alte Familiengläser, höchst unmodernes Hausgeschirr in Thon und Zinn, auf manchem First knarrte ein rostiger Wetterhahn oder eine Fahne mit uralter Jahreszahl. Das Alles fand unter den Fremden mehr Würdigung, als bei vielen der Besitzer, die vielleicht in dritter und vierter Hand diesen alten, oft hinfälligen Hausrat übernommen hatten. Kunstfreund und Sammler sein, wäre dasselbe, wenn nicht die Kunstliebe Geld brauchte, um sammeln zu können. Jene Petersburger Granden und Gardeoffiziere hatten Geld und Kunstsinn oder — in Ermangelung dieses letzteren — die damals ganz moderne Eitelkeit der Altertümelei. Das Palais des Grafen K. bei der Gardereiterkaserne in Petersburg wurde ein kleines Museum revalscher Altertümer, und manches Generalshaus Petersburgs bewahrt in Glasschränken revalsche Zinnteller oder silberne Porterkannen.

Die Masse des nach auswärts verkauften veralteten Hausrats muß groß gewesen sein, da nach ihrem Fortschaffen die zurückgebliebenen jetzt auch an Ort und Stelle Würdigung fanden. Möbel im Stil des Empire konservirten sich schwächlich genug in

Digitized by Google

den Höfchen der Reicheren: die holländisch-englische Mahagoniperiode, die früher in Reval, wie überhaupt in nördlichen Hafenstädten, reich vertreten war, ist bis auf die englischen Erbuhren aus den städtischen Häusern verschwunden und nur noch hin und wieder auf einer Poststation einer Nebenstraße zu finden. Und doch wußten diese alten Stücke, ehe sie auf Auktionen aus dem Ganzen gerissen wurden, zu dem sie gehörten, mancherlei von den Beziehungen Revals zu andern „An-See-Städten" zu erzählen und manche stolze Familientradition zu wahren. Wer einmal über Revals Handel und Wandel im 17. und 18. Jahrhundert schreiben wollte, müßte bei dem alten Mobiliar und dem alten Geschirr manche Belehrung suchen, wie in jenen engen Klostergassen über einstige soziale und ökonomische Verhältnisse des Adels von Wierland und Harrien.

Materielle und geistige Bewegung sind nicht unbedingt mit einander verbunden. Persönlichkeiten von starken Impulsen des Forschens und Lehrens und geistigen Schaffens treten auch in Zeiten auf, wo der Arbeits- und Unternehmungstrieb im praktischen Leben fast erloschen scheint. Umgekehrt scheint sich ein ander Mal alle Energie des Denkens und Wollens in dem Ringen nach Erwerb, alle geistige Bedeutung der Gesellschaft in einem weitreichenden Geschäftsblick und Geschäftsmut zu äußern. In Reval war, wie erwähnt, das Dezennium von 1860 auf 1870 geistig frisch, voll Initiative des Gemeindelebens und zu jeder geistigen Arbeit bereit. Aber von einem Aufschwung des Handels und Verkehrs, von einer materiellen Blüte konnte keine Rede sein. Es ging auf diesem Gebiete die Mutlosigkeit so weit, daß Anregungen, auch hier durch Selbsthülfe Besserung zu schaffen, als unerbetene und unberechtigte Zudringlichkeiten von Vielen zurückgewiesen wurden, welche eben den Beruf zu bessern zuerst hätten empfinden müssen.

War im allgemeinen die Mutlosigkeit in der Bürgerschaft und namentlich unter den Kaufleuten Revals groß und hatten die Notjahre eben auch nichts dazu thun können, die allgemeine Lebens- und Schaffensfreudigkeit zu erhöhen, so wurden doch von anderer Seite alle Kräfte angespannt, diese Lethargie zu bekämpfen. Zwei von den Revaler Kaufleuten hatten sich diesen Bemühungen ener-

Digitized by Google

gisch angeschlossen, beide Männer, die im kommunalen Leben sich des Vertrauens der Bürgerschaft würdig und in den Arbeiten des Notstandskomités thätig erwiesen hatten: Baron Arthur Girard und Alexander Eggers. Der letztere namentlich hatte in seiner schlichten, entschiedenen Art sich bei allen den praktischen Fragen der Notstandsarbeit und besonders um die Brot- und Saatbeschaffung, um die Suppenanstalt und Brodbäckerei außerordentlich verdient gemacht. Als ein Mann von weitem Blick und von frischer Thatkraft war er bald die Stütze eines Unternehmens, das für Reval eine neue Lebensepoche bezeichnen sollte.

Jene liebenswürdige, phäakische Selbstbescheidung, welche für die praktische Welt in Reval und Estland fast zur allgemeinen Signatur geworden war, raffte sich zu lautem Widerspruch auf, als die Gefahr eines größeren, noch unberechenbaren Verkehrs immer näher heranzog. Man hatte zwar schon seit mehreren Jahren von Eisenbahnen reden hören, man hatte ganz akademisch die Frage erörtert, ob ein Schienenstrang zwischen Reval und Petersburg der erstgenannten Stadt wohl Vorteil bringen könne, man hatte die ganze Angelegenheit aber nicht ernst genommen, und die einzelnen Leute, die sie dennoch betrieben, entweder als Phantasten bespöttelt oder als Spekulanten für eigene Rechnung bemitleidet. Diese einzelnen Leute waren zumal nicht Geschäftsleute im Revaler Sinn: sie waren Gutsbesitzer, zwei von ihnen ohne besonderen Einfluß in der Stadt, wie auch auf dem Lande. Nur die Aktion des Dritten, des Ritterschaftshauptmannes Baron Alexander von der Pahlen konnte nicht wohl als ganz hoffnungslos abgewiesen werden, besonders nachdem auch Alexander Eggers und Baron Arthur Girard sein Unternehmen stützten und deckten.

Empfanden nun auch allmälich die Gegner der Bahn, daß die außerordentliche Rührigkeit des Baron Pahlen seine Thätigkeit ernst zu nehmen zwinge, so unterblieb doch zu höchster Verwunderung und Kränkung der Einsichtigeren die freudige Unterstützung seiner Bemühungen in dem größern Teil der Revaler Geschäftswelt. Statt einmütiger Zustimmung und warmer Teilnahme bei jedem neuen Schritte, statt privater und öffentlicher Ermutigung des unermüdlichen Kämpfers für die Bahn, wurden Stimmen laut und Urteile

Digitized by Google

kolportirt, wie als häufigstes das Stichwort eines angesehenen „Kontoristen“: „Wir werden Alle Prikaschtschiks von Petersburg“. Oder: „Wir werden von Petersburger Konkurrenten überschwemmt werden; wir verlieren unsre Selbständigkeit, unsre Unabhängigkeit, unsere alte Verfassung; wir bekommen lüderliches Volk ins Land; unsere guten Dienstboten laufen uns fort, und wir kriegen schlechtes Zeug dafür; es wird Alles teurer werden“ u. s. w. u. s. w. Hierzu noch die Fülle rein persönlicher Befürchtungen, bizarrer Improvisationen, mißgünstiger Eifersüchteleien: Mir schneidet die Bahn ein Stück meines Gartens ab; mir teilt sie das Feld in zwei getrennte Teile; mir wird die Station mit Dampf und Lärm vor das Schlafzimmer gesetzt; warum bekommt Nachbar A. eine Haltestelle und B. eine Station und ich nichts? warum läuft die Bahn nicht über mein Gut, warum will sie nicht besser zahlen? warum sollen die Arbeiter aus dem Innern kommen, warum die Erdkarren nicht bei uns gebaut werden? — Und noch viel andre, zum Teil schon auf das Detail der noch gar nicht gesicherten Unternehmung gestützte Fragen wurden in mißgünstigem Sinn aufgeworfen und so vorzugsweise Stimmung gemacht gegen die Bahn.

Von den drei Wettbewerbern um die Bahnkonzession sahen zwei von jeder Unterstützung durch die Presse ab, Baron Pahlen aber erkannte sofort, daß er die öffentliche Meinung zu belehren und dann zu leiten habe. Er machte die „Revalsche Zeitung“ zu seinem Organ. Die damalige Leitung derselben hatte schon manchen öffentlichen und privaten Strauß zu Gunsten der Bahn ausfechten müssen. Sie war so ganz von der unabweisbaren Notwendigkeit derselben, wie von der Verpflichtung überzeugt, alles irgend Mögliche zu rascher Betreibung der Aktion aufzuwenden. Auch erkannte die Leitung den schönen Vorzug und das unschätzbare Glück freudig an, für eine große, gemeinnützige Frage ihre ganze Kraft einsetzen zu können. Denn wenn die Zeitung auch in dieser Frage ein Organ des Baron Pahlen genannt werden konnte, so bewahrte sie sich doch vollständige Freiheit der Aktion und Gesinnung. Auch ist kein Ansinnen an sie gestellt worden, etwa nachweislich Falsches über den Stand der Verhandlungen zu bringen: die öffentliche Arbeit des Baron von der Pahlen bestand in fortlaufender Information

Digitized by Google

des Redakteurs und in häufigen Besprechungen über neue Momente, die zu Gunsten des Planes geltend gemacht werden konnten. Denn es galt nicht nur den Leuten im eigenen Hause die Vorurteile und Befürchtungen auszureden, sondern auch die Einwürfe auswärtiger Gegner bekämpfen. So hatte ein damals sehr einflußreiches russisches Blatt, das die Bahn scheinbar als staatsgefährlich bekämpfte, dieselbe einmal mit vernichtendem Spotte die „Apfelsinenbahn" genannt, weil sie — wenn sie zu Stande käme — doch nichts zu transportiren haben werde, als die ersten Apfelsinen, die Eises wegen noch nicht zu Schiff nach Petersburg gelangen könnten und in dem ewig eisfreien Baltischport umgeladen werden müßten.

Mußte die Verteidigung des Bahngedankens also nach zwei Seiten geführt werden: nach der einen, welche die erhöhte Konkurrenz Petersburgs fürchtete, und nach der andern, welche die Bahn verspottete, weil sie die Konkurrenz für Petersburg fürchtete, mußten einerseits die Trivialitäten der trägen Kleinlichkeit, andererseits die Drohungen der engherzigsten Mißgunst zurückgewiesen werden, so gewann die Bahnidee doch Schritt um Schritt an Verständnis und Sympathie. Hatten die Zeitungsartikel für die Bahn zuerst recht gehässige Beurteilung gefunden, so wurde nach Jahresfrist jede Privatnachricht, welche die Aussichten der Bahn sich bessern ließ, sofort in die Redaktion getragen, und als endlich von Baron Pahlen ein Telegramm aus Petersburg meldete, die Konzession sei erfolgt, da brach gar im Rathaus selbst eine improvisirte Feier aus, zu welcher auch schleunigst die Redaktion der Zeitung herbeicitirt wurde. Und so übermütig äußerte sich die Freude derer, die früher zumeist Gegner der Bahn gewesen waren, daß den Champagnerkelchen der Fuß abgeschlagen wurde und nun in stürmischer Eile Trinkspruch auf Trinkspruch folgte.

Ob alle Teilnehmer schon damals der Bedeutung des Verkehrs im allgemeinen gerecht wurden, bleibt unentschieden. Jetzt hoffte man phantastisch, wie man früher phantastisch gefürchtet hatte.

Vom Rathaus pflanzte sich die hochgehende Freudenwoge über die ganze Stadt fort: es ließ sich Alles von ihr heben und schaukeln. Wer noch vor einem Jahr mit hundert Gründen, zumeist aber aus der zähen Tiefe seines Temperaments die Eisenbahn für

Digitized by Google

das Verderben der Stadt erklärt hatte, der jubelte jetzt mit, rauchte Eisenbahnzigarren, trank Eisenbahnwein, aß ganze Lokomotiven, die Stude kunstvoll aus Eis hergestellt, auf und schenkte seinen Kindern eine Schachtel mit einem ganzen Bahnzuge aus Zinn. Selten war wohl ein Jubel so ansteckend gewesen, und seltener noch ist der Übergang aus einem altgewohnten Zustande der Gemütsruhe in ein ungewisses Neues, das jede Ruhe auszuschließen versprach, so fröhlich und leichtsinnig gewesen, wie der Tag der gewonnenen Konzession. Baron von der Pahlen hatte allerdings durch rastloses, jedes Hinderniß bewältigendes Bemühen Fackelzug und Ehrenbürgerbrief reichlich verdient.

Und doch glaubte sich die Zeitung noch weit höher belohnt, weil sie sich ganz und gar mit den Interessen der Stadt und des Landes solidarisch fühlte.

Ob von den Hoffnungen und Erwartungen jener Tage in den seither vergangenen dreißig Jahren viele sich erfüllt haben, ob heute noch der Taumel jener ersten Freude ein Recht behält, — wer entscheidet das?

Läugnen läßt sich nicht, daß jene Befürchtungen, welche gegen den Bau der Bahn sich erhoben, meist eingetroffen sind: dem Einen ist ein Stück seines Gartens abgeschnitten, dem Andern ein Feld vom Gute abgetrennt, dem Dritten das Gesinde entlaufen, den Vierten haben angereiste Diebe bestohlen — (thörichte Leute, die ihre Kunstreisen nach Estland richten, wo gewisse Spezialitäten ihrer Kunst in so hoher Blüte stehn!). Wieder Andere haben schwer mit Petersburger Konkurrenten zu kämpfen, Einige sind zwar nicht „Prikaschtschiks“, sondern Agenten von Petersburg geworden; eine fremde Gesellschaft füllt Revals Straßen, fremde Sprachen beginnen zu herrschen, die alte Verfassung ist abgeschafft, die Lebensmittel sind im Preise gestiegen, die alte Gemütlichkeit ist geschwunden: — — kurz fast Alles ist über Reval hereingebrochen, was zehn und fünf Jahre vor dem Bahnbau von den Weisesten der Zeit schon befürchtet und prophezeit wurde.

So ist Reval denn zurückgegangen und würde wohl dem Schicksal danken, wenn irgendeine Katastrophe ihm die ganze Bahn, und was drum und dran hängt, wieder vom Halse schaffte und die

Digitized by Google

Stadt den alten stillen Traum von ehemals wieder träumen ließe?

Ich will Niemand auffordern, von der Strand- zur Schmiedepforte, von der Reeperbahn zum Tönnisberge, von dem Laksberge nach Wittenhof zu gehen und in jedem Geschäfte Anfrage zu halten, ob der Inhaber wohl glaube, die Bahn entbehren zu können. Ich will auch nicht auf die statistischen und Handelsberichte, nicht auf die Schiffslisten und Tonnenregister hinweisen, nicht auf die ominösen Apfelsinenkisten im Vergleich zu den Baumwollballen, noch auf die Stiefkinder früherer Jahre, die Fabriken von einstmals, und auf die blühenden Lieblingskinder der Gegenwart, die Fabriken von heute: denkt Euch die Bahn fort, und der Hafen verödet, die Schlote dampfen nicht mehr, die großen Niederlagen fallen in Trümmer, wie jene Stadt auf dem Plateau des Laksberges. Reval ist dann wieder arm, nein, es ist dann nicht nur arm, denn Armut läßt sich ertragen, sondern es verarmt, es geht von Tag zu Tag größerer Beschränkung, größerer Not entgegen. Armut ist ein idyllischer Zustand gegen den Sterbe- und Verwesungsprozeß der Verarmung.

In der Armut lassen sich die idealen Güter hochhalten, die Herzen erbauen und erheben durch Hoffnung und Selbsttäuschung. Verarmung ist untrennbar von dem Niedergang alles Guten und Großen, alles Geistes und aller Sittlichkeit, auf Verarmung einer Gemeinde folgt ihre Verlumpung. Das ist ja eben das Wesen des gesunden Verkehrs, daß er auf keinem Gebiete und in keiner Lebensführung den Stillstand duldet: es kann Niemand zur Seite treten und die ringenden und eilenden Kräfte an sich vorüberbrausen lassen: er muß eben selbst mit hinein, muß sein Tempo wählen, Hand und Fuß zu regen, zumeist aber den Kopf! — und muß mitschieben, weil er im Geschiebe ist. Wer dazu die Kraft nicht besitzt, bleibt nicht etwa auf dem alten Flecke, er wird an den Rand geworfen, auf die Moräne, auf den Schutt.

Die baltische Bahn kam mit Schwierigkeiten, aber sie mußte kommen, sie kam wie eine elementare Notwendigkeit, nach einem Naturgesetz — nicht um Revals oder Estlands willen allein, nein vielmehr als eine unvermeidliche Konsequenz des wachsenden Ver-

Digitized by Google

kehrs im ganzen Reich, in Europa, in der ganzen Welt. Sie nahm von Estland Besitz, weil dieses Glied im großen System des Verkehrs, im materiellen und geistigen Blutumlauf der Menschheit notwendig war — und sie verband so auch unser Ländchen mit dem großen Ganzen der Welt.

Man verschmähe es nicht, auch die eigenen kleinen Lebensbedingungen einmal von diesem höhern Gesichtspunkt aus zu betrachten, und das so prosaische, realistische, erwerbsüchtige, eigennützige, das schwindelhafte und nimmer ruhende Getriebe zeigt uns plötzlich seine idealen Seiten: das Haben, das Sein treten zurück: es regiert der Zwang und der Drang des Werdens. Jetzt spannen sich alle Kräfte, um aufzufangen und festzuhalten, was dem Verkehr der Geister entsprungen, im Verkehr die Geister erregt und verbindet. Dem reicheren Gewinn an geistigem Lichte und geistigem Schatze folgt die größere Fähigkeit zum Mitringen, der raschere Schritt, das lebendigere Tempo der Thätigkeit, der schärfere Blick in Vergangenheit und Zukunft. Es wälzen sich aus den Speichern der geschaffenen Werke immer neue, immer geschicktere Erzeugnisse menschlichen Fleißes und menschlichen Geistes. „Der Mensch wird selbst zur Maschine in der Fabrik.“ Aber zu welcher Maschine? Tante Gustchen erzählte wohl — nicht ohne die Freigeisterei eines leisen Zweifels — in England werfe man nur ein Stück Leder in die Maschine, und ein Paar Stiefel falle fertig heraus. Doch noch staunenswerter ist die unbezweifelte Thatsache, daß ein Stück Eisen in die Maschine geschoben wird und je nach Belieben in doppeltem Wert als Hufeisen, im hundertsten Wert als Nähnadel, im fünftausendsten Wert als Uhrfeder wieder erscheint. Aber die Hämmer, welche Hufeisen schmieden, die Maschinen, welche Nähnadeln oder Uhrfedern schaffen, hat eben der Mensch ersonnen, und sie leitet und vervollkommnet der Mensch. Er ist es, der den einfachen Produkten der Natur den beliebigen Wert geben kann, und diese Werterhöhung, diese wirkliche Beherrschung der Natur heißt Industrie. Industrie aber ist das Kind des Verkehrs. Industrie ist nicht, was ich mir selber bereite: erst wenn meine Erfindung, mein Werk über Länder wandert, sich bewährt, gesucht wird, wenn es meine ganze Kraft in Anspruch nimmt, wenn das Produkt der Erde zum

Digitized by Google

Dienſt der Menſchheit verarbeitet und gewertet iſt, dann gehört es der Induſtrie an, dem Gewerbefleiß. Und Gewerbfleiß iſt wie Fleiß überhaupt ein Gebot, eine Nachfolge des ſchaffenden Gottesgedankens: Fleiß iſt eine der höchſten ſittlichen Pflichten und eine der erhabenſten Regungen des Göttlichen im Menſchen:

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Verkehr. — Besitz. — Schlußwort.

Wer den Begriff „Verkehr“ verstehen will, darf nicht an persönlichen Schaden, noch persönlichen Vorteil, nicht etwa an billigeres Reisen und schnellere Postverbindung, nicht an die ersten Apfelsinen im Jahr oder lebende Forellen aus der Ferne denken. Der Verkehr als die große weltbewegende Macht, als die unerbittliche Forderung der höchsten Kraftanstrengung des Einzelnen, als die Quelle des wahren Welt- und Menschenverständnisses und als der mächtigste Drang zu steter Vervollkommnung des Ganzen: der Verkehr in diesem Sinne zerreißt Gärten und Felder, zertritt liebgewordene Zustände, führt Lumpenvolk in ordnungsliebende Gemeinden, streut wahnsinnige und verbrecherische Ansichten wahllos über Urteilsfähige und Urteilslose, trägt Ansteckungsstoffe aller Art durch die Lande — aber er bleibt der große sittliche Impuls zum Fortschritt des menschlichen Wissens, Liebens, Wollens, Könnens. Und diese Wirkungen spürt auch der, welcher sich der großen Triebkräfte in der Menschheitsgeschichte nicht bewußt wird. Bei einer Rundfrage, wie ich sie für Reval abwies, weil ich ihres Resultats schon ganz sicher bin, würde es keinen Fuhrmann auf dem Markte, keinen „vereidigten Rechtsanwalt“, keinen Kontoristen und keinen Schneidermeister geben, der nicht — jeder von seinem Gesichtspunkt aus — den Fortschritt Revals anerkennte und denselben in Verbindung mit den seither entstandenen Bahnen brächte. Daß auch trotz solchen Zugeständnisses die Kleinmütigen nicht alle werden, liegt ja in der Verzagnis, oft auch in der Verzärtelung vieler guter

Digitized by Google

estländischer Herzen. Trotz dreißigjähriger Bahnverbindung — was wollten die einstigen meerdurchpflügenden „Hero“ und „Leander“, „Storfursten“ und „Konstantin“ gegen diese moderne Hastbewegung zu Lande bedeuten! — hat Poseidons Strafgericht zu wirken nicht aufgehört: manches phäakische Herz ist, wie das Meerschiff des Alkinoos, fest am Boden gewurzelt und zu taubem und blindem Stein erstarrt. Aber das Gebirg, das der Erderschütterer um unser liebes Scheria gezogen, hat mit jeder neuen Bahnverbindung einen neuen luftigen Paß mit freierem Ausblick und frischerem Windhauch erhalten. Über den Geschmack an einem engherzigen und selbstzufriedenen Philistertum und an den Schlagbäumen und Wegpforten von ehemals sind wir glücklich hinaus. Und dieses Bewußtsein ist der sicherste Schutz gegen den Andrang fremder Anschauungen, die zwar einbrechen können, aber nie und nimmer dem Verkehr zugeschoben werden dürfen. Der Verkehr beruht auf Austausch, auf freier Gegenseitigkeit. Es hat ja große geschichtliche Katastrophen gegeben, in denen wie Sturmflut oder Samum fremde feindliche Mächte verheerend über Felder und Gärten, über Ordnung und Arbeitsfleiß hinrasten; aber gerade solche Eruptionen barbarischer Zeiten fanden ihre Schranken dort, wo geregelter Verkehr der Kultur festen Boden gegeben hatte. Denn wer den Verkehr schafft, erhält und beherrscht, der besitzt das Land.

Zeugnis hierfür ist auch die Geschichte unserer Heimat.

Der Handelsverkehr hat sie gleichsam entdeckt und mit dem höher entwickelten Westen in Verbindung gesetzt. Der Mönchsorden, welcher in seine religiösen Pflichten auch den Schutz des Verkehrs eingeschlossen hatte, brachte das Christentum und ohne politischen Anspruch doch festere Emporien des kolonisirenden Elements, als die Ritter. Was wären die ritterlichen Pilger, die Kreuzfahrer der Jungfrau Maria, was die Burgherren in Feindesland geworden oder geblieben, ohne die Kette regelmäßiger Verbindungen, ohne den unausgesetzten Verkehr des Mönchsordens mit seiner geistlichen Familie, durch deren „abneptis, proneptis, neptis und filia“ sich jedes Kloster legitimirte, und deren jährlicher Revision jedes unterlag.

Nichts hat die Entwicklung der baltischen Lande und insbesondere Estlands so oft gestört und so dauernd erschwert, als

Digitized by Google

die steten Unterbrechungen und Belästigungen des Verkehrs durch Kriege, Aufstände, Raub- und Vitalienbrüder zu Land und Meer. Intervalle, wo solche Verkehrsgefahren und -schädigungen nicht stattfanden, sind Fortschrittsjahre für das Land, Zeiten des Schutzes vor ähnlichen Störungen sind zugleich neue Anknüpfungen des Verkehrs mit dem Westen und mit dem Osten gewesen, soweit dieser nicht als mächtiger Feind zu fürchten war. Wehmütig klingt uns noch heute Rüssows Schilderung: „Den sülwigen samer anno 74 sint auermals eine gantze flate der Lübesschen schepen nha der Narue gesegelt, do stunden de Reuelschen Börger vp dem Rosengarden, vnde musten solckes mit schmerten ansehen, dat de Schepe ere Stadt vorby segelden." — — Knüpfen sich nicht alle Schicksale Estlands an die Ostsee, ist nicht für Estland immer entscheidend und verhängnisvoll, in wessen Händen dieses vielumstrittene Gewässer sich befindet? Und ist nicht jede Frage um ein Meer eine Frage um den Verkehr? Normannen, Deutsche, Dänen, Schweden, Russen haben seit einem Jahrtausend um den Besitz des mare balticum, das heißt um die Herrschaft im Verkehr auf demselben gerungen, und zu allermeist ist es das estländische Gestade gewesen, auf welchem dieses Ringen stattfand und welches an den Kränkungen wie an den Förderungen des Seeverkehrs ebenso interessirt war, wie an dem Landverkehr mit dem Westen.

Dieser große Faktor in unserer provinziellen Geschichte beherrscht auch im Kleinen die einzelnen Gemüter. „Reisen, reisen nur ist leben!" war das Motto eines vielgewanderten estländischen Künstlers, und reisen war das Lebensideal vieler estländischer Gelehrten und Seemänner. Estland, das kleinste Gouvernement Rußlands, hat dem Reiche nicht nur die ersten, sondern verhältnismäßig auch die meisten Weltumsegler und Entdeckungsfahrer gegeben. Auch gilt wohl jetzt noch keine künstlerische oder wissenschaftliche Bildung für abgeschlossen, wenn der Betreffende nicht „gereist" ist. Das Reisen wird den Verständigen zu einer frohen Kunst. Hierfür eigene Erfahrungen zu Nutz und Frommen Jüngerer aufzuzeichnen, war mir, der selbst dem Verkehr zu Wasser und Lande viel schöne Erinnerungen dankt, ein Herzensbedürfnis. Und dem Kreise, der den Heimgekehrten mit warmer Freundschaft empfing

Digitized by Google

und die Heimat wieder würdigen lehrte, gebührten wohl Worte des Dankes und der Liebe, die gewiß bei Allen Widerhall finden, welche diesem ernsten und doch jeder frischen Lebenslust zugänglichen Männerkreise nähergestanden.

Nun reihte sich rückgreifend Bild an Bild: die Stätte, an der eine frühere Generation in stiller Selbstbescheidung und reicher Arbeitsfrucht gelehrt und geforscht, belebte sich neu, die Saat, welche ihre Bemühungen gestreut, ging auf als ein Garten der mannigfaltigsten Gewächse. Aber düstere Not klopfte an die Thüren der vergnügt beschäftigten Sammler. Die Mahnung zur Hülfe ward laut, und wiederum war es das ganze Land, das zu ernster Pflicht und gutem Erfolg zusammenstand. Und Eine Lehre tönte vernehmlich und ernst aus diesen Tagen des Kampfes gegen die Not, die eine Lehre, welche schon die fröhlichen und gemütlichen Genossen in Petenbergs Keller, die fleißigen und ernsten Männer im Kloster, die Weckrufer zu der wissenschaftlich-künstlerischen Museumsstiftung, wie alle die Leute erkannt hatten, welche der gemeinsamen Not zu steuern gemeinsame Kräfte aufriefen: die Lehre, daß Estland nicht glauben möge, ein Dasein führen zu können für sich, und daß es von den Bewegungen der Zeit abseit stehen und seine Eigenart nur retten könne, wenn es fernbleibe von dem Verkehr der Welt. Das ist der rote Faden, der sich durch Estlands Entwickelung immer sichtbarer zieht: „die große Lehre von dem Gesetz des Verkehrs."

Nicht erschöpfen konnten diese Plaudereien, noch würdig betonen diese Lehre, nur an sie erinnern, nur zeigen, wie sie schon in Männern lebendig war, welche sie nie aussprachen, und in Arbeiten, die sich scheinbar gegen den auswärtigen Verkehr abschlossen, wie sich scheinbar auch mit eigenen Mauern jene klösterliche Kleinstadt abschloß, die doch nur ein Glied der Gemeinschaft war, welche mehr als jede andre zur Förderung des Verkehrs, also zu gegenseitiger Kenntnis der Menschenstämme, der Menschenbedürfnisse, der Menschenkräfte, der Menschenbestimmung beigetragen hat, in Wahrheitsdrang und Liebesthat ein einiges Ganzes zu sein.

Digitized by Google

Druckfehler:

pag. 241, Zeile 11 von unten ist wie überall Ykeſkola (Yke-ſkola) zu leſen, nicht das bei der Korrektur überſehene Ykeskola.
pag. 249, Zeile 11 von unten Eremitae, nicht Eremitarum.

Digitized by Google

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei
Rudolstadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 063 848 331

Digitized by Google